Schwarz Rot Gold?
STUDENTENROMAN
Hans Bongardt

Digitized by Google

Hans Bongardt

Schwarz-Rot-Gold?

Digitized by Google

833.8
B71s

Digitized by Google

Schwarz=Rot=Gold?

Studentenroman aus der Zeit
der ersten Demagogenverfolgung

von

Hans Bongardt

STANFORD LIBRARY

Verlag von Rich. Bong
Berlin * Leipzig * Wien * Stuttgart

Digitized by Google

Alle Rechte, auch das der Übersetzung
in andere Sprachen, vorbehalten.
Copyright 1920 by Rich. Bong, Berlin

283162

STANFORD LIBRARY

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

Digitized by Google

„Meine Herren! Ich trinke Ihnen zu, doch nicht aus. Sie haben eine Vorahnung gehabt, doch zu früh. Schließlich haben Sie doch recht bekommen."

(Aus der Erwiderung Bismarcks auf die Begrüßung durch die Burschenschaft vor dem Burgkeller zu Jena im Sommer 1892.)

1.

Es war ein heißer Sommertag. Selbst über dem schattigen Mühltal lag drückende Schwüle. Die Blumen ließen erschöpft ihre Köpfe hängen, und die Vögel hielten ihre Mittagsrast im sicheren Versteck. Auch der allzeit lustige Mühlbach war eingeschlafen, und unter den mächtigen Blättern an seinen Ufern hockten träge Frösche und Kröten, Unken und Salamander.

Nur die Menschen trotzten der erschlaffenden Hitze und zogen in hellen Haufen scherzend und singend zur Ölmühle, wo zum Tanz aufgespielt wurde: Besen, Knoten und Studenten.

Im Tanzsaal herrschte bereits fröhliches Treiben. Da schwenkte der Knote seinen Besen lustig im Kreise,

Digitized by Google

während andere kampfbereit an den Wänden und in den Ecken standen, kichernd, flüsternd, drohend.

Die Studenten aber saßen abwartend abseits auf den Bänken und schielten mit Ingrimm auf die dreifarbigen Quasten, welche herausfordernd an den Pfeifen der Handwerksburschen baumelten. Noch wagten sie es nicht, mit ihnen anzubinden, da die Knoten in der Mehrzahl und mit mächtigen Ziegenhainern bewaffnet waren.

Während einer Pause erschien im Türrahmen ein stattlicher Student, der alle Anwesenden um Hauptes-länge überragte. Er trug Postillionstiefel mit Pfundsporen, weißlederne Pantalons, einen bunten Schnürrock, einen riesigen Stürmer und an der Seite einen mächtigen Hieber.

Ihm folgte auf dem Fuße sein Leibfuchs Caritius, der dem Leibburschen nur bis an die Schulter reichte. Seine Haltung aber war voller Selbstbewußtsein, sein Antlitz finster und trotzig, und seine listigen Eidechsenaugen fürchteten sich augenscheinlich vor keinem Gott und keinem Teufel, am allerwenigsten vor nichtswürdigen Knoten.

Durch die Reihen der Saxonen ging eine freudige Bewegung, als sie ihren Senior erblickten, die Füchse sprangen auf und machten ihm ehrerbietig Platz. Die benachbarten Knoten aber warfen ihren Kopf verächt-

Digitized by Google

lich in den Nacken und gaben durch die Art, wie sie sich zutranken und die Lanzen aufstampften, deutlich zu erkennen, daß sie auch mit dem gefürchteten wilden Geyer und seinem berüchtigten Leibfuchs wohl noch fertig werden würden. Sie waren zuversichtlicher denn je. War es doch in ganz Jena bekannt, daß die Saxonen die Burschenschafter in Verruf erklärt hatten, so daß sie im Ernstfall auf deren Hilfe nicht rechnen konnten.

Geyer trank stehend, auf den Hieber gestützt, in einem Zuge seinen Birkenmaier aus und ließ dann seine Augen suchend über die tanzenden Paare gleiten, bis er seine Berta erspähte, ein schlankes, semmelblondes Bäckermädchen mit kirschroten Backen, prachtvoll wie eine Pfingstrose.

„Warum tanzt ihr denn nicht?"

Die Sachsen antworteten nicht.

„Ihr Waschlappen!"

Er schritt in seiner herrischen Art durch die tanzenden Paare, schüttelte seiner Berta kameradschaftlich die Hand und wirbelte wonnetrunken mit ihr durch den geräumigen Saal.

Als er sich zur zweiten Tour anschickte, riß ein schmächtiger Büchsenmacher, ein Schlesier, der es längst auf das blonde Mädchen abgesehen hatte, sie ihm aus dem Arm: „Mit mir tanzt du jetzt, verstanden?"

„Oho, du elender Affenwächter!“ Geyer gab ihm eine ſchallende Ohrfeige.

Einen Augenblick ſpäter war der Tanzſaal kaum noch wiederzuerkennen. Jäh verſtummte die Muſik. Die Spielleute wußten aus Erfahrung, was ihnen bevorſtand, und ſuchten ängſtlich das Weite.

Mit Wutgeheul ſtürzten ſich die Knoten auf ihre Gegner, hieben mit Stöcken, ſtießen mit Füßen, warfen mit Birkenmaiern. Und die Studenten ſtellten eilig die langen Pfeifen an die Wand, zogen die Rapiere und ſcharten ſich kampfesluſtig um ihren Senior, der mit ungeheurer Kühnheit und Beſonnenheit den zahlreichen Gegnern zu parieren verſtand. Händeringend lief der Wirt von einer Gruppe zur andern, vergeblich ſich bemühend, durch Drohungen und gütliches Zureden dem wüſten Treiben Einhalt zu gebieten und ſeine Habſeligkeiten zu retten. Klirrend ſtürzten die Lampen zu Boden, und das Öl ergoß ſich über die blutbefleckten Flieſen . . .

Das Häuflein Saxonen wehrte ſich mit Todesverachtung. Als aber ihrem Führer ein Birkenmaier an den Kopf geſchleudert wurde, daß er taumelte, und ſein Hieber klirrend zu Boden fiel, da zogen ſie ſich erſchöpft hinter den Treſen zurück, wo ſie ſich verſchanzten und Kriegsrat hielten.

In dieſem Augenblick empfanden es alle ſehr pein-

lich, daß sie mit den Burschenschaftern in Feindschaft lebten. Aber die Ehre der Studenten stand auf dem Spiel, sie durften nicht unterliegen, darin waren sich alle einig.

So wurde denn der gewandteste unter ihnen, Caritius, als ihr Bevollmächtigter ins Städtchen geschickt, um schleunigst Hilfe herbeizuholen.

Caritius raste durch das Mühltal. Jede Minute, die er gewann, war kostbar. Geyer selbst hatte ihn zum Boten auserwählt, der stolze Geyer, sein Leibbursch. Da mußte er sein letztes hergeben. Er war über und über mit Staub bedeckt; der Schweiß lief ihm in schmutzigen Rinnen über die Wangen, als er das Johannistor erreichte.

„Burschen, heraus!"

Da schlug das verschlafene Städtchen mit einem Male erschrocken die Augen auf. In seinen Häusern, Winkeln und Gassen wurde es lebendig wie in einem Taubenschlag, wenn er vom Marder heimgesucht wird. Die Hunde, die langausgestreckt auf dem begrasten Pflaster lagen, sprangen auf, reckten sich und streckten sich; die Gänse und Enten auf den Misthaufen vor den Türen holten den Kopf aus dem Gefieder, machten lange Hälse, schrien und schnatterten, und die Hähne fingen aufgeregt an zu krähen.

Türen und Fenster wurden aufgerissen; Studenten

und Philiſter rieben ſich den Schlaf aus den Augen und gähnten. In der „Roſe“ und der „Judenmühle“ ſteckten die Burſchen die Köpfe zuſammen, ließen nach kurzer Beratung das Bier ſtehen, ſtürzten auf ihre Buden und bewaffneten ſich mit Degen, Stöcken und Schlagringen.

Und der Ruf hallte wider von Bude zu Bude, von Kneipe zu Kneipe, von Gaſſe zu Gaſſe bis auf den Turnplatz, wo die Burſchenſchafter trotz der drückenden Schwüle dem neuen Sport mit Eifer huldigten. Erſchrocken eilten die Philiſter aus ihren Häuſern und ſahen mit großer Beſorgnis auf die Studenten, die ſcharenweiſe dem Stadttor zuſtrebten. Aus dem Burgkeller ſtürzte ein Trupp mit gezücktem Degen, eilte zur Mäderei und Gablerei, gefolgt von neugierigen Kindern und Hunden.

Und alle folgten. Vergeſſen war jegliche Feindſchaft der Parteien. Galt es doch wieder einmal, gegen den gemeinſamen Erzfeind zu Felde zu ziehen, der ſie oft beläſtigt hatte. Wie die Raben ihre Horſte verlaſſen, wenn das Notſignal ſie zum Kampfe gegen den Habicht ruft, und ſich ſchreiend zu immer größer werdenden Scharen vereinigen, ſo verſchmolzen am Johannistor die einzelnen Trupps der Studenten zu einem ſtattlichen Haufen und folgten im Sturmſchritt dem kühnen Sachſen ins Mühltal, wo ſie wutentbrannt über die frechen Knoten herfielen.

Die zogen ſich, der Übermacht ihrer Gegner weichend, allmählich kämpfend zurück, bis plötzlich der gellende Schrei des Wirtes das Getöſe wie mit einem ſcharfen Meſſer durchſchnitt:

„Die Pudel!“

Die Studenten ſtoben auseinander wie ein Schwarm Spatzen, wenn der Sperber zwiſchen ſie fährt. Einige mochten im Gewühl des Kampfes den Schreckensruf überhört haben. Aber auch ſie wurden ſchließlich durch das Einſchreiten der Pedelle zur Ruhe gezwungen.

Am nächſten Tage wurden Geyer und Caritius zum Prorektor geladen.

2.

Die Ereigniſſe in der Ölmühle zogen ihre Kreiſe weit über das Weichbild Jenas hinaus und waren Gegenſtand der Unterhaltung unter Philiſtern und Studenten. In den Kneipen und im Kollegiengebäude, auf dem Markt und Eichplatz ſtanden ſie in Gruppen beiſammen und überlegten hin und her, wie es den Kommilitonen, die vor den Senat geladen waren, wohl ergehen werde. Selbſt auf dem Turnplatz mußte der ſtudentiſche Frohſinn der Neugierde das Feld räumen. Das Turnen hatte keine rechte Art, und ſogar Detto, der Vorturner und Sprecher in der Burſchenſchaft, vermochte ſeiner Neigung zur Zerſtreutheit heute nicht Herr zu werden.

So ging er in das Ankleidezimmer, legte den Turnanzug ab, zog den ſchwarzen Rock an, ſetzte ſich ſorgfältig das federgeſchmückte Barett auf, band den Hieber um und ſchlenderte die Saale hinauf, wo durch das Grün uralter Bäume eine weiße Villa ſchimmerte, in der ſein Bundesbruder Hartmann wohnte. Detto

war von hohem, ſchlankem Wuchs, ſeine Haltung etwas gebückt. Das hagere Geſicht mit den vorſpringenden Backenknochen und den tiefliegenden Augen verriet bald den fanatiſchen Schwärmer, bald den Grübler.

Detto hatte das Haus ſeines Freundes niemals betreten, da er nur mit Kommilitonen Verkehr pflegte und einer Berührung mit den Philiſtern ängſtlich aus dem Wege ging. Heute aber mußte er den Freund ſprechen.

Faſt zaghaft pochte er mit dem Meſſingklopfer an die mächtige Tür der ſchönen Villa.

Ihm öffnete ein hochgewachſenes, ſchlankes Mädchen mit hellem Haar und großen hanfblauen, ausdrucksvollen Augen. Über ihrem Antlitz lag ein unſäglicher Duft der Jugend und Lieblichkeit ausgegoſſen. Sie war weiß gekleidet und trug im Gürtel eine rote Roſe.

Der Student fragte nach dem Bruder.

Der war ausgegangen. Als Detto erwiderte, daß er Bundesangelegenheiten mit ihm zu beſprechen habe, da lud ihn das Mädchen mit einer anmutigen Handbewegung ein, hereinzukommen, um auf den Bruder zu warten.

Der Student war befangen. Das Mädchen bemerkte es und ergänzte mit einem gewinnenden Lächeln: „Wenn Sie Zeit haben, Herr Detto, ſo kommen Sie. Ich habe

durch meinen Bruder ſchon viel Gutes von Ihnen gehört."

Zögernd folgte er ihr in die Stube, wo die Mutter am Spinnrad ſaß und den Studenten ebenfalls wie einen guten Bekannten begrüßte.

Die Tochter nahm ihren Platz wieder am Fenſter ein vor den blütenweißen Gardinen. Neben ihr auf der Fenſterbank blühten in buntgeſprenkelten Töpfen Reſeda, Alpenveilchen und Hyazinthen. Sie warf einen fragenden Blick auf die Mutter und vertiefte ſich dann augenſcheinlich in ihre Handarbeit.

Die Mutter brachte die Unterhaltung auf die Knotenſchlacht und gab der Befürchtung Ausdruck, daß ſie für eine Anzahl Studenten unliebſame Folgen haben werde.

Detto meinte, ſo ſchlimm könnte es nicht ſein, da Jena beide Augen zudrücke, wenn ſeine Muſenſöhne es zu arg trieben.

Frau Hartmann entgegnete, daß aber die Rädelsführer vernommen würden. Doch konnte ſie vorläufig nichts Genaueres mitteilen, da die Verwegenſten unter ihnen nach der Knotenſchlacht plötzlich verſchwunden ſeien.

Das fand Detto unſtudentiſch und erbärmlich feige.

Das Mädchen ſtimmte ihm entrüſtet zu und fragte, wer es denn eigentlich ſei.

„Geyer und Caritius."

Es entging Detto nicht, wie dem Mädchen die Röte des Unwillens in die Wangen flog, und wie sie mit einer unsanften Handbewegung einige widerspenstige Locken aus dem Antlitz strich, als sie die beiden Namen hörte. Erst jetzt kam es ihm zum Bewußtsein, wie schön sie war, wie anmutig ihre Bewegungen. Unbekümmert um die Anwesenheit der Mutter ließ er sein Auge auf ihren zarten, schlanken Gliedern ruhen. Er konnte sich nicht satt sehen an dem feinen Spiel ihrer Hände und schaute ihr, wenn sie den Blick von der Arbeit erhob, ehrfurchtsvoll in die großen Märchenaugen. Die kleinste ihrer wechselnden Bewegungen wurde ihm zum Erlebnis. Wie sie die Nadel gegen das Licht hielt und einfädelte, wie sie den Faden um den Finger wickelte und abriß, das Tuch auf dem Schoß glättete und dann in ihrem Nähtischchen herumkramte, wie sie sich schließlich erhob, sich vor einer Truhe in die Knie warf und diese behende durchwühlte, das alles hatte für ihn einen eigenen Reiz.

Jetzt wandte sie mit einer raschen Bewegung ihr Antlitz der Mutter zu und entgegnete fast vorwurfsvoll: „Wenn Geyer und Caritius die Anführer waren, so haben sie sich auf keinen Fall aus dem Staube gemacht."

Die Mutter fragte, wie sie das mit einer solchen Zuversicht behaupten könne.

„Wer die beiden so genau kennt wie ich, der wird ihnen so etwas niemals zumuten."

Da stand das Spinnrad plötzlich still. „Aber, Gudrun, woher kennst du denn die beiden fremden Studenten so genau?" Sie sagte es lächelnd, und doch zitterte eine leise Strenge in ihrer Stimme.

Die Tochter hatte sich erhoben. Schlank und rank stand sie da mit leuchtenden Augen und geröteten Wangen. „Mutter, wer soll denn wohl die beiden forschesten Studenten Jenas nicht kennen? Die kennt jeder Marktfeger und sogar der Seilwinder draußen an der Saale, nicht wahr, Herr Detto?"

Der saß stumm und steif auf der Kante des Stuhles, und seine Augen tranken mit Entzücken das wunderbare Bild. Aber es berührte ihn sehr unangenehm, daß Gudrun mit einem solchen Eifer sich für die beiden ins Zeug legte.

„Ja . . . ja . . . gewiß . . . sie sind sehr forsch."

Die Mutter hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen und meinte, ohne vom Spinnrocken aufzusehen: „Man kann bei weitem nicht alles billigen, was sie tun."

„Aber Schneid haben sie, und das imponiert auch denen, die sonst ihr wüstes Treiben verurteilen."

Detto verstand sich schlecht auf die Herzen der Mädchen; er fand es unbegreiflich, wie die stille, sanfte

Gudrun so viel Wohlgefallen am Schneid finden konnte, und beschäftigte sich lebhaft mit der Frage, ob sie auch ihn wohl für einen forschen Studenten halte. Klingenscheu war er jedenfalls nicht; das mußte ihr der Bruder sicherlich schon erzählt haben.

Und Gudrun fuhr bewundernd fort: „Wenn sie wie die geborenen Fürsten über den Stein schreiten und die andern ihnen ängstlich ausweichen bis in den tiefsten Schlamm hinein, das ist immer sehr amüsant."

„Wenn sie dir selber aber den Weg versperren, Gudrun, was sagst du dann?"

Gudrun schlug beschämt die Augen nieder: „O Mutter, der Herr Geyer ist immer sehr ritterlich . . ."

„Und der andere? Erinnerst du dich denn nicht mehr?"

„Ja — ich entsinne mich. Da war er aber in einer ganz besonderen Verfassung."

„In der Verfassung sieht man ihn leider sehr oft. Deshalb verstehe ich nicht, wie du ihm eine solche Bewunderung entgegenbringen kannst."

Detto freute sich über die treffenden Bemerkungen der Mutter. Er erinnerte sich, daß auch er, um Raufereien zu vermeiden, Caritius wiederholt ausgewichen war. Sollten das etwa Anspielungen auf ihn selber sein? Er beschloß, nie wieder den unteren Weg zu gehen, wenngleich Caritius eine geschickte Klinge schlug.

Die Tochter gab sich noch nicht zufrieden. „Wenn er sonst aber ein guter Mensch ist, dann kann man das andere seiner Jugend wohl zugute halten. Welchen Studenten willst du denn davon wohl freisprechen?“

„Herrn Detto beispielsweise, die Burschenschafter tun es nicht; das hat dir dein Bruder doch wiederholt gesagt.“

Gudrun streifte den Studenten mit einem prüfenden Querblick.

Detto lächelte verlegen. In seinen Freudenbecher war ein Tropfen Wermut gefallen. Die Eifersucht auf Caritius fraß an ihm wie ein giftiges Geschwür. Denn Caritius war sein Todfeind, der nur für seine „Saxonia“ lebte und nach einer passenden Gelegenheit suchte, den Bund zu sprengen, dessen Entwickelung Dettos ganzes Streben galt.

Er stand plötzlich auf und sagte unvermittelt: „Ich kann doch nicht länger warten“, reichte der Mutter die Hand und verneigte sich vor der Tochter sehr ungeschickt.

Als er draußen war, konnte er nicht begreifen, weshalb er sich nicht auch von Gudrun durch Händedruck verabschiedet hatte.

Wie im Traum wandelte er durch die Gassen; in seinem Innern tobte eine Welt von Gefühlen. Was er heute erlebt hatte, das verdrängte alle andern Gedanken und Empfindungen. Alles das, was er bis-

lang für groß und erstrebenswert gehalten hatte, es versank vor diesem einen plötzlich in die tiefsten Abgründe. Warum hatte er ihr zum Abschied nicht die Hand gedrückt? Wie sie selbst das wohl auslegen würde? Er hatte die Empfindung, als habe er eine schlechte Figur gemacht, und schämte sich. Es war ihm peinlich, sich das alles noch einmal zu vergegenwärtigen, was er in ihrem Hause erlebt hatte, und doch fühlte er sich wie von einer unsichtbaren Gewalt zu dem schönen Mädchen hingezogen. Er wollte sie vergessen und seine Aufmerksamkeit auf die schwebenden Fragen des Bundes konzentrieren. Aber immer wieder schlichen sich die Gedanken an das soeben Erlebte ein und ließen ihn nimmer zur Ruhe kommen . . .

In der Johannisstraße begegnete ihm der Freund. Detto war so verwirrt, daß er ihn fast umarmt hätte, und fragte obenhin, ob er Nachricht von Geyer und Caritius habe.

Hartmann sah ihm staunend in die großen, flackernden Augen und antwortete: „Über Nacht ist ihr Schicksal zugleich das unsrige geworden. Sie sollen Dorschel während der Knotenschlacht die Perücke in Brand gesteckt haben, und selbst ihr Ehrenwort vermag die Beweisgründe des Pudels nicht zu entkräften, so daß der Prorektor sie stehenden Fußes ins Karzer hat abführen lassen."

Da brauſte Detto auf: „Trotz ihres Ehrenwortes? Das iſt niederträchtig, das dürfen wir uns nicht gefallen laſſen.“

Hartmann faßte den Freund vertraulich am Knopf des Rocks und flüſterte ihm zu: „Unter uns, Detto, auf Caritius' Ehrenwort geb' ich nicht viel.“

„Aber, Geyer, für den leg' ich meine Hand ins Feuer.“

„Deshalb wird die geſamte Studentenſchaft für ihn eintreten. Soeben iſt eine Deputation beim Senat vorſtellig geworden.“

Sie gingen in den Burgkeller und ſetzten ſich in eine Fenſterniſche. Detto erzählte von ſeinen neuen Plänen, wie ſie das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen heben müßten; nur ſo ſei die Weiterentwicklung des Bundes geſichert.

Hartmann konnte nicht begreifen, weshalb Detto dieſe einfachen Tatſachen ſo umſtändlich und aufgeregt vortrug. Er hörte ſich die Vorſchläge ruhig an und rückte dann mit einem ganz neuen Plan heraus.

„Was du vorſchlägſt, das mögen brauchbare Hausmittelchen ſein. Eine gründliche Wirkung aber verſprech' ich mir nicht von ihnen. Wenn wir dem Bunde eine ganz feſte Grundlage geben wollen, ſo müſſen wir vor allen Dingen dahin ſtreben, Geyer für ihn zu gewinnen.“

Er hatte den Blick fragend auf den zerſtreuten Freund gerichtet, der augenſcheinlich mit ganz anderen

Dingen beschäftigt war. „Ich sage, wir müssen Geyer für unsere Ideen gewinnen."

Da schlug Detto erstaunt die Augen auf. „Den wilden Geyer meinst du, den Senior der ‚Saxonia'? — Das ist ausgeschlossen."

Hartmann fuhr ruhig fort: „Es würde nicht nur für die Jenaer Burschenschaft von Bedeutung sein, sondern zugleich für den gesamten Bund, da sich Geyers Ruhm weit über Jenas Grenzen hinaus erstreckt. So schrieb mir heute Brunotte aus Heidelberg, was es eigentlich mit dem wilden Geyer und seinem Leibfuchs auf sich habe. Alle Welt spräche von ihren Heldentaten. Wir sollen dafür sorgen, daß er bei uns einspringt."

„Und mit ihm sein Leibfuchs, nicht wahr? Der fehlte uns gerade noch."

„Geyer würde schon dafür sorgen, daß er nicht über die Stränge schlägt."

„Der wird der ‚Saxonia' niemals untreu werden."

„Das hast du damals auch von Horn behauptet, der ebenfalls Senior einer Landsmannschaft war. Heute ist er unser Führer."

„Bei Geyer liegen die Verhältnisse anders. Der hat trotz aller Jugendstreiche, die man ihm nacherzählt, festfundierte Lebensanschauungen. Das Jahr 13 ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er zog als unglaublicher Leichtfuß ins Feld und kehrte als Mann heim."

Hartmann meinte, dann dürften ihm die Ziele der Burſchenſchaft nicht unſympathiſch ſein.

„Aber er hätte zahlreiche Hinderniſſe zu überwinden, zunächſt die Anſchauungen ſeines Vaters, der, wie leider ſo viele Gebildete, Kosmopolit iſt und von einem einigen deutſchen Vaterlande nichts wiſſen will. Seine Mutter iſt eine Adlige, die ſämtliche Burſchenſchafter für Plebejer und Demokraten hält. Einen gewiſſen Einfluß auf ihn hat auch ein Fräulein von Pleß, deren Vater, ein Oberförſter, uns Demagogen nennt und ſich über unſere Beſtrebungen luſtig macht."

Hartmann entgegnete zuverſichtlich: „Das alles wird der wilde Geyer wie eine Flaumfeder wegblaſen, ſobald wir ihn für unſere Ideen gewonnen haben; damit würde die letzte Landsmannſchaft ihrer letzten Stütze beraubt ſein und in ſich zuſammenſtürzen, wodurch dann wiederum auch unſere Poſition in Jena befeſtigt würde. Denn man bringt den beiden trotz allem ein außergewöhnliches Intereſſe entgegen. Du ſollteſt zum Beiſpiel mal meine Schweſter Gudrun hören, wenn ich auf die beiden zu ſprechen komme."

Detto errötete wie ein ſchüchternes Mädchen, wenn der Name des heimlich Geliebten zufällig erwähnt wird, und ſeine Augen hingen verlangend an den Lippen des Freundes, deſſen Worte bis in das Innerſte ſeiner Seele drangen. Und doch fürchtete er, eine unliebſame Über-

raſchung könnte ihn jäh aus ſeiner Traumwelt ſtoßen in die nüchterne Wirklichkeit. Er ſchwieg. Aber ſein Schweigen hatte nicht den erhofften Erfolg. Denn auch der Mund des Freundes blieb ſtumm.

Detto überlegte, ob er die günſtige Gelegenheit nicht dazu benutzen ſollte, etwas Näheres über Gudrun zu erfahren. Zwar verhehlte er ſich nicht, daß er vorſichtig zu Werke gehen mußte, wenn er ſich nicht verraten und damit den Zauber des Geheimniſſes vernichten wollte. So überlegte er hin und her und bemerkte dann nach einer Weile wie von ungefähr: „Das iſt mir vorhin auch ſchon aufgefallen."

„So? Du haſt Gudrun geſprochen?"

Detto bejahte.

Hartmann fing an, mit ſeinen Fingern auf der Tiſchplatte herumzutrommeln, und ſah gelangweilt zum Fenſter hinaus. Sein Schweigen wurde dem Freunde zur Qual. Er mußte Gewißheit haben, um jeden Preis, und zwar heute noch.

Und er dämpfte die Stimme zum Flüſterton und fragte ſehr aufgeregt: „Glaubſt du . . . Hartmann . . . daß die Beziehungen zwiſchen den beiden tiefer gehen?"

Hartmann wandte ſich unwillig nach ihm um. „Zwiſchen welchen beiden?"

„Ich meine nur, zwiſchen deiner Schweſter und Caritius?"

Hartmann warf einen forschenden Blick auf den Freund und entgegnete maßlos erstaunt: „Wie kommst du denn dazu? — Die beiden kennen sich ja kaum."

Detto atmete erleichtert auf, und der Freund ergänzte mit dem Lächeln eines Wissenden: „Das scheint dich ja mehr zu interessieren als unsere Bundesangelegenheit?"

„Ja — Hartmann, das interessiert mich außerordentlich."

Da legte ihm der Freund die Hand schwer auf die Schulter, sah ihm fest ins Auge, und in seiner Stimme zitterte ein leiser Vorwurf. „Das kann ich aber nicht billigen. Du solltest deine ganze Kraft in den Dienst des Bundes stellen und in dieser ernsten Zeit unserer Saat deine Kräfte nicht durch eine Liebelei zersplittern."

Detto fühlte sich durch die Zurechtweisung aufs tiefste gekränkt. Aber er wagte es nicht, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Die besonnen-überlegene Art des Freundes brachte das jäh aufwallende Blut bald wieder zur Ruhe. Und er entgegnete zaghaft, es sei durchaus keine Liebelei, was er angefangen habe; das sei etwas Großes, etwas Heiliges, das plötzlich über ihn gekommen sei wie der Heilige Geist über die Jünger . . .

Auf der Straße wurde es lebendig. Sie hörten Stimmengewirr und die Schritte aufgeregter Menschen.

Hartmann öffnete das Fenſter. Da ſchrien es ihm ſchon hundert Stimmen entgegen: „Burſchen zum Marktplatz!“

Auf dem Marktplatz ſtanden die Studenten aufgeregt gruppenweiſe beiſammen. Die einen machten den Vorſchlag, dem Prorektor die Fenſter einzuwerfen; die anderen drohten mit einem Auszug nach Kahla. Wieder andere wollten das Karzer ſtürmen und die Eingeſperrten befreien.

Da ſchwang ſich Horn, der Führer der Burſchenſchaft, auf einen Tiſch, den man mitten auf den Marktplatz geſtellt hatte, und geißelte mit beißendem Spott den Gewaltakt der Univerſitätsbehörde, die die Ausſage eines verlogenen Pudels höher wertete als das Ehrenwort honoriger Studenten. Doch mahnte er vorläufig zur Beſonnenheit, da man erſt das Ergebnis der Delegierten abwarten müſſe.

Die Saxonen vor der „Zeiſe“ hatten Horns Ausführungen mit Intereſſe verfolgt. Sie ſtanden auf und gingen den Burſchenſchaftern entgegen. „Ein freies Leben führen wir . . .“

Die Burſchenſchafter ſtimmten mit ein, und bald erbrauſte der Geſang aus tauſend Kehlen.

Als die letzten Akkorde verklungen waren, kam es wie ein jubelnder Widerhall aus der Kollegiengaſſe. Es waren die Deputierten, die die beiden Eingeſperrten auf

den Schultern ihren Kommilitonen jauchzend entgegenführten.

Der Senior der „Saxonia" schüttelte von seinem Throne aus dem Vorsteher der Burschenschaft dankend die Hand und ermahnte alle zur Einigkeit. Nur so könne man die studentische Freiheit gegen die Vergewaltigungen der Universitätsbehörde schützen.

Singend zogen sie in die „Rose", wo sie bis zum Morgengrauen miteinander zechten: Sachsen, Burschenschafter und Finken.

3.

Auf Geyerhorſt rüſtete man ſich zum Empfang zahlreicher Gäſte. Galt es doch, die Silberhochzeit des verehrten Gutsherrn und ſeiner Gattin in würdiger Weiſe zu feiern. Schon ſeit dem frühen Morgen hatten alle vollauf zu tun. Die Mädchen und Kochfrauen flitzten durch die Küche und den Flur; das ging treppauf, treppab. Überall ſah man geſchäftiges Treiben, denn auch in den Ställen und Remiſen, im Garten und im Park ſollte es feſtlich ausſehen.

Am rührigſten von allen war Frau Geyer. Sie tauchte ſtets da auf, wo man ſie am wenigſten vermutete, ſah überall nach dem Rechten und legte, wo es ſich erforderlich erwies, letzte Hand an.

Trotzdem fand ſie noch Zeit, nach ihrem großen Jungen Ausſchau zu halten, der nach ihrer Berechnung die letzte Poſtſtation längſt erreicht haben mußte. Wie aber, wenn er die Reiſe verſchlafen hatte, oder wenn ihm unterwegs ein Unfall zugeſtoßen? Dann war der Ehrentag für ſie ein verlorener. Denn ſie hing an ihrem

Jungen, wie nur liebebedürftige Mütter an ihrem Schmerzenskinde hängen können, und hatte ihn doch, solange er Student war, noch nicht gesehen, aber unendlich viel von seinen Abenteuern gehört.

Wieder eilte sie in den Park, von wo aus sie eine weite Fernsicht hatte.

Da kam eine verschimmelte Droschke mit einem alten Klepper dahergewackelt, und auf dem Bock saß neben dem Kutscher ihr Karl in Wichs, die lange Pfeife im Munde.

Als er die Wartende erkannte, sprang er, bevor die Droschke hielt, vom Bock herunter der jauchzenden Mutter in die Arme. Sie hielt ihn innig umschlungen, trat dann einen Schritt zurück und musterte ihn erstaunt von oben bis unten. „Wie prächtig du aussiehst! Und stark bist du auch geworden!"

Da eilte auch Luise herbei, die Schwester, und auf der Freitreppe erwartete ihn der Vater, ein jovialer Fünfziger mit stattlichem Bart.

Es währte nicht lange, so kamen die ersten Gäste. Dann rollte Wagen auf Wagen durch das alte Tor, glänzende Equipagen, mit rassigen Pferden bespannt.

Frau Geyer fragte ihren Sohn, wen er sich zur Tischdame wünsche. Der Sohn lächelte in sich hinein: „Du fragst noch?"

„O," rief begeistert die Schwester, „sie sieht heute wieder entzückend aus."

Damit hatte sie nicht zuviel behauptet.

Trotzdem war es dem Studenten unbehaglich zumute, als er über die Schwelle des Festsaales schritt: die geschmückte Tafel, die Damen in ihren eleganten Toiletten, die Herren in Frack oder Uniform, das alles war ihm im Laufe der Jahre fremd geworden. Er liebte zwanglose Geselligkeit, und alles Feierliche ging ihm gegen den Strich. Er schätzte würzige Bierreden; die langen Festreden aber, die kein Ende nehmen wollten, waren nicht nach seinem Sinn.

Auch wollte die Unterhaltung mit seiner eleganten Nachbarin vorläufig nicht recht in Fluß kommen; er hatte sie lange nicht gesehen, und ihre geistigen Interessen hatten sich in verschiedener Richtung entwickelt. Sie wollte Auskunft über Goethe haben.

Geyer antwortete ausweichend, der wohne seines Wissens in Weimar.

„Aber mein Gott, Herr Geyer, Goethe ist doch oft wochenlang in Jena, und Sie haben ihn niemals gesehen?"

„Niemals."

„Und nichts von ihm gehört?"

„Hin und wieder etwas, daß er zum Beispiel bei Frommanns aus und ein geht, und daß er in der ‚Tanne' den ‚Erlkönig' und eine gewisse ‚Fischerin' geschrieben habe."

„Sie meinen den ‚Fiſcher'. — Und bei Knebel iſt er doch auch ſehr oft zu Gaſt! Kennen Sie denn Knebel nicht?"

„Nein."

„Aber Kotzebue?"

„Meine Filia hospitalis ſpielt ſeine ſentimentalen Sachen."

„Sie unterſchätzen Kotzebue. Ich hörte in Berlin ſeine ‚Deutſchen Kleinſtädter'. Die muß man auf einer guten Bühne geſehen haben . . . Aber Sie machen ſich augenſcheinlich über meine literariſchen Intereſſen luſtig? — Sagen Sie mal, Herr Geyer, was machen Sie eigentlich den ganzen Tag in Jena? Sie führen, wie mir erzählt wurde, ein äußerſt fideles Leben?"

Da griff der wilde Geyer mit vollen Händen hinein in den unerſchöpflichen Schatz ſeiner Erlebniſſe, und Melanie hörte ihm aufmerkſam zu und wagte nicht mehr, ihn mit unbequemen Fragen zu beläſtigen. Anſchaulich ſchilderte er die Studentenaufzüge, die Marktfeſte, die Silveſterfeier, die Stiftungsfeſte, Komitate und Fuchskneipen. Schließlich brachte er die Unterhaltung auf die Burſchenſchafter.

„Ach," entgegnete ſie abwehrend, „das ſind ſchreckliche Menſchen, mein Onkel in Gießen hat uns von ihnen erzählt, und Papa iſt ſehr ſchlecht auf ſie zu ſprechen. — Papa," rief ſie einem ihr ſchräg gegen-

überſitzenden Herrn zu, „denk' dir, der Herr Geyer haut ſich mit den Schwarzröcken."

„Das Vernünftigſte, was er tun kann", entgegnete lächelnd der Oberförſter. Er trank Geyer zu und ergänzte ſpöttelnd: „In Jena haben wir ja ihre Hochburg. Davon müſſen Sie uns erzählen."

Die Unterhaltung verſtummte allmählich, und alle horchten auf Geyers Worte . . .

„Die Schwarzröcke in Gießen ſind noch ſchlimmer," ergänzte der Oberförſter, „die haben ſich gegenſeitig geſchworen, der Frauenliebe zu entſagen, damit ſie in ihrem Streben nach ihrem Ziel nicht behindert werden. — Wiſſen Sie auch, meine Damen und Herren, was das für Ziele ſind? — Das iſt der Umſturz alles Beſtehenden und durch die Tradition Geheiligten. Wie ein heiliges Donnerwetter ſollte die Behörde dazwiſchenfahren und das ekelhafte Neſt der demokratiſchen Verſchwörer ausſchwefeln."

Frau Geyer fragte, was denn die jungen Menſchen dazu veranlaſſen könne, die beſtehenden Verhältniſſe, die doch zweifellos gut ſeien, beſeitigen zu wollen.

„Die ſind nur nach unſeren Begriffen gut, ſie ſelbſt aber nennen ſie reaktionär. Sie wollen Freiheit und Brüderlichkeit wie jene Maulhelden, die vor Napoleon über den Rhein zu uns kamen und auch bei uns alles auf den Kopf ſtellten. Sie faſeln von einem einigen

Deutschland, das alle Stämme umfassen und in denen alle unsere guten und durch die Tradition geheiligten Privilegien aufgehoben werden sollen. Wohin soll denn das noch führen? Wir pflegen die Eigenheiten unseres Stammes und fahren gut dabei. Was uns da ein sogenanntes einiges Deutsches Reich noch bringen soll, ist mir ein Rätsel. Phrasendrescher sind es, denen der konfuse Jahn den Kopf verdreht hat."

Der alte Geyer stimmte den Ausführungen des Oberförsters zu. Die Deutschtümelei, wie sie von den Burschenschaftern betrieben werde, sei auch ihm zuwider, wie überhaupt jegliche Betonung des Nationalen. „Was heißt denn deutsch? Was französisch, was russisch, und was heißt englisch? Sind wir nicht alle Brüder, die dasselbe Ziel haben?"

„Welches Ziel ist das?"

Der alte Geyer rüstete sich zum Kampfe. Zwar gehörte er zu denen, die den Frieden über alles lieben, die jedoch in die Ketten fliegen, sobald sie in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt werden. Dann ließ sich der alte Geyer selbst von dem bärbeißigen Oberförster, dem er sonst manches zugute hielt, nicht an den Wagen fahren. Die Absicht aber lag augenscheinlich wieder einmal vor, da die Frage in ihrer Schärfe einer Herausforderung gleichkam. Und er sah dem Gegner fest in die blitzenden Augen und erwiderte ruhig: „Es be-

ſteht darin, das Reinmenſchliche in uns wieder zur Geltung zu bringen, das durch die langen Kriege in Mißkredit gekommen iſt. Alle Menſchen haben etwas Gemeinſames, das wir pflegen müſſen ohne Rückſicht auf die Nationalität, wohingegen wir das Trennende, das übrigens im Vergleich zu dem andern unbedeutend iſt, überwinden müſſen."

„Das ſind freimaureriſche Anſichten, die leider immer weiter um ſich greifen und uns ſchließlich einen formloſen Völkerbrei beſcheren, der weder Fiſch noch Vogel iſt. Ich hege Vertrauen zu der heranwachſenden Jugend, daß ſie das Erbe ihrer Väter verteidigt, daß ſie die Eigenheiten ihres Stammes pflegt und allen Beſtrebungen, die darüber hinausgehen, den Krieg bis aufs Meſſer erklärt."

Er wandte ſich an einen jungen, blaſſen Menſchen, der jüngſt aus dem Kriege heimgekehrt war und den Arm noch in der Binde trug: „Und Sie, Herr Hildebrandt, müſſen auch dafür ſorgen, daß die Landsmannſchaften in Gießen ſich noch enger zuſammenſchließen und die Demokraten aus ihren Schlupfwinkeln vertreiben wie das Frettchen die Kaninchen. Sehen Sie es ſich doch einmal genauer an, was ihr Führer, der Follen, erſtrebt, und wie die fanatiſchen Plebejer ihm zujubeln."

Hildebrandt nickte zuſtimmend mit dem Kopfe. „Wir werden ihnen ſchon heimleuchten."

Der alte Geyer aber ſprach ſein Befremden darüber aus, daß man über eine ſolche Lappalie ſo viel Worte verliere.

Der Oberförſter entgegnete gereizt, es ſei durchaus keine Lappalie, ſondern eine Zeiterſcheinung, deren Bedeutung man nicht unterſchätzen dürfe. „Sehen Sie ſich beiſpielsweiſe den Jungen unſeres Schulmeiſters mal an, mit welchem Fanatismus der ſich für die Ideen der Demagogen ins Zeug legt; dem iſt einfach alles zuzutrauen.“

Der wilde Geyer ſtimmte ihm zu und erzählte, daß das ſchönſte Mädchen Jenas, um das ſämtliche Studenten ihn beneideten, ihm gewogen ſei, daß er aber ihre Liebe nicht erwidern könne, weil ſein Herz dem Vaterlande gehöre.

„Da haben wir's ſchon!“ rief beſorgt der Oberförſter.

Der alte Geyer lachte, daß ihm die Schultern wackelten. „Nur keine Bange! Detto iſt der Sohn des Schulmeiſters, und der iſt ein wenig überſpannt.“

Die Hausfrau entgegnete unwillig, das ſei doch wohl zuviel behauptet: „Der Herr Detto fühlt intenſiver als wir, deshalb darfſt du ihn aber noch nicht überſpannt nennen.“

„Er ſieht Dinge, die nicht exiſtieren, und heilt Krankheiten, die nicht vorhanden ſind . . .“

„Das möchte ich bezweifeln. Die Dinge, welche uns verborgen bleiben, und die er ſieht, exiſtieren doch, nicht wahr, Herr Hildebrandt? Wer war es denn, der Sie bei Waterloo verwundet auf dem Schlachtfelde liegen ſah, als wir von der Schlacht noch nichts wußten? Und wer hat Sie auf dem Wege in die Heimat geſehen, als wir Sie noch im Lazarett wähnten? — Der Schulmeiſter. Er hat uns Ihre Uniform bis in die kleinſten Einzelheiten beſchrieben, obſchon er niemals einen Lützower Offizier geſehen hatte."

Der Pfarrer beſtätigte es. „Auch ich habe an den Schulmeiſter nicht geglaubt bis zu der Stunde, da er mir Nachricht über meinen verwundeten Jungen brachte. Ihm verdanke ich nächſt Gott die Geneſung meines Sohnes."

Die Hausfrau lächelte ihm dankbar zu. Der alte Geyer aber ließ ſich nicht beirren. „Der Schulmeiſter iſt überſpannt, und an ſeinen Magnetismus glaube ich nicht."

„Ich aber", entgegnete eifrig die Hausfrau; „ohne ſeine Hilfe hätte ich dieſen Abend nicht erlebt. Wer hat mir denn ſchließlich geholfen, als die Kunſt der Ärzte verſagte? — Der Schulmeiſter. Die Doktoren haben mir mit ihren Salben die Haut wund gerieben, und ihr ewiger Aderlaß hat mich ſo erſchöpft, daß ich kaum noch ein Glied bewegen konnte. Als aber der

Schulmeiſter kam und mir die Hand auflegte, waren die Bruſtkrämpfe plötzlich verſchwunden. Auch hat er dem Berliner im Dorf die geblendeten Augen geheilt. Ich bin dem Manne zu großem Dank verpflichtet, und wenn ſein Sohn ein wenig konfus ſein ſoll, ſo wollen wir uns darüber nicht luſtig machen, ſondern berückſichtigen, was die leidende Menſchheit dem Vater alles zu verdanken hat."

Die Hausfrau hatte es verſtanden, ihre Gäſte für den Schulmeiſter zu intereſſieren, und ſo ſagte Melanie zu ihrem Nachbar: „Herr Geyer, den Sonderling möchte ich mir auch mal anſehen."

Als die Tafel aufgehoben war, trug Geyer das Anliegen ſeiner Tiſchdame der Mutter vor.

Die entgegnete: „Morgen hat er Empfangstag, da könnt ihr ihn beſuchen, falls ihr mir das Verſprechen gebt, daß ihr euch nicht über ihn luſtig machen werdet."

Als der Schulmeiſter am nächſten Morgen mit ſeinen Gläſern, Kochbechern und Retorten beſchäftigt war, meldete ihm die Magd die beiden Gäſte.

„Ganz recht," ſagte er ſinnend und fuhr ſich leiſe mit der Hand über die faltige Stirn, als wollte er Ordnung in ſeine Gedanken bringen, „ſie ſollen hereinkommen."

Er fixierte durch die Brillengläſer erſt den Herrn und

dann die Dame und ſagte obenhin: „Ich habe euch ſchon erwartet.“

„Aber Sie kennen mich doch nicht, Herr Detto?“

„Ganz gewiß kenne ich Sie, mein ſchönſtes Fräulein. Als ich heute früh meinen Brunnen trank, ſah ich Sie mit dem Herrn Geyer im Waſſer, wie Sie mit den Apfelſchimmeln durch den Park fuhren.“

Melanie unterdrückte nur mit Mühe ein Lächeln, denn der alte Mann in dem weißen Haar erſchien ihr höchſt ſeltſam.

Der aber fuhr unbekümmert fort: „Ihr ſeid zu mir gekommen, um eine Frage an das Schickſal zu richten. Da kann ich euch noch nicht helfen. Wenn die Stunde da iſt, werde ich euch ſagen, was ich ſehe. Vergangene Nacht hat mich mein Johannes zum erſtenmal beſchäftigt. Ich ſah ihn aber nur verſchwommen, wie er nach einer Waſſerroſe ſchwamm. Da kam von der entgegengeſetzten Seite ein anderer, der ſich ebenfalls die Roſe holen wollte. Zwiſchen den beiden entſpann ſich dann mitten auf dem Waſſer ein heftiger Kampf, deſſen Ausgang mir verborgen blieb, da die Turmuhr meine Kreiſe zerſtört hat. Nun muß ich wieder warten.“

Geyer entgegnete, daß ſein Sohn Johannes wohlauf ſei und ihm Grüße an den Vater aufgetragen habe.

„Danke, danke, aber das beweiſt nichts. Meine ſelige Frau war auch wohlauf, abends noch. Als ich

mich aber zu Bett legen wollte, sah ich auf dem Kissen ihr Totenhemd. Da hab' ich auf dem Sofa geschlafen, und am nächsten Morgen war sie tot."

Er wischte mit dem Taschentuch die Tränen aus den Augen und fuhr mit weinerlicher Stimme fort: „Herr Geyer, sehen Sie nach ihm, er ist mein einziger. Daß er dem Bunde beigetreten ist, war eine große Torheit. Haben Sie ein Auge auf ihn, daß ihm nichts Böses widerfährt, ich überleb' es nicht."

Melanie suchte ihn auf andere Gedanken zu bringen und sagte mit schalkhaftem Lächeln: „Herr Detto, wir sind nicht gekommen, das Schicksal zu befragen, sondern möchten nur sehen, wie Sie die Patienten heilen."

Da führte ihnen der Schulmeister einige Kranke vor . . .

Als die beiden wieder im Wagen saßen, meinte Melanie fast ehrfurchtsvoll: „Wie seltsam! Der Alte hat etwas Unheimliches in seinem ganzen Wesen."

„Vielleicht hat er das Schicksal seines Johannes richtig gesehen; denn die Situation zwischen ihm und meinem Leibfuchs spitzt sich immer mehr zu."

Melanie fragte, was die beiden denn miteinander hätten.

„Beide sind in die schöne Gudrun verliebt."

„Und sie spielt mit beiden?"

„Sie sollten sie kennen! Ich vermute, daß sie sich nicht entscheiden kann, da ihr der eine zu wild und der andere zu sentimental ist."

Melanie war der Ansicht, daß ersteres für ein vernünftiges Mädchen kein Hindernis sein könne, das gehöre nun mal zum Studentenleben.

„Mein Leibfuchs ist ein hochbegabter Mensch. Dettos Begabung erstreckt sich mehr auf das Gefühlsleben; er ist ein schwärmerischer Idealist, im übrigen aber ein sehr vornehmer Bursch, was ich Caritius noch nicht ohne Einschränkung nachsagen kann."

Melanie machte eine wegwerfende Handbewegung. „Pah, das ist Nebensache. Schließlich kommen Sie mir noch mit der üblichen Herzensbildung, wovon jüngst so viel die Rede ist. Wer wird denn noch so naiv sein? — Aber das Mädchen ist wirklich hübsch?"

„Fast so schön wie Sie, Fräulein Pleß."

Sie lächelte geschmeichelt und drohte kokett mit dem Zeigefinger. Darin entdeckte Geyer einen neuen ihrer zahlreichen Reize; er nahm ihre Hand und drückte einen Kuß darauf.

Und Melanie fühlte sich von einem wohligen Behagen durchrieselt, als sie in den Augen des stattlichen Menschen eine leichte Verwirrung las.

4.

Dettos kühnſter Traum war zur Wirklichkeit geworden: die ſchöne Gudrun erwiderte ſeine Liebe. Sie erwiderte ſeine Liebe mit einer Hingabe, wie er es hinter dem ernſten, ſtolzen Mädchen nicht im entfernteſten geahnt hatte. Faſt täglich ſah und ſprach er ſie, wenn er ihren Bruder in Bundesangelegenheiten beſuchte. Der aber war von den Erfolgen ſeines Freundes wenig entzückt. Er warnte Gudrun, und er warnte Detto. Aber keins von beiden hörte auf ſeine Bedenken. Was galt ihr, der liebebedürftigen Schweſter, noch der Bruder, was die Freundinnen, ja, was ſelbſt die Mutter? Sie vergaß ihre eindringlichen Warnungen, verſchloß ihre empfindliche Seele allen anderen Einflüſſen und lebte nur dem Geliebten. Es waren Stunden reinſten Glücks und ungetrübteſter Freude.

Und er, der ſchwärmeriſche, gewiſſenhafte Student, der über ſein Tun und Laſſen jeden Abend, bevor er einſchlief, ſich genau Rechenſchaft abzulegen pflegte, er verſäumte die Vorleſungen und den Turnplatz, die Kon-

vente und den Vater, der ihm geraten hatte, daß er auf der Hut sein möge, da ihm Unheil drohe, und lief mit der Laute in den Wald, berauschte sich an dem Gesang wehmütiger Liebeslieder, an Fouqués „Undine" und seiner „Historie von dem edlen Prinzen Galmy und einer schönen Herzogin von Bretagne".

Nur hin und wieder regte sich sein Gewissen; dann konnte er sich nicht verhehlen, daß er durch seine glühende Liebe zu Gudrun sich selbst verleugnete, indem er alles preisgab, was bis dahin für ihn groß und heilig gewesen war, und daß seine Kräfte nicht mehr ungeteilt dem Bunde gehörten, sondern in eigennütziger Weise verzettelt wurden. Das ließ ihn nimmer zur Ruhe kommen. Niemals in seinem Leben hatten Neigung und Pflichtgefühl in ihm so heftig um die Herrschaft gestritten wie jetzt. Wenn sonst die Leidenschaft für Musik und Literatur ihn vom Wege der Pflicht zu verdrängen drohte, so war er dank seiner Willenskraft bald wieder Herr seiner selbst und verfolgte mit Ausdauer das Ziel, das er sich gesteckt hatte. Die Liebe zu Gudrun aber hatte seine Seele aus dem Gleichgewicht gebracht und die Wurzeln seiner Willensstärke bloßgelegt, daß der Trieb das Wollen beherrschte und er aus dem Konflikt der Gefühle nicht mehr herauskam.

Trotzdem rang er sich schließlich nach einer wiederholten Aussprache mit Hartmann zu dem Entschlusse

durch, mit Gewalt zu unterdrücken, wonach ſeine Seele ſchrie, und ſeine ganze Kraft wieder in den Dienſt des Vaterlandes zu ſtellen.

Dieſen Entſchluß faßte er unmittelbar vor dem Jahrestag der Einnahme von Paris, der von Studenten und Bürgern gefeiert wurde. Die Profeſſoren und die Behörden der Bürgerſchaft im Ornat, der Landſturm und die Veteranen in Uniform, darauf die Burſchenſchaft, ſo bewegte ſich der bunte Zug unter dem Geläute der Glocken aus der Kirche zum Eichplatz, wo Horn die Feſtrede hielt.

Dann trat aus dem Kreiſe der Ehrenjungfrauen Gudrun hervor, gedachte in ſchlichten Verſen der Helden, die im Freiheitskriege gefallen waren, und überreichte dem Führer der Burſchenſchaft eine ſchwarzrote Fahne, die Jenas Jungfrauen mit Gold geſtickt hatten.

Detto war von ihrer Erſcheinung und ihren Verſen hingeriſſen, als ſie die Gedanken zum Ausdruck brachte, die auch ihn bewegten. Seine lebhafte Phantaſie führte ihn in eine roſige Zukunft, in ein ſtilles Pfarrhaus, wo ſie ſeine Seele auch dann für die heiligen und großen Gedanken entzünden konnte, wenn er ſich matt fühlte und lahm. In den ſeligen Gedanken hatte er ſich ſo hineingeſponnen, daß er die Wirklichkeit vergaß und ſeine Begeiſterung durch Händeklatſchen und Bravorufe noch zum Ausdruck brachte, als ſich der Beifall der Menge ſchon gelegt hatte.

Dieſer Übereifer wurde von den Burſchenſchaftern übel vermerkt, was ſeinem Erzfeinde Caritius, der mit ſeinen Kommilitonen im geöffneten Fenſter am Ende des Platzes lag, nicht entging. Er benutzte die günſtige Gelegenheit, dem verhaßten Schwarzrock ein Bein zu ſtellen, indem er eine häßliche Bemerkung hinunterſchrie, die auf die Burſchenſchafter einen ſehr peinlichen Eindruck machte, am peinlichſten aber auf Detto, der erſt zur Beſinnung kam, als es zu ſpät war.

Über den Fall wurde auch im Konvent verhandelt, und ſo kam es, daß ſich der verliebte Student eine ſcharfe Zurechtweiſung gefallen laſſen mußte.

Detto fühlte ſich tief gedemütigt. Wie hatte er ſich nur ſo vergeſſen können? Je länger er darüber nachdachte, deſto mehr verdichtete ſich in ihm der Gedanke, daß er fürderhin nicht zwei Herren dienen konnte. Das hatten ihm auch ſeine Bundesbrüder geſagt. Er vermochte aber in Jena nicht länger ohne die Geliebte zu leben, und ſo entſchloß er ſich nach langen, ſchweren Kämpfen endlich dazu, mitten im Semeſter nach Halle überzuſiedeln, um dort Gudrun zu vergeſſen und ſich ungeteilt den großen Aufgaben zu widmen, die er zu löſen hoffte.

Es wurde ihm unendlich ſchwer, der Geliebten den Entſchluß mitzuteilen.

Gudrun konnte ſeinen Vorſatz nicht begreifen. Es

kroch sie das Grauen an, wenn sie sich vergegenwärtigte, daß sie einsam in Jena zurückbleiben sollte. Wenn er ihre Liebe erwiderte, dann durfte der Gedanke an eine Trennung nicht ernstlich erwogen werden.

„Aber der Bund! Was soll dann aus dem Bunde werden?"

„Es handelt sich nicht um den Bund, sondern um uns. Ich kann es nicht fassen . . ."

„Aber mein Pflichtgefühl — ich finde keine Ruhe mehr, wenn ich noch länger meine Kräfte zersplittere."

Gudrun schluchzte an seinem Halse. Aber Detto ließ sich nicht beirren . . .

Es erregte in der „Saxonia" Aufsehen, als sich die Nachricht verbreitete, daß Detlo Jena bei Nacht und Nebel verlassen habe. Alle frohlockten. Wußten sie doch, daß der fanatische Mensch mit den schwärmerischen Augen eine der kräftigsten Stützen der Burschenschaft war, vor dem sie stets auf der Hut sein mußten. Den größten Jubel aber löste die Nachricht von Dettos Abreise in Caritius aus. Jetzt war für ihn die Bahn frei; denn wenn sein Gegner aus freien Stücken das Feld räumte, so glaubte er sich zu der Annahme berechtigt, daß Gudrun sich endgültig von ihm abgewandt habe. Jetzt galt es, die Gelegenheit auszunutzen.

Und er machte sich auf Umwegen geschickt an den Bruder heran und suchte seinen Verkehr, soweit das ge-

ſpannte Verhältnis zwiſchen den Parteien es geſtattete. Aber Hartmann durchſchaute die Abſichten des Saxonen und wandte ſich von ihm ab. Darauf verſuchte Caritius, wie von ungefähr eine Begegnung mit Gudrun herbeizuführen, was allerdings ſehr ſchwierig war, da ſie, ſeitdem Detto ſie verlaſſen, ſehr zurückgezogen lebte.

Als Caritius ſie einſt beim Einkaufen auf dem Markte anredete, entgegnete ſie entrüſtet: „Was wollen Sie denn? Ich kenne Sie ja gar nicht", und ging ihrer Wege, ganz Würde, ganz gekränkter Stolz.

Caritius aber wiederholte ſeinen Verſuch bei paſſender und unpaſſender Gelegenheit, ſo daß ſein Leibburſch eines Tages zu ihm ſagte: „Laß das! Du blamierſt durch deine Aufdringlichkeit dich und die ‚Saxonia'."

Indes durchlebte Detto in ſeinem neuen Wirkungskreiſe Stunden ungeſtillter Sehnſucht und grenzenloſer Verlaſſenheit. Das Studentenleben in Halle, namentlich das der Theologen, war ihm zuwider, da es roh und ungezügelt war. Auch zu der dortigen Burſchenſchaft fand er nicht das gewünſchte Verhältnis, da es an zuverläſſigen und einflußreichen Führern fehlte, mit deren Hilfe er ſeine Ideen hätte verwirklichen können. Er fand keinen Freund, keinen Menſchen, dem er ſein Leid hätte klagen können, und ſchrieb an Gudrun Briefe auf Briefe, die aber unbeantwortet blieben. Er war vom Regen

in die Traufe gekommen, insofern, als er in Halle weder dem Bunde nützen noch den Verkehr mit der Geliebten pflegen konnte. So spann er sich immer tiefer in seine Einsamkeit hinein und fühlte dabei, wie die Sehnsucht seine Kräfte verzehrte und er tatenlos wie ein schwankes Rohr durch die Gassen Halles pendelte, inmitten eines äußerst bunten Studentenlebens. Er sehnte sich nach seinen Freunden zurück, nicht zuletzt nach seinem ehemaligen Spielkameraden Geyer, obschon er sich nicht verhehlte, daß sie entgegengesetzte Ziele verfolgten, und daß sie sich als Studenten wiederholt blutig bekämpft hatten. Dettos Urteil aber wurde mit jedem Tage milder. Infolge der größeren Distanz übersah er all die kleinen Mängel und Fehler des Freundes, die ihm in Jena oft ein Stein des Anstoßes gewesen waren, die Raufluft und die Geringschätzung, die Geyer manchen Dingen entgegenbrachte, die dem etwas kleinlichen, gewissenhaften Burschenschafter heilig waren. Er verneigte sich im stillen vor seinem Charakter und der urwüchsigen Kraft, die ihn jedes Ziel erreichen ließ, das er sich einmal gesteckt hatte.

5.

Es war zur Zeit der Schneeschmelze. Die Straßen waren aufgetaut und die Wege grundlos. Trotzdem drängte sich auf ihnen eine bunte Menschenmenge zum Saalestrand hinab, wo die Studenten Schollen hüpften, was eine außergewöhnliche Anziehungskraft auf sie ausübte, da es von der Polizei verboten war.

Wie alle großen Ereignisse, so warf auch das Karnevalsfest seine Schatten voraus. So sah man unter den balancierenden Studenten schon die seltsamsten Kostüme. Noch bunter aber war das Leben und Treiben auf den Studentenbuden und in den Schneiderwerkstätten, wo man emsig damit beschäftigt war, den Einzug des Prinzen Karneval würdig vorzubereiten. Überall fanden Sitzungen und Beratungen statt. Noch niemals hatte das Studentenleben so viel Veranlassung zu symbolischen Darstellungen gegeben wie in den Monaten, die seit der Gründung der Burschenschaft verflossen waren, in denen sich zwei Parteien auf Tod und Leben

bekämpft hatten. Alle ſehnten den großen Tag herbei, da die eine Partei der andern den Trumpf ausſpielen konnte; ſie waren unermüdlich im Erfinden neuer Motive und ſcheuten keine Koſten, wenn es galt, das zur Darſtellung zu bringen, was den Gegner, wenn auch nur im Narrengewande, in den Augen der Zuſchauer herabſetzen mußte.

Der wilde Geyer hatte Melanie von den Vorbereitungen auf dem laufenden erhalten, und dieſe hatte ihrem Vater ſo lange zugeſetzt, bis er ihren Wunſch erfüllte und zum Empfang des Prinzen Karneval mit ihr nach Jena fuhr.

Der Oberförſter ſtand mit ſeiner Tochter im Gaſthauſe „Zur Sonne“ und ſah hinaus auf das bunte Treiben auf dem ausgedehnten Marktplatz.

Aus der Leutragaſſe kamen geſchmückte Leiterwagen, mit Ochſen beſpannt. Auf dem erſten hockten die Muſikanten. Der folgende war mit Miſt beladen, worauf eine Tanne thronte.

„Pfui — wie ekelhaft!“ Melanie wandte ſich ab.

Der Vater aber zeigte auf einen Bauern, der mit einem Rieſenſchild vor den Ochſen einherſchritt, worauf in ſchwarzrotgoldenen Buchſtaben zu leſen ſtand: „Ergebnis der Verhandlungen in der ‚Tanne‘ am 12. Junius im Jahre des Heils.“

„Bravo,“ ſchrie begeiſtert der Oberförſter und

klatschte in die Hände, „so sieht die Gründung der Burschenschaft bei Lichte aus."

Da mußte auch Melanie lachen. „Das ist sicher Herrn Geyers Idee."

Der Vater zeigte schon auf den dritten Wagen, worauf ein stattliches Frauenzimmer in tief dekolletiertem Kleide thronte, ein verführerisches Lächeln auf den Lippen. Den rechten Arm hatte sie um einen Burschenschafter gelegt, der durch Efeu und Tannengrün zur Hälfte verdeckt war, sich behaglich an ihren üppigen Busen schmiegte und sie hin und wieder verstohlen liebkoste. Mit der Linken umklammerte sie den Arm eines schüchternen Jünglings, ebenfalls in der Tracht der Burschenschafter. Er versuchte vergeblich, sich von dem verführerischen Weibe loszumachen, und zeigte mit dem Blick der Verzweiflung auf ein Schild, das er krampfhaft mit der Rechten umklammert hielt, und auf dem zu lesen stand: „Prinzipien".

„Was bedeutet denn das?"

„Es ist eine Veranschaulichung ihres Keuschheitsprinzips."

„Und warum reicht das blonde Mädchen da dem weinenden Burschenschafter einen Korb?"

Der Oberförster lächelte behaglich. „Hat dir Herr Geyer nicht erzählt, wie es unserm guten, phantastischen Detto mit seinem Liebchen ergangen ist?"

Auch aus der entgegengesetzten Gasse kamen die Klänge einer Kapelle. Melanie reckte den Hals zum Fenster hinaus und frohlockte. Auf einem Wagen schwankte ein Riesenplakat mit einem fliehenden Geier, der von einem Burschenschafter mit gezücktem Degen verfolgt wurde. In seinen Krallen trug er die Fahne der Saxonen, auf dem Rücken einen jungen Geier, eine Karikatur des Caritius. Unter einer Linde im Hintergrunde stand ein schluchzendes Mädchen mit einem Bäckerkorbe, das von einem Büchsenmacher getröstet wurde und sich mit der Schürze die Tränen trocknete. Neben ihr Caritius' Dogge, die ihren Herrn suchte. Am Horizont der blasse, untergehende Halbmond, auf der entgegengesetzten Seite die aufgehende Sonne.

„Ah!" rief der Oberförster, „das soll den Sieg der Burschenschaft über die Landsmannschaften darstellen, die ihre Kneipe im ‚Halben Mond' haben! Die Affen! Die andere Hälfte weist auf die Knotenschlacht hin."

Plötzlich begann ein Drängen und Schieben, ein Hin und Her, ein Rufen und Antworten — und dann standen alle Räder still. Es gab kein Vor und kein Zurück. Wie angewurzelt hielten sie dem Fenster gegenüber, hinter dem die aufgeregte Melanie stand: Studenten und Philister, Kinder und Greise, Männlein und Weiblein, Pferde und Hunde.

Melanie ergriff in ihrer Angſt des Vaters Hand, da ſie fürchtete, jetzt würden die feindlichen Parteien aufeinanderplatzen.

Das gerade Gegenteil aber trat ein. Scherze und Spottreden flogen wie Bälle hin und her. Sie tranken einander zu, machten Gloſſen zu den dargeſtellten Bildern, und bald herrſchte ringsum eine ausgelaſſene Heiterkeit. Kein böſes Wort, kein finſterer Blick, eitel Luſt und Fröhlichkeit. Wenn die Saxonen einen Spottvers auf ihre Gegner ſangen, der zu anderen Zeiten mindeſtens zu einer Chargiertenforderung geführt haben würde, ſo zahlten die Burſchenſchafter heute in roſigſter Laune mit gleicher Münze heim.

„Wie ſeltſam!“ meinte Melanie.

„Ja,“ entgegnete bedeutungsvoll der Vater, „das iſt die Macht des Prinzen Karneval.“

Während Melanie ſich zum Fenſter hinausbeugte, um den Prinzen zu bewundern, wie er in ſeiner ganzen Größe auf einem geſchmückten Wagen thronte, ſtieß ſie plötzlich einen Freudenſchrei aus. Sie hatte in dem verführeriſchen Weibe, das ihr gegenüber hielt, den wilden Geyer wiedererkannt und trank ihm lachend zu.

Geyer aber regte und rührte ſich nicht.

Melanie fand das ſehr unfreundlich und wandte ſich unwillig ab.

Der Vater belehrte ſie lachend: „Du tuſt dem Herrn

Geyer unrecht. Es muß jeder ſeine Rolle zu Ende ſpielen."

Gegen Abend erſchien Geyer in der „Sonne" und reichte Melanie einen Strauß Blumen und ein bemaltes Ei.

„Symboliſch?" fragte dieſe ſchelmiſch, als ſie das Ei ſah.

„In Jena pflegen die Studenten, um ſchönen Mädchen ihre Sympathie zu verſichern, zur Faſtnacht Blumen und mit Zuckerwerk gefüllte Eier zu ſchenken."

„Und wie bringen ſie die Antipathie zum Ausdruck?"

„Durch Eier, die mit Aſche gefüllt ſind."

„Sie machen mich neugierig." Mit ſpitzen Fingern öffnete ſie behutſam das Ei und zeigte es dem Vater: „Sieh mal, Papa, wie galant!"

Melanie war entzückt und erzählte mit Begeiſterung, was ſie alles erlebt hatte. Den Herrlichſten von allen aber habe ſie zu ihrem Bedauern noch nicht geſehen, obſchon er in nächſter Nähe weile. Ob Geyer ihr nicht die Wege zu Goethe, der im Frommannſchen Hauſe wohne, ebnen könne? Sie habe ein ſchmales Bändchen pikante Liebesgedichte verfaßt, die müſſe ſie Goethe vortragen. Sie ſchwärme überhaupt für Goethe. Ein paar Worte aus ſeinem Munde würden ihr unvergeßlich bleiben.

Geyer vermochte ihren Wunſch nicht zu erfüllen, ſie

möge ihre Gedichte lieber ihm selber vortragen, er verstehe sich auch auf Liebe.

Die Bemerkung nahm Melanie sehr übel auf. Das schluchzende Bäckermädchen kam ihr wieder in die Erinnerung. Und sie warf unwillig den Kopf in den Nacken und schwieg, ohne Geyer noch eines Blickes zu würdigen . . .

Nach einer Weile meinte sie gelangweilt, Geyer könne sie mal mit seinem Leibfuchs bekannt machen, von dem sie schon sehr viel gehört habe.

Geyer beauftragte den Hausdiener, Caritius zu holen . . .

Der Fuchs schwankte schwergeladen in die Gaststube, den Stößer lässig unter dem Arm, die Mütze keck auf Krakeel, die lange Pfeife mit mächtigen Troddeln im Munde, begleitet von seiner Dogge. Er schwenkte burschikos den Hieber, umarmte den Leibburschen und ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen.

Geyer warf ihm einen zürnenden Blick zu. „Haltung, Leibfuchs!“

Da erhob er sich lallend.

Geyer nahm ihm die Pfeife aus dem Munde und stellte ihn vor.

Der Fuchs ließ seine schwimmenden Äuglein lüstern über die elegante Dame gleiten und legte ihr vertraulich die Hand auf die Schulter.

Melanie fand das äußerst interessant.

Geyer aber stand wie auf heißen Kohlen. Es war ihm zumute wie einer Mutter, die ihren Gästen ihr ungezogenes Kind vorführt, das sie dann von einer Verlegenheit in die andere bringt. Wie konnte er sich dieses unbequemen Gastes nur entledigen? Er warf einen gequälten Blick auf Melanies Vater. „Herr Oberförster, Sie müssen meinem Leibfuchs das inkommentwidrige Betragen schon zugute halten. Prinz Karneval hat ihm den Kopf verdreht."

„Kennen wir — kennen wir!" entgegnete mit jovialem Lachen der Oberförster.

Caritius blinzelte ihn prüfend von der Seite an. „Ha — das ist mein Mann! Der versteht . . . einen guten Spaß . . . ich versteh' auch Spaß . . . aber vorhin hab' ich einen wiedergesehen . . . einen Büchsier . . . wenn mir der vor die Klinge kommt, dann ist — bei Zerevis! — mein Spaß zu Ende . . . solch ein Lump, solch eine heimtückische Kanaille."

Geyer wurde die Lage äußerst peinlich. Ein Glück noch, daß sowohl der Oberförster als auch seine Tochter der heiklen Sache die heiterste Seite abzugewinnen verstanden.

Und doch mußte er zeitig vorbeugen, wenn es nicht zur Katastrophe kommen sollte. So richtete er sich zu seiner ganzen Größe empor und entgegnete gebieterisch:

„Leibfuchs, ich möchte dir raten, dich in deinen Ausdrücken etwas zu mäßigen.“

Caritius ſtützte ſich ſchwer auf ſeinen Hieber und fixierte mit ſeinen verſchwärmten Augen unbekümmert das ſchöne Mädchen, dann meinte er nachdenklich: „Leibburſch, du haſt gut reden, du hier im warmen Neſt in Liebchens holder Nähe ... hätteſt mal das Scheuſal ſehen ſollen neben Gudrun ... jawoll, glotz' mich nur an, neben meiner Gudrun!“

Melanie lachte ein ſilberhelles Lachen. Der Oberförſter aber zog die Brauen finſter zuſammen, und Geyer fühlte, wie ihm das Blut heiß zu Kopfe ſtieg. Doch mußte er ſich beherrſchen. „Leibfuchs,“ ſagte er ſchroff, „du biſt hier nicht in unſerer Kneipe!“

Caritius hatte die Warnung augenſcheinlich überhört. Er ſtarrte mit verglaſten Augen zum Fenſter hinaus — ſchwenkte dann plötzlich in wilder Wut den Hieber, daß Melanie entſetzt zurückwich. „Ha, da kommt er, der Schleicher! Wie er ausſieht! ... und ſo einem ſoll ich weichen — ich, Bruno Caritius?“

Er war, ohne ſich vorher zu verabſchieden, mit einem Satz an der Tür.

Geyer aber vertrat ihm den Weg und legte ihm mit Nachdruck die Hand auf die Schulter. „Leibfuchs, du wirſt mir dein Ehrenwort geben, daß du heute den Burgfrieden wahrſt, verſtanden?“

Caritius sah betroffen zu ihm empor und erschrak.

„Verstanden, Leibfuchs?“

„Ja — auf Ehre!“ Schwer rang es sich von seinen Lippen, und er duckte sich wie ein Bube, der mit knapper Not der Züchtigung entgeht.

Geyer kehrte verdrießlich zu Melanie zurück. Ihr Vater hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen.

Melanie fragte, weshalb er denn so schulmeisterlich streng mit seinem Leibfuchs sei.

„Weil er wieder ungezogen war.“

Das konnte Melanie nicht begreifen. „Mein Gott, Herr Geyer, wegen solcher Kleinigkeiten?“

Geyer erklärte, daß der gebildete Student die Anwesenheit einer Dame in allen Lagen zu respektieren wisse.

„Aber, liebster Herr Geyer, es ist doch heute Fastnacht, da darf man sich noch ganz andere Freiheiten gestatten.“

Sie sah ihm mit einem herausfordernden Lächeln in die staunenden Augen und trällerte dann ein Karnevalsliedchen, wobei sie besonders lustige Stellen durch zwar abgemessene, aber äußerst wirksame Gesten hervorhob.

Da war Geyers Groll mit einem Male verschwunden. Er sah in die lachenden, lockenden Augen und legte in einer plötzlichen Aufwallung sinnlichen Begehrens seine

Hand auf ihre schlanken Finger, die ausgebreitet auf dem Tische lagen.

Melanie ließ es ruhig geschehen. Es entstand eine längere Pause, da keiner sich recht getraute, das zu berühren, was beide bewegte. Von etwas anderem aber mochten sie nicht sprechen.

So sahen sie eine Weile schweigend durch das Fenster auf das bunte Treiben draußen, wo Studenten und Philister in phantastischen Kostümen allerlei Allotria trieben.

Schließlich schlug Geyer einen Spaziergang vor.

„O ja," rief Melanie, „ich will nur eben dem Vater Bescheid sagen."

Sie gingen weit über die Tamsdorfer Brücke zur Sophienhöhe durch den tiefen, schweigenden Wald.

Es wurden nur wenige Worte gewechselt, da beide wußten, daß die Entscheidung bevorstand, eine Entscheidung, die zugleich ihr Schicksal bedeutete.

Auf dem Gipfel des Hügels blieben sie stehen und schauten hinab in das friedliche Städtchen und in die Ferne, wo so manches Dorf traulich hervorlugte mit seinen Gassen und Gäßchen, ineinandergeschachtelt mit moosgrünen Dächern und altersgrauen Giebeln und einem dicken Kirchturm.

Geyer legte die Hand leicht auf ihre Schulter, und sie lehnte kaum bemerkbar ihren Körper an seine Brust.

So ſtanden ſie lange Zeit, bis er ſie plötzlich an ſich riß und einen Kuß auf ihre Lippen preßte. Sie erwiderte den Kuß und entgegnete mit einem ſchalkhaften Lächeln: „Das iſt die Macht des Prinzen Karneval!“ — —

Als Geyer am ſpäten Abend auf ſeine Bude zurückkehrte, erwartete ihn Detto.

Geyer fragte, weshalb er denn ſo plötzlich zurückgekehrt ſei.

Detto war nicht länger imſtande geweſen, die furchtbare Einſamkeit zu ertragen. „Die Sehnſucht nach Gudrun hätte mich aufgerieben. Wir wollen uns Oſtern verloben . . . Du ſtaunſt? Es iſt beſſer ſo, dann wird auch Gudrun endlich Ruhe haben. Sie ſind ja alle hinter ihr her wie die Dorfkinder hinter dem Orgeldreher. Am ſchlimmſten von allen iſt dein Leibfuchs. Du weißt, Geyer, daß ich nicht klingenſcheu bin. Aber ich darf meine Zeit nicht länger verzetteln durch Menſuren und andere Spielereien und möchte dich bitten, deinen Leibfuchs von unſerer heimlichen Verlobung in Kenntnis zu ſetzen und mal ein ernſtes Wort mit ihm zu reden; denn du biſt der einzige, der Einfluß auf ihn hat.“

Geyer umarmte den Jugendfreund und beglückwünſchte ihn. „Detto, du haſt eine würdige Wahl getroffen. Ich werde meinem Leibfuchs ſelbſtverſtändlich ins Gewiſſen reden. Das muß jetzt natürlich aufhören.

Wir aber wollen auf das Wohl deiner Braut einen Becher leeren."

Sie saßen in der „Zeise" vor einer Flasche Rheinwein und riefen gemeinsame Erinnerungen aus der Kindheit wieder in ihr Gedächtnis zurück. Vom ersten Lateinunterricht sprachen sie, den ihnen der alte Detto erteilt hatte, und von dem frischfröhlichen Leben und den gemeinsamen Bubenstreichen auf Geyerhorst.

Sie kamen wiederholt auf den Schulmeister zu sprechen, und Geyer fragte, weshalb der in jüngster Zeit eigentlich so sehr um ihn besorgt sei. Vor einigen Tagen noch habe er einen Brief mit seltsamen Andeutungen und Befürchtungen erhalten.

Detto schüttelte das alles übermütig ab. Er war seit seiner Rückkehr nach Jena einer der glücklichsten und sorglosesten Menschen und meinte, sein Vater sei ein ganz merkwürdiger Mann. Zweifellos sähe er mehr als andere Menschen. Seine jetzige Besorgnis sei aber einzig und allein auf das gespannte Verhältnis zwischen der „Saxonia" und der Burschenschaft zurückzuführen. „Es ist ja bedauerlich, daß es so weit gekommen ist, denn auch unsere Freundschaft bleibt davon nicht unberührt."

Geyer aber entgegnete, daß sie doch beide bestrebt gewesen seien, die Sache und nicht die Person zu bekämpfen. „Zweifellos klafft zwischen unseren Anschau-

ungen eine unüberbrückbare Kluft. Aber du achteſt meine Überzeugungen, ich erkenne die deinen an, und ſo wollen wir ehrliche Gegner bleiben, nicht wahr, Detto?"

Die Gläſer klangen hell aneinander, und die langbewährte Freundſchaft wurde von neuem beſiegelt.

Erſt am frühen Morgen rückte Geyer mit ſeinem Geheimnis heraus: Auch er wollte ſich verloben.

Detto vermochte nicht zu erraten, auf wen ſeine Wahl gefallen war.

„Du kennſt ſie ſchon ſeit den Jahren deiner Kindheit."

„Doch nicht Fräulein Pleß?" Detto konnte ſeine Enttäuſchung nicht verbergen, obſchon er ſich nach Kräften bemühte.

Das entging dem Freunde nicht, und er fragte mit etwas unſicherem Blick: „Du hieltſt ſie von jeher für oberflächlich, nicht wahr?"

Detto war um eine Antwort verlegen. Er wollte dem Freunde nicht wehe tun, vermochte in ſeiner ehrlichen Art aber auch nicht, die Unwahrheit zu ſagen. „Sie iſt ſo ganz anders als Gudrun."

„Freilich — Gudrun wird einſt eine treffliche Pfarrfrau, und Melanie — nun, die Zeit wird wohl noch manches ändern. Sie iſt aber verdammt ſchneidig, und klug iſt ſie. Und ich liebe ſie!" rief er burſchikos jauchzend, „Detto, ich liebe zum erſtenmal. Da wird ſich alles andere wohl von ſelbſt ergeben."

Sie saßen noch lange scherzend beisammen in schönster Eintracht, berieten über ihre Zukunft und tauschten Ansichten aus über die Gegenwart. Dabei konnten sie es nicht verhindern, daß hin und wieder Fragen gestreift wurden, die das gespannte Verhältnis der Parteien, deren Vertreter sie waren, berührten und zu anderer Zeit und in anderer Umgebung Veranlassung zu heftigen Konflikten gegeben hätten. Heute aber wirkte der Gedanke, daß sie Jugendfreunde waren und gemeinsam ihren Ehrentag feierten, als versöhnendes Moment. Beide waren herzlich froh darüber, daß es endlich zu einer Aussprache gekommen war, und daß sie sich auch fürderhin durch ein gemeinsames Band verbunden fühlten. Wieder und wieder klangen die Gläser aneinander, und Detto wurde in dieser Nacht zum ersten Male seinen Prinzipien untreu, auf die Gudruns Mutter geschworen hätte, so daß Geyer ihn in seine Wohnung führen mußte, wo der Freund den schweren Rausch ausschlafen konnte.

Sobald Prinz Karneval Jena verlassen hatte, entbrannte der alte Streit unter den feindlichen Parteien mit neuer Glut. Eine Forderung löste die andere ab, da der Keim der Zwietracht in der Luft lag und die geringfügigste Veranlassung vielfach zu wüsten Raufereien führte.

Nur die beiden gefürchtetsten Saxonen waren augen-

ſcheinlich ruhiger und beſonnener geworden und des ewigen Streitens müde. Denn Geyer war, ſolange der Oberförſter mit der Tochter in Jena blieb, ganz und gar von Melanie in Anſpruch genommen, und ſein Intereſſe für das unerquickliche Treiben der Studenten ſchwand dahin, je inniger ihn die elegante Melanie an ſich zu feſſeln verſtand.

Caritius aber vergaß alle Streiche, die er den Büchſiers noch zugedacht hatte; ſelbſt die pikanteſten Abenteuer reizten ihn nicht mehr. Er lebte nur noch dem einen Gedanken: „Wie kann ich vergelten?“

Was kümmerte es ihn, daß Geyer ihn zur Beſonnenheit ermahnt und ſein Ehrenwort von ihm verlangt hatte, Detto und ſeine Verlobte in Frieden ziehen zu laſſen? Er hatte kein Ehrenwort gegeben und würde es niemals geben; er wollte Rache. Was ging es Geyer an, wenn er um die Geliebte kämpfte mit ehrlichen Waffen? — Und er ſuchte den Nebenbuhler zu ſtellen, wie ein Kuckuck den andern ſucht, deſſen Stimme er in ſeinem Jagdrevier vernommen hat, und ging gereizt einher wie der Hirſch zur Brunſtzeit.

6.

Geyer verbrachte die Ferien mit seinem Leibfuchs auf seinem elterlichen Gute, wo Caritius sich die Herzen seiner Gastgeber im Sturm eroberte. Nur eine war da, um deren Gunst er sich vergeblich bemühte, wie sehr ihm auch daran lag, ihr zu gefallen: es war Luise, Geyers Schwester.

Mit dem feinen Instinkt, der dem reinen Mädchen eigen ist, erkannte sie das Unlautere im Wesen des Studenten, das weder seine Intelligenz, noch seine gesellschaftliche Gewandtheit zu übertünchen vermochte, und ging ihm sorgfältig aus dem Wege. Geyer fiel die scheue Zurückhaltung der Schwester um so mehr auf, als sie sonst im Verkehr mit ihr bekannten Herren sich äußerst frei und ungezwungen bewegte; und so stellte er sie eines Tages wegen ihres sonderbaren Verhaltens zur Rede.

Da entgegnete die Schwester, daß sie hinter den flackernden Augen des Studenten nichts Gutes wittere und daher auf der Hut sei. „Sieh ihm ins Auge, Karl,

wenn er sich unbeobachtet glaubt, und dann will ich dir weiter Rede und Antwort stehen."

Weit mehr Erfolg als bei der empfindsamen Tochter hatte Caritius bei deren Mutter, obgleich sie sich weit besser auf die Menschen verstand als jene. Aber Caritius war der beste Freund ihres vergötterten Jungen, und die Tatsache trübte ihren sonst so klaren Blick. Wenn Luise in ihrer Anwesenheit ihr warnendes Urteil über den Studenten fällte, so pflegte ihr die Mutter zurechtweisend zu antworten: „Man soll über keinen den Stab brechen, ehe man ihn nicht mit sich allein in seinem stillsten Winkel gesehen hat."

Eines Sonntags nach der Kirche aber wurden Zweifel in ihr rege. Sie fragte Caritius bei Tisch, wie ihm denn die Predigt gefallen habe. Und Caritius antwortete in seiner ehrlichen Art: „Sie war wie die ganze Bibel voller Widersprüche."

Da horchte Frau Geyer zum ersten Male auf; denn auf Pastor Hildebrandt und die Bibel ließ sie nichts kommen. „Wie meinen Sie das, Herr Caritius?" Und mit dem Ausdruck maßlosen Staunens fuhr sie fast ängstlich fort: „Glauben Sie denn nicht an die Bibel?"

„Nein — ich glaube nur an das, was sich beweisen läßt."

Frau Geyer hatte die Antwort so überrascht, daß ihr der Suppenlöffel in der Hand zitterte. Sie maß

mit ſtarrem Blick den ſeltſamen Menſchen und fragte nach einer Weile zögernd: „Wie können Sie denn überhaupt leben, wenn Sie nicht glauben?“ Dabei ſtreifte ſie mit ihren Augen die Tochter, die ſinnend leiſe mit dem Kopfe nickte, als wollte ſie ſagen: „So habe ich ihn eingeſchätzt.“

„Und das Leben im Jenſeits und Liebe und Freundſchaft und Treue und alles Gute, was aus ihnen hervorſprießt, das alles iſt für Sie nicht da? Wie öde und bedauernswert muß ſich da Ihr Leben geſtalten! Selbſt unſere geiſtigen Führer haben Ihnen nichts zu geben, Schiller nicht, und Goethe auch nicht?“

Es entſtand eine längere Pauſe. Allen war es peinlich, daß der Student die Gaſtgeber in ihren heiligſten Gefühlen verletzt hatte, nur ihm ſelber nicht. Er löffelte behaglich ſeine Suppe aus und entgegnete, ohne aufzuſehen, in aller Ruhe: „Die beiden laſſ' ich zur Not gelten, weil ſie das einzige verherrlichen, woran ich glaube: Liebe und Freundſchaft.“

Frau Geyer ſah erſtaunt zu ihm hinüber. „Wie iſt das möglich?“

„Weil ich Beweiſe für ihr Daſein habe. Ihr Sohn hat mir Beweiſe ſeiner Freundſchaft erbracht, und wenn Sie erſt meine Mutter kennten, ſo würden Sie auch meinen Glauben an die Liebe begreiflich finden.“

Frau Geyers Augen leuchteten hell auf. Ihres Er-

achtens waren Mutter- und Kindesliebe das höchſte Geſchenk, das Gott den ſündigen Menſchen beſchert hat. „Herr Caritius," ſagte ſie bewegt, „wenn Ihnen der Glaube an andere Dinge verſagt iſt, ſo wahren Sie dieſe beiden köſtlichen Güter wie Ihren Augapfel."

Im Laufe des Nachmittags kam Caritius wiederholt auf ſeine Mutter zu ſprechen. Und da ſie außer ſeinem Freunde die einzige war, dem der ſeltſame Gaſt Verehrung entgegenbrachte, ſo ſprach Frau Geyer den Wunſch aus, ſeine Mutter näher kennenzulernen.

Eine Woche ſpäter holte ſie die Frau, mit der ſie ſich während der letzten Tage in Gedanken immerzu beſchäftigt hatte, mit ihrem Landauer perſönlich von der nächſten Poſtſtation ab.

Es waren zwei feine Ariſtokratinnen, die im ſcharfen Trabe durch den lachenden Frühling fuhren, Frau Geyer hoch gewachſen und ſchlank mit etwas derben Zügen, Frau Caritius klein und zierlich mit großen, träumenden Augen und vornehmen, abgemeſſenen Bewegungen.

Dennoch war Frau Geyer enttäuſcht. Sie hatte ſich ſeit ihrer Jugend nach Freundſchaft geſehnt und hoffte, in ihrer Nachbarin nun endlich das Ziel ihrer Jugendträume verwirklicht zu ſehen. Statt deſſen ſah Frau Caritius ſinnend in die ſprießenden Wieſen und die knoſpenden Wälder hinaus und beantwortete die Fragen

ihrer Nachbarin einsilbig, ohne auf ihre Ideen näher einzugehen.

Wie hätte es denn auch anders sein können? Sollte sie doch noch vor Sonnenuntergang ihren Bruno wiedersehen, den einzigen, der ihr das Leben noch lebenswert machte.

Von ihrem Jungen flogen die Gedanken zu seinem Freunde, den sie bis dahin noch nicht kennengelernt hatte. Wie der wohl aussehen mochte? Frau Caritius wußte den Wert der Freundschaft zu schätzen und die Bedeutung, die der wilde Geyer auf ihren schwer zu erziehenden großen Jungen haben mußte.

Als sie aber ihren Bruno begrüßt und auch Geyer näher kennengelernt hatte, da war ihre Zunge gelöst, und ihre Augen leuchteten hell auf, wenn sie an die beiden dachte. „Frau Geyer," sagte sie lebhaft, „ich glaube, wir können beide zufrieden sein."

Frau Geyer ergriff stürmisch ihre Hand und sah nichts mehr als die großen, wunderbaren Augen in dem kleinen, feinen Gesicht. Sie vergaß, daß der Student an keinen Gott und keinen Teufel glaubte, und pries ihn selig, daß er eine solche Mutter hatte, deren Einfluß weiter gehen mußte als Bibel und Gebetbuch.

Es waren schöne Stunden, die die beiden Frauen mit ihren Kindern auf Geyerhorst verlebten. Die Mütter hatten sich durch ihre Söhne gefunden. Mit ihnen

beſchäftigten ſich daher auch den größten Teil des Tages ihre Gedanken. Immer wieder führte die Unterhaltung ſie zu den beiden zurück. Die Zukunft ihrer Kinder war zugleich ihre eigene Zukunft, und der durften ſie getroſt entgegengehen.

Nur zu bald winkte der Abſchied. Als die erſten Schwalben wieder auf dem Dachfirſt zwitſcherten, kam eine Unruhe über Caritius, die den andern unerklärlich war; er müſſe nach Jena zurück und für die „Saxonia" keilen; ſonſt würden die Schwarzröcke ihnen die beſten Füchſe wegfangen.

Seine Mutter wußte, daß ſie gegen einen einmal gefaßten Vorſatz ihres Jungen machtlos war, und wartete auf eine günſtige Gelegenheit, die es ihr ermöglichte, Geyer allein zu ſprechen. Je näher aber der Tag des Abſchieds heranrückte, deſto mehr verlor ſie die Zuverſicht, die ſie vorher gehegt hatte.

Sie ſchüttete Geyer ihr übervolles Herz aus und bat ihn, doch ja auf ihren Bruno zu achten. Sein Vater hatte ihr auf dem Sterbebett prophezeit, daß es an ihr liege, ob Bruno ein tüchtiger Menſch werde . . . oder aber . . . ſie preßte die Hände vor die Augen und ſchluchzte laut auf. Geyer verſuchte vergeblich, ſie zu beruhigen.

„Solange er an Liebe und Freundſchaft glaubt, iſt mir nicht bange um ihn," meinte die Mutter mit tränen-

erſtickter Stimme, „wir beide, wir ſind die Fundamente des Guten, das in ihm ſchlummert. Wenn er uns verliert, ſo iſt er verloren.“ Und ſie küßte in einer jähen Aufwallung ihrer mütterlichen Angſt den einzigen Freund ihres einzigen Kindes auf die Stirn. Und dann kam der Abſchied. — — —

Frau Caritius vermochte ſich nicht recht klar darüber zu werden, weshalb eine ſolch heftige Unruhe über ſie kam, als ſie ihren Sohn ihrer Obhut entzogen ſah. Zwar hatte er ihr ſeit den Jahren ſeiner Kindheit manchen Kummer und manche Sorge bereitet; eine Schlechtigkeit aber hatte er ſich niemals zuſchulden kommen laſſen. Sie wußte auch, wie ſchwer es war, Einfluß auf ihn zu gewinnen, da er weit über ſeine Jahre hinaus entwickelt war und ſich in ſeinen zum Teil recht ſonderbaren Anſichten durch niemand beirren ließ. Um ſo größer war daher ihre Freude, als ſie in Geyer einen Menſchen kennengelernt hatte, der infolge ſeiner ausgeſprochenen Perſönlichkeit einen großen Einfluß auf ihn ausübte. Mit dieſem Einfluß konnte ſie wohl zufrieden ſein. Trotzdem blieb eine gelinde Sorge in ihrem Herzen zurück, als ſie die beiden in ihre Muſenſtadt zurückkehren ſah. Denn Geyer hatte ihr erzählt, daß ſich ihr Sohn vergebliche Hoffnungen auf Gudrun gemacht, die ihr Herz einem andern geſchenkt habe. Die Mutter aber kannte die Leidenſchaft des Jungen, die er vom Vater

geerbt hatte, und wußte, daß ihr Bruno nicht zu denen gehörte, die ihr Ziel aus den Augen verlieren, wenn auch Hügel und Berge sich ihnen als Hindernisse in den Weg stellen. Und darin täuschte sie sich nicht.

Da Caritius seinem Nebenbuhler nicht auf direktem Wege beizukommen vermochte, so versuchte er es auf Umwegen. Zu dem Zweck wollte er die zwischen der „Saxonia" und der Burschenschaft bestehende Spannung steigern, bis es zur Chargiertenforderung kam. Dann mußte sich ihm Gelegenheit bieten, mit dem verhaßten Schwarzrock endlich abzurechnen.

Die nähere Veranlassung dazu bot ihm die Maifeier, die von den Saxonen auf dem Fuchsturm veranstaltet und bis zum frühen Morgen ausgedehnt wurde. Als sie endlich in die Musenstadt zurückkehrten, führte Caritius die neuen Füchse, denen das studentische Leben und Treiben noch fremd war, zur Landesveste, wo die Fischer ihre Boote zu teeren pflegten. Die Füchse mußten die Teertöpfe auf den Turnplatz schleppen, wo alsdann Caritius mit einem bewunderungswürdigen Eifer Barren und Reck mit Teer beschmierte, die Kletterseile und Sprunggeräte in die Saale warf und auf die Tür, die zur Halle führte, mit großen Buchstaben schrieb: „Ein Pereat allen Büchsiers!"

Einige Stunden später herrschte auf dem Turnplatz große Aufregung. Die Burschenschafter waren über den

ihnen zugefügten Schimpf entrüſtet und ſchrien Rache. Als Attentäter konnten nur die Saxonen in Betracht kommen. Bei ihrem Senior fragte der Vorſteher der Burſchenſchaft an, ob er Aufſchluß über die empörende Beſchimpfung geben könne.

Geyer war mit dem Eifer ſeines Leibfuchſes mal wieder ſehr unzufrieden, entgegnete aber, daß er nicht geneigt ſei, ſeine Kommilitonen zu verraten. So hatte denn Caritius ſein Ziel erreicht: die Burſchenſchaft überſandte der „Saxonia" eine Chargiertenforderung.

Und doch war Caritius ein kleiner Rechenfehler unterlaufen, da er, ſtatt von Detto, von Horn, dem gefürchtetſten Fechter Jenas, gefordert wurde. Das Glück verließ ihn jedoch auch in dieſer ſchwierigen Lage nicht. Schon nach einigen Gängen mußte Horn infolge eines Lungenfuchſers die Waffe ſtrecken.

So konnte er dem Stiftungsfeſte, das einige Tage ſpäter gefeiert wurde, nur als Zuſchauer beiwohnen. Die Feſtrede wurde Detto zugedacht.

Indes ſpähte Caritius nach dem geeigneten Augenblick aus, den Nebenbuhler zu faſſen, wie der Reiher im Schilf geduldig auf das Fiſchlein lauert, das ſeinem Schickſal nicht mehr entrinnen kann, wenn der Zufall es in den Bereich des Gegners verſchlägt.

Als Geyer ihm die Nachricht brachte, daß Detto die Feſtrede halten werde, war ſein Entſchluß auch ſchon

gefaßt. Er legte ſich mit ſeiner Dogge in das Fenſter ſeiner Wohnung und folgte den Ausführungen des Feſtredners mit ſichtlichem Intereſſe.

Als dann Detto ſpäter durch den Prinzeſſinnengarten in ſeine Wohnung zurückkehrte, ſtand plötzlich, wie aus dem Boden gewachſen, der Saxone vor ihm.

Detto war es zumute wie einem einſamen Wanderer, dem mitten im finſtern Walde, da, wo er am dichteſten iſt, ein Räuber den Weg verſperrt. Was hatte das zu bedeuten?

Größer noch als ſein Schreck aber war ſein Staunen, als Caritius ihm die Hand entgegenſtreckte und freundlich zu ihm ſagte: „Detto, ich muß dich etwas fragen."

Sie gingen auf einſamen Wegen ſchweigend durch das duftende Gebüſch. Detto konnte ſich nicht erklären, wo das hinaus ſollte, und Caritius, der ſonſt niemals in Verlegenheit geriet, war durch die Anweſenheit des Gegners doch ein wenig befangen und wußte die Worte vorläufig nicht ſo zu ſtellen, wie es ihm zweckmäßig erſchien. Nur um das Schweigen zu brechen, zeigte er auf eine Bank. „Wollen wir nicht Platz nehmen?"

Detto überkam von neuem eine heftige Unruhe, und er preßte unwillkürlich die zitternde Hand auf das pochende Herz. Caritius aber atmete tief auf und begann mit vertrauenerweckender Stimme: „Detto, ich

habe deine Festrede von meinem Fenster aus gehört, und sie hat auch auf mich einen tiefen Eindruck gemacht."

Detto wandte unwillkürlich sein staunendes Antlitz dem merkwürdigen Nachbarn zu, und wieder kam ihm die Frage: „Was hat das zu bedeuten?" Wenn Geyer Vorsteher der Burschenschaft und Horn Senior der „Saxonia" geworden wäre, so hätte ihn die Nachricht kaum mehr in Staunen zu setzen vermocht als die Kunde, die er soeben vernahm. Da war zweifellos die größte Vorsicht geboten; und mißtrauisch wie ein Geheimpolizist studierte er die Züge seines rätselhaften Nachbarn im fahlen Mondlicht.

Caritius wußte wohl, was der forschende Blick zu bedeuten hatte. Trotzdem gelang es ihm, sein Gesicht in die biedersten Falten zu legen und ihm den Stempel der Treuherzigkeit aufzuprägen. Der letzte Rest Verschlagenheit, der Tieferblickenden nicht leicht entging, war verschwunden, und die klugen Eidechsenaugen schauten sanft ergeben in die großen Träumeraugen des leichtgläubigen Burschenschafters . . .

Der war mit dem Ergebnis seiner Erforschung sehr zufrieden. So weit glaubte er sich denn doch auf die Menschen zu verstehen, daß er der Zuversicht sein durfte: der da neben mir sitzt, kann unmöglich Scherz mit mir treiben.

Er reichte ihm ergriffen die Hand und entgegnete treuherzig: „So? — Das freut mich, freut mich sehr, Caritius."

„Du wirst verzeihen," fuhr der Saxone entschuldigend fort, „wenn ich dich mitten in der Nacht noch belästige und dich bitte, mir über einige Stellen Aufschluß zu geben."

„Aber recht gerne, Caritius." Er hätte laut aufjauchzen mögen wie ein müder Lastträger, der endlich die drückende Bürde, die ihm alle Lebensfreude vergällte, dauernd ablegen und befreit aufatmen darf.

Und Caritius fuhr mit einschmeichelnder Stimme fort: „Du hast mit warmen Worten von dem Bande gesprochen, das alle deutschen Stämme umschlingen soll. Wie denkst du dir das? — Du mußt meine Fragen schon verzeihen. Wenn man wie ich nur mit seinesgleichen verkehrt und sich die Gedanken immer in denselben engen Bahnen bewegen, so wird es einem schwer, Fragen von solcher Tragweite das richtige Verständnis entgegenzubringen."

„O," meinte Detto beruhigend, „das ist alles viel einfacher, als du denkst. Schon heute hat unser Bund auf zahlreichen deutschen Hochschulen festen Fuß gefaßt. Unsere Ideen verbreiten sich dank ihrer Überzeugungskraft von Gau zu Gau. Sie erwecken allerwärts Begeisterung und finden warme Aufnahme und Verwirklichung. Gestern noch schrieb mir mein Landsmann

Hildebrandt aus Gießen, wie der Bund auch dort immer mehr Anhänger gewinnt und die ſchwarzrotgoldene Fahne ſiegreich alle anderen Farben verdrängt. Ähnliche Nachrichten ſind mir aus Tübingen und Heidelberg zugegangen. All die Kommilitonen, die wir jetzt für unſere Beſtrebungen gewinnen, werden unſern Gedanken ſpäter hinaustragen unter das Volk und dort weiterwerben für Ehre, Freiheit und Vaterland, bis ein einziges ſtarkes demokratiſches Band alle Menſchen umſchlingt von der Maas bis an die Memel. Unterſtützt werden wir in unſern Beſtrebungen durch Jahn und ſeine Turner. Sieh es dir doch einmal an, das friſche, freie Leben auf unſerm Turnplatz! Da turnt der Handwerker neben dem Studenten, der Arbeiter neben dem Gelehrten. Und der Bund der Turner wächſt wie eine Lawine und wird alle Eigenbrötelei und jeglichen Partikularismus vernichten, wie die Lawine die Wälder und Dörfer vernichtet, die ſich ihrem Siegeszug in den Weg ſtellen. So werden wir aus vielen deutſchen Ländchen ein großes, mächtiges, einiges Deutſchland machen, aus tauſend kleinen Stämmchen einen mächtigen Stamm. Dann wird es nicht mehr heißen: hie Bayer, hie Schwabe, hie Welfe, hie Rheinländer, hie Sachſe! O nein, dann werden wir uns als freie deutſche Männer fühlen und werden ſtolz ſein auf das einige, freie deutſche Volk, auf die ſchwarzrotgoldene Fahne."

Detto hatte sich in seiner impulsiven Art an seinen eigenen Worten berauscht und sah mit seinen glühenden Augen triumphierend in das starre Antlitz des Nachbarn. Es war ihm wohlig zumute, als habe er eine große Tat vollbracht. Wie eine heiße Welle rann es noch einmal über ihn. Er fühlte, wie sein Antlitz durchleuchtet war wie von einem inneren Feuer, und wartete voller Spannung auf die Antwort des Sachsen.

Der saß hoch aufgerichtet neben ihm, stumm, starr und geradeaus in die Ferne schauend.

„Und wozu das alles?" fragte er gleichgültig.

Detto merkte es in seinem Eifer nicht, daß ein feiner Spott aus der verhängnisvollen Frage lugte. Die Überzeugungskraft seiner Worte hatte ihn in Sicherheit gewiegt. Auch machte ihn der verführerische Gedanke blind, daß es ihm vergönnt sei, selbst Caritius, den rücksichtslosesten Gegner des Bundes, für seine Ideen zu gewinnen. Der Gedanke umstrickte ihn mit einer solchen Macht, daß der letzte Rest Argwohn hinweggefegt wurde und der Student alle Vorsicht vergaß, wie das Wachtelweibchen, wenn der Vogelsteller ihr die süßen Lockrufe des Geliebten vortäuscht.

Und er fuhr mit erhobener, pathetischer Stimme und fast überirdisch leuchtenden Augen fort: „Wozu das alles? — damit wir einig und in uns gefestigt dastehen, wenn es noch einmal einen Eroberer gelüsten sollte, die

Zwietracht deutſcher Stämme ſeinen Eroberungsplänen dienſtbar zu machen. Wie Brüder müſſen wir ſchon jetzt zuſammenhalten, wie Brüder mit unſern Fehlern und Gebrechen Geduld haben zum Wohle der Geſamtheit, zum Heil des deutſchen Vaterlandes . . ."

„Und ein Bruder wird dann den andern belügen und beſtehlen, einer wird dem andern die Geliebte rauben, wie ſie heute ſchon der Büchſier dem Saxonen raubt, du einfältiger Pinſel du. Einen großen Völkerbund willſt du haben, worin der Fuhrknecht den Miniſter abküßt, wie es vor einigen Jahrzehnten bei unſern Nachbarn im Weſten üblich war, du Gauner du mit deinen blöden Gefühlsduſeleien. Im trüben wollt ihr fiſchen, ihr verfluchten Kanaillen, weiter nichts, ihr Strauchdiebe, die ihr keine Tradition und nichts zu verlieren habt."

Er ſprang auf und verſuchte, ihn an der Bruſt zu packen.

Aber auch Detto war emporgeſchnellt und ſtand, ſchwer atmend und an allen Gliedern bebend, aſchfahl ihm gegenüber.

„Du Lump, gib mir mein Mädchen zurück, dann ſeh' ich wenigſtens, daß es dir mit deinen Phantaſtereien ernſt iſt, du heimtückiſcher Schwätzer du!"

Detto war wie gelähmt und vermochte nicht ein einziges Wort zu erwidern. Der Schreck war ihm in die Glieder gefahren, daß ſie ſchlaff waren wie in

einer Ohnmacht. Doch plötzlich fühlte er, wie das Blut ihm wieder durch die Adern raste und eine Welle sich in sein Gehirn ergoß. Da sprang er behende einen Schritt zurück und schwang in maßloser Wut den Ziegenhainer über dem Haupte des frechen Saxonen. Der aber ergriff blitzschnell den Spieß, den er stets mit sich zu führen pflegte und parierte . . .

Geyer war empört, als sein Leibfuchs ihm erzählte, wie er Detto, den Schleicher, endlich erwischt habe. Er fand das Verhalten des Caritius hinterlistig und unfein.

Caritius ließ den herben Tadel des Leibburschen ruhig über sich ergehen. „Mag sein, daß ich in der Wahl des Mittels mich vergriffen habe; aber ich mußte endlich mal mit ihm abrechnen, ich hätte es nicht länger ausgehalten. Das Mädchen wird mein, und wenn ihretwegen das Blut in Strömen fließen muß."

Geyer widersprach dem aufs heftigste. Sie sei mit einem Kommilitonen verlobt, und da sei es frevelhaft, noch länger um sie zu werben. „Du wirst verzichten, wenn wir Freunde bleiben wollen."

Aus der Art des Widerspruchs, den ihm Caritius im Laufe der Unterhaltung leistete, konnte Geyer ermessen, wie fest der Gedanke, Gudrun zu erwerben, von der Seele des Freundes Besitz ergriffen hatte. Er blieb allen Ermahnungen gegenüber taub, und Geyer bemerkte zu seinem größten Bedauern, daß sein Einfluß

auf ihn einen gewaltigen Stoß bekommen hatte. Die Liebe zu Gudrun erwies sich stärker als die Autorität des Leibburschen.

Geyer wollte kein Mittel unversucht lassen, um das verlorengegangene Feld wieder zurückzuerobern; denn wenn er selber versagte, wer sollte dann noch die Leidenschaft des wilden Burschen zügeln? Und doch unterzog er sich der Aufgabe mit sehr gemischten Gefühlen, da das Erlebnis im Prinzessinnengarten in ihm etwas zerbrochen hatte. Von welchem Standpunkt aus er es auch betrachten mochte, so kam er doch immer wieder zu der bitteren Erkenntnis, daß es dahin nicht hätte kommen dürfen, daß er den Freund überschätzt habe.

Obgleich er selber zu jedem tollen Streich bereit und geneigt war, beide Augen zuzudrücken, wenn der Leibfuchs die erste beste Gelegenheit vom Zaune brach, um seiner Raufluſt zu frönen, so war ihm der Überfall auf Detto doch nicht reinlich genug, als daß er darüber hätte hinwegsehen können.

Aus dem Grunde weigerte er sich auch, bei dem bevorstehenden Duell dem Leibfuchs zu sekundieren.

Caritius aber setzte ihm scharf zu. „Wir haben uns doch solidarisch erklärt! Wirst doch nicht wortbrüchig werden?"

„Ich darf nicht."

„Warum nicht?"

„Sein Vater hat ihn meiner Obhut anvertraut."

Caritius lachte laut auf. „Altweiberquatsch! Du bist mir verpflichtet."

„Entbinde mich davon, nur einmal!"

„Gerade diesmal nicht; ich geh' aufs Ganze."

Geyer sah ihm fast flehend in die ladernden Augen. „Gehlen soll dir sekundieren."

„Ich verzichte. Ich verlange deine Unterstützung. Detto hat den schneidigsten Sekundanten der Burschenschaft."

„Horn?"

„Wen denn sonst wohl?"

Es entging Caritius nicht, welche Wirkung das eine Wort auf seinen Leibburschen ausübte. Denn auch der große Geyer hatte seine Achillesferse. Wenngleich er frei war von Ehrgeiz und Eifersucht, so war ihm das wachsende Ansehen, das Horn in der Jenenser Studentenschaft genoß, doch nicht gleichgültig. Sie waren nun einmal die Repräsentanten der beiden Verbindungen, um die sich das ganze studentische Leben bewegte, und zwar war die eine im Wachsen, die andere aber im Absterben. Kein Wunder, daß ihr Senior kein Mittel unversucht ließ, das Ansehen seiner Verbindung zu heben. Dazu aber bot sich ihm in den nächsten Tagen Gelegenheit. Wenn der Vorsteher der Burschenschaft für seinen wackersten Streiter eintrat, so durfte der Senior der „Saxonia"

nicht die Hände müßig in den Schoß legen, wenn der kühnſte und tapferſte aller Saxonen vor die Klinge gefordert wurde. Auch glaubte er, durch ſeine Zuſage das gelockerte Band zwiſchen ſich und dem Leibfuchs wieder zu befeſtigen.

Er reichte ihm die Hand. „Ich bin bereit."

7.

Der Markt in Jena war der Sammelplatz für alle, die Beziehungen irgendeiner Art zueinander hatten. Dort fand der Bauer den Bürger, der „Beſen" den Schatz, der Student den Kommilitonen, der Freund die Freundin. Und jeder wußte, wo der zu finden war, den er ſuchte.

Da hockten an der einen Seite die Bäuerinnen, auf langen Bänken, eine dicht neben der anderen wie Schwalben auf dem Dachfirſt, vor ſich die Kiepen mit Gartenfrüchten, darauf die Stunzen mit hölzernem Deckel, der Butter und Käſe gegen die Sonne ſchützte, hinter ſich die Handwagen mit aufgerichteter Deichſel, wie Kreuze auf dem Friedhof.

An der entgegengeſetzten Seite waren Buden aufgebaut, in denen Thüringer Kuchen, Erfurter Blumen, Kunitzer Gänſe, Lichtenhainer Hühner, Löbſtädter Bratwürſte, Ziegenhainer Hammel und Bürgeler Töpfe feilgeboten wurden.

Käufer kamen und gingen, Dienſtmädchen mit Kör-

ben, Damen mit Sonnenſchirmen, Handwerker in Wams und Schurzfell, Bauern im blauen Leinenkittel, Saxonen in Koller und Kanonen, mit Raufdegen und Pfundſporen. Burſchenſchafter in Turnanzügen, bewaffnet mit Ziegenhainern, bahnten ſich Wege, neckten die drallen Bäuerinnen, kauften den „Beſen" Obſt, dem „Flor" Blumen, trieben ſich vor den Bratwurſtbuden herum und ließen ſich die warmen Würſte und die friſchen Semmeln gut ſchmecken.

Gudrun war hier keine Fremde. Von allen Seiten wurde ſie begrüßt. Die Studenten riſſen ihre Mützen von den Köpfen, und die Damen drückten ihr die Hand. Sie ging ſuchend einher und achtete auf jedes Barett, das eine graue Feder trug. Aber der, dem ihr Suchen galt, war nicht zu finden, auch vor der Raſenmühle nicht, wohin ſie ſich verabredet hatten, und wo immer noch die Studenten in einem großen Kreiſe ſtanden, mittendrin zwei Fechtende.

Enttäuſcht ging ſie an der Häuſerreihe entlang an der „Zeiſe" vorbei, wo an einem langen Tiſch Studenten in Hemdärmeln vor gefüllten Lanzen ſaßen, in der Linken die lange Pfeife, in der Rechten den Hieber. Sie ſangen, begleitet von den Stadtmuſikanten im Rathausturm: „Und in Jene lebt ſich's bene . . ."

Gudrun ſenkte ſittſam den Blick, als ſie den Studenten näher kam, ließ dann ihre Augen durch die Rathaus-

hallen gleiten, wo Dogge, Spitz und Pudel die Fleiſcherbänke beſchnüffelten oder ihren Herrn ſuchten.

Gudrun hatte ihre Einkäufe beſorgt und ſtand vor der Hofapotheke. Sie ſchaute noch einmal nach dem Fenſter des Freundes hinauf, vor welchem weiße Tauben friedlich auf dem Geſims hockten mit aufgeplustertem Gefieder und eingezogenen Köpfchen.

Da gewahrte ſie hinter dem Fenſterkreuz, in tiefes Nachdenken verſunken, auch ihren Johannes, ernſt und bleich.

Gudrun erſchrak. Warum war er nicht, wie üblich, auf dem Marktplatz, auf der Turnwieſe oder im Kolleg? Warum dieſer fremde Ausdruck, der ſtarre Blick, die bleichen Wangen?

Ihr Bruder hatte über den jüngſten Konflikt mit Caritius Andeutungen gemacht. Schon möglich, daß wieder etwas ſchwebte, vielleicht gerade heute! Die Studenten benutzten mit Vorliebe die Markttage zum Pauken auf den Buden, da in dem Trubel die Rufe der Unparteiiſchen und das Geklirr der Waffen leicht untergingen, zum größten Verdruß der Pudel. Wozu aber das ſeltſame Gebaren des Freundes, der doch wahrlich nicht zu den Klingenſcheuen gehörte?

Gudrun ſah noch, wie er ſich erſchrocken umwandte und das Fenſter verließ. Dann ſah ſie ihn nicht mehr.

Da überkam ſie eine furchtbare Ahnung, eine Angſt,

die sich immer enger und drückender um ihr gequältes Herz legte. Unverwandt hingen ihre Augen an dem verhängnisvollen Fenster, als könnte es Aufschluß geben über das veränderte Wesen des Freundes . . .

Da flogen mit klirrendem Flügelschlag plötzlich die Tauben erschreckt vom Fenstersims auf, in großen Kreisen über das bunte Menschengewimmel und Häusergewirr hinweg.

Jetzt wußte Gudrun genug. Sie bahnte sich durch die Menge der Marktbesucher einen Weg und erreichte Dettos Haus. Zögernd wagte sie sich in den Flur, schaute sich scheu nach allen Seiten um und entdeckte hinter einem Pfeiler einen Saxonenfuchs, dem eine Erbsenflöte aus dem Munde hing. Gudrun wurde verlegen, machte kehrt, stellte sich, wie wenn sie die Auslagen studieren wollte, vor das Fenster der Frommannschen Buchhandlung und horchte hinauf, soweit die unruhige Umgebung es zuließ.

Aber sie erfuhr nichts von dem, was ihr Herz so sehr ängstigte. Es waren der Geräusche zu viele, die auf sie eindrangen. Noch einmal kehrte sie zu dem verhängnisvollen Hause zurück, wo der Fuchs Wache hielt. Da schrillte ihr plötzlich ein greller Pfiff ins Ohr — und wenige Sekunden später stürzten mehrere Studenten aus dem Zimmer ihres Verlobten die Treppe hinunter und verschwanden durch das Hinterpförtchen.

Das alles vollzog sich so schnell im halbdunklen Trep-

penhause, daß Gudrun von den Flüchtlingen keinen zu erkennen vermochte. Sie wußte auch nicht, ob ihr Johannes unter ihnen war, von dem sie nichts Gutes ahnte. Sie sah ihn in Not und Elend, hilflos und von allen verlassen und vermochte die unerquicklichen Bilder nicht mehr zu bannen, welche ihre fieberhaft erregte Phantasie ihr vorzauberte. Woher kam ihr nur mit einem Male die Angst, das Bewußtsein, daß er ihrer bedurfte? Es unterlag keinem Zweifel: ihr Johannes war von einem schweren Unglück heimgesucht, und sie mußte hinauf, ihn sehen, ihm die Hand drücken. Aber das Gefühl, daß es nicht recht schicklich sei, hielt sie zurück.

Da eilten auch schon die beiden Pedelle an ihr vorbei die Treppe hinauf.

Sie fanden auf dem Sofa einen bleichen Menschen und auf den Fliesen Verbandzeug, das im Blute schwamm. Aus einer winzigen Brustwunde rieselte dunkelrotes Blut.

Die Pudel versuchten einen Notverband anzulegen, das Blut aber vermochten sie nicht zu stillen.

Da augenscheinlich ein sehr ernster Fall vorlag, so lief Dorschel zum Arzt. Auf der Treppe begegnete ihm Geyer, der allmählich zur Besinnung gekommen war und sich wegen der unüberlegten Flucht heftige Vorwürfe machte. Als er die Blutlache und das bleiche Antlitz des Freundes sah, gegen den er sekundiert hatte,

packte ihn die Angſt. Gleichzeitig kam ihm jedoch die Erkenntnis, daß er nicht länger ſeinen trüben Gedanken nachhängen durfte. Hier galt es, ſchnell zuzugreifen. So nahm er entſchloſſen friſches Verbandzeug aus dem Kaſten und erneuerte den Verband. Darin hatte er Übung . . .

Der Arzt unterſuchte die Wunde ſorgfältig, ſchüttelte mißbilligend den Kopf und ordnete ſofortige Überführung ins Krankenhaus an.

Geyer öffnete das Fenſter und winkte eine der vor der „Sonne" wartenden Droſchken herbei. Da bemerkte ihn Gudrun. Sie ſah prüfend und wägend in ſein ſorgenvolles Antlitz und erbebte. „Herr Geyer, um Gottes willen . . . ich halt' es nicht länger aus . . . ſagen Sie mir, ob er noch lebt!"

Jetzt erſt kam Geyer vollſtändig zur Beſinnung. Das zitternde Mädchen ſah zu ihm hinauf wie die verkörperte Anklage. Was hatte er getan? Er hatte zwei Menſchen um ihr Glück betrogen. Der Gedanke laſtete mit Zentnerſchwere auf ſeiner wunden Seele; es war ihm nicht möglich, ein Wort über die Lippen zu bringen, und er nickte nur zuſtimmend mit dem Kopfe.

Gudrun atmete erleichtert auf.

Behutſam wurde der Verwundete die ſteile Treppe hinuntergetragen und in den Wagen gebettet.

Gudrun ſah ihn, wie er totenbleich mit geſchloſſe-

nen Augen in den weißen Kissen lag, die von seinem Blut rot gefärbt waren.

Sie eilte an den Wagen, ergriff seine Hand und beugte sich über ihn. Der Arzt aber schob sie schonend zur Seite.

Um die Droschke hatten sich Neugierige angesammelt. Der Stadtwächter kam und zerstreute sie.

Behutsam fuhr der Wagen von dannen, am Rathaus vorbei, wo die Studenten noch vor schäumenden Lanzen saßen und voller Lebenslust sangen:

„Hei! Wie da die Schläger blitzen!
Hei! Wie da die Stöße sitzen!
Aber alles ist nur Spaß."

— — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag kehrte Geyer in Dettos Wohnung zurück, um nach dem Rechten zu sehen. Als er die Tür öffnete, sah er den Schulmeister, wie er, in hoffnungsloses Grübeln versunken, am Fenster stand, ein Bild tiefsten Jammers und grenzenloser Verlassenheit. Mit einem leisen Aufschrei wandte er sich um. „Herr Geyer, wo ist mein Sohn? — Ich hab' Ihnen doch meinen Johannes auf die Seele gebunden!"

Er stand wie gebrochen am Schreibtisch. Die Tränen rannen ihm durch die Falten der Wangen in den weißen Bart, und ein Brief, den er in der Rechten hielt, zitterte heftig auf und ab.

Geyer eilte ihm tief ergriffen entgegen. „Er ist nicht hier!“

„Das seh' ich.“ Er hob seufzend den einen Pariser auf, den die Pudel in der Eile hatten liegenlassen, und hielt ihn dem überraschten Studenten dicht vor die Augen. „Du großer Gott, sind das denn Waffen, mit denen man einem ehrlichen Menschen zu Leibe rückt? Wer hat denn meinen Johannes erstochen?“

„Ich war es nicht.“

Der Schulmeister konnte sich nicht länger beherrschen. Um seine Mundwinkel fing es an zu zucken, und die gebeugte Gestalt erbebte vor mühsam zurückgehaltenem Schluchzen. „Du lieber Himmel, jetzt darf der leibliche Vater nicht einmal wissen, wer ihm den Sohn gemordet hat.“

Geyer fühlte, wie ihn das Grauen ankroch. Der jammernde Greis vor ihm, der vom Schmerz übermannt wurde, weil man ihm sein einziges Kind geraubt hatte, das war der dritte, der durch seine Schuld um sein Lebensglück betrogen war. Und er entgegnete sehr kleinlaut: „Herr Detto, Ihr Sohn ist nicht tot.“

„Ich habe den Leichenzug gesehen, an der Spitze die Kapelle, vor und hinter dem Sarge die Trauermarschälle, dann die schwarzgekleideten Kameraden mit Fackeln. Ihr Totenchoral liegt mir jetzt noch in den Ohren. Stimmt's? — Nun reden Sie doch, Herr Geyer!

Endlich werden Sie es glauben, daß unsereins wohl mal mehr sieht als andere. Ich habe alles so deutlich gesehen, daß es mich daheim nicht länger hielt. Mein Johannes hat auch mehr gewußt. Sehen Sie her!"

Er reichte dem Studenten den Brief, den er bei seiner Ankunft versiegelt auf dem Schreibtisch gefunden hatte, in welchem sich der Sohn vom Vater verabschiedete.

Geyer las und war beschämt. Wie oft hatte er sich über den alten Schulmeister lustig gemacht! Heute aber wurde ihm der hagere Mensch mit den tiefliegenden, flackernden Augen und den heißen Flecken auf den vorspringenden Backenknochen unheimlich.

„Eins ist mir aufgefallen," ergänzte der Schulmeister frostig, „ich selbst fehlte im Leichenzuge, was besagen will, daß mein Johannes noch lebt. Führen Sie mich zu ihm!"

Auf dem Marktplatz standen die Bürger aufgeregt in Gruppen beisammen. „Der wilde Geyer hat einen Burschenschafter erstochen."

Der Schulmeister blieb wie gebannt stehen, faßte den überraschten Studenten am Knopf der Pekesche, durchbohrte ihn mit seinen unheilsprühenden Augen und schrie ihn an: „Ist das wahr?"

Geyer hielt den Blick ruhig aus, reichte dann dem Greise treuherzig die Hand und entgegnete mit fester

Stimme: „Nein — ich werde aber den Unglücklichen nicht verraten."

Quer über den Marktplatz eilte in langen Schritten Caritius. Er suchte Bundesbrüder und sah sich scheu nach allen Seiten um. Er mußte Geld haben und Jena so bald wie möglich verlassen. Denn wenn die Wunde tödlich war, so wurde er vor das Kriminalgericht gestellt, und dann mußte er auf eine sehr harte Strafe gefaßt sein.

Sobald er den Leibburschen erkannte, machte er sich an ihn heran. Geyer erriet gleich, um was es sich handelte, und händigte ihm seine ganze Barschaft aus. „Und nun spute dich!"

Der Schulmeister studierte mißtrauisch den unsteten Studenten und fragte, als sich dieser entfernt hatte, bedächtig, wie es seine Art war: „Wer war denn das?"

Geyer geriet in eine neue Verlegenheit, und fast blieben ihm die Worte im Halse stecken. „Es ist ein Bundesbruder!"

Als der Schulmeister in das Krankenzimmer eintrat, bemühten sich zwei Ärzte um seinen Sohn.

Der Vater sah ihm ins Antlitz und fuhr entsetzt zurück. „So sehen sie aus, die Stirnen, die der Todesengel mit seinen langen, dunklen Schwingen gestreift hat", dachte er und nahm zögernd seine Hand. „Johannes."

Er legte ihm die Finger auf das Haupt und fing

an, Kreise zu beschreiben. Das tat er mit einer solchen Selbstverständlichkeit, daß die Ärzte sein harmloses Treiben ruhig geschehen ließen, um so mehr, als sie die letzte Hoffnung aufgegeben haben mochten.

Der Sohn aber wehrte heftig ab, indem er gequält die Augen schloß und die Hände des Vaters stöhnend beiseite schob.

Da überfiel ein krampfhaftes Zittern den alten Mann. „Meine Herren," rief er schluchzend, „wenn er dem nicht mehr zugänglich ist, dann ist auch eure Kunst zu Ende."

Er eilte hinaus und wehklagte: „Johannes, mein einziger, auch dich hat man mir geraubt? Gott strafe den Schandbuben!"

Im Flur wartete Gudrun auf das Urteil der Ärzte. Als der jammernde Greis ihr entgegentaumelte, brach sie in heftiges Schluchzen aus und fiel dann dem trostlosen Vater stürmisch um den Hals. „Uns beiden haben sie das letzte genommen."

Während sie noch den Vater zu trösten versuchte und doch selber des Trostes so sehr bedurfte, kam Dorschel die Treppe heraufgestolpert und sagte, der Herr Geyer werde ersucht, vor dem Senat zu erscheinen.

Geyer begab sich in das Kollegiengebäude, wo der Senat schon versammelt war.

Er wurde aufgefordert, über den Verlauf des Duells zu berichten.

„Das darf ich nicht."

„Wer hindert Sie daran?"

„Es wird Ihnen bekannt ſein, daß bei Forderungen auf Pariſiens oder Piſtolen jeder Beteiligte ſich auf Ehrenwort verpflichtet, niemand zu verraten."

„Wir entbinden Sie von Ihrer Verpflichtung."

„Sie maßen ſich Rechte an, zu denen Ihr Amt Sie nicht befugt."

„Wenn Sie die Beteiligten nicht namhaft machen, ſo wartet Ihrer eine beſonders ſtrenge Strafe."

„Auf einen ſolchen Erpreſſungsverſuch hin habe ich Ihnen nichts mehr mitzuteilen."

Der Senat zog ſich zur Beratung zurück.

Nach einer Weile wurde das Urteil verkündet: Geyer wurde auf ein Jahr konſiliiert und mußte innerhalb 24 Stunden die Stadt verlaſſen.

Er bat um einige Tage Friſt, da der Freund im Sterben liege.

Nach längerem Hin und Her wurde ſeine Bitte berückſichtigt.

Geyer wachte während der Nacht am Sterbelager des Freundes, der ſo matt war, daß er die Augen geſchloſſen hielt und nur hin und wieder zuſammenhangloſe Worte im gepreßten Flüſterton hervorbrachte. Als ihn aber ſeine Bundesbrüder beſuchten, fingen ſeine Augen an zu leuchten, und er unterhielt ſich mit ihnen

über die Zukunft des Bundes. Der Bund war augenscheinlich das einzige, dem er noch Interesse entgegenbrachte.

Gegen Mitternacht fing er an zu phantasieren. In seinen Fieberträumen erschienen immer wieder der Bund und Gudrun, ab und zu noch der Vater.

Als Detto nach einem schweren Anfall wieder zu sich kam, suchte er tastend des Freundes Hand. „Geyer," sagte er dann mit röchelnder Stimme, „übertrag deine Freundschaft auf den Bund . . . grüß' die Brüder!"

Ein Hustenanfall schnitt ihm das letzte Wort vom Munde. Die Lippen bedeckten sich mit blutigem Schaum . . . noch ein krampfartiges Aufbäumen des zuckenden Körpers . . . und der Vater drückte dem Sohn die Augen zu.

8.

Geyer war durch die Ereigniſſe der letzten Tage aufs tiefſte erſchüttert. Zum erſtenmal in ſeinem Leben hatte er den Flügelſchlag des Totenvogels vernommen, hatte er einen Menſchen aus der Welt ſcheiden ſehen, die er über alles liebte, mitten heraus aus Saus und Braus. Dieſer Unglückliche hatte für ihn eine Bedeutung gehabt von Jugend an, und er hätte das junge Leben retten können, wenn er nur ſeine Pflicht getan hätte.

Schon die Veranlaſſung zum Kampfe vermochte er ſich nur mit Mißbehagen zu vergegenwärtigen. In ſeiner Vertrauensſeligkeit war der gutmütige Detto auf die plumpen Schlingen hineingefallen, die ihm der hinterliſtige Sachſe gelegt hatte. Er ſelbſt hatte ſich dann dazu hergegeben, dem heimtückiſchen Menſchen Helfersdienſte zu leiſten, ohne die das Schlimmſte vielleicht vermieden wäre, obſchon er dem Schulmeiſter verſprochen hatte, auf ſeinen Sohn zu achten. Der Gedanke ließ ihn nimmer zur Ruhe kommen.

Auch die Art des Kampfes, wie ihn Caritius unter

ſeinem Schutz geführt hatte, war wenig ritterlich geweſen. Jeder honorige Student verſchmähte die Mittel, deren Caritius ſich mit Erfolg bedient hatte. Daß er ſelbſt nicht zeitig dagegen Einſpruch erhoben hatte, der Gedanke wollte ihm ſchier das Herz erdrücken.

Weit ſchlimmer aber war es, daß er den Schwerverwundeten in ſeinem Blute hatte liegen laſſen und feige den Flüchtlingen gefolgt war. Wie lächerlich ihm das jetzt alles erſchien! Er, der ſtolze Geyer, der Senior der „Saxonia" und Ritter des Eiſernen Kreuzes, der weder Tod noch Teufel fürchtete, er hatte aus Angſt vor den Univerſitätsknechten die heiligſten Freundespflichten vernachläſſigt. Wenn er gleich Hand angelegt und ihn nicht im Stich gelaſſen hätte, ſo wäre er wahrſcheinlich gerettet worden. Nun war das Verſäumte nicht wiedergutzumachen, und vor ſeiner gehetzten Seele erſchienen immer wieder drei Menſchen, die er niemals beiſammen geſehen hatte: der jammernde Vater, die verlaſſene Braut und der ſterbende Freund. Die drei verfolgten ihn wie der Schweißhund das Wild und gönnten ihm keine Ruh', daß ſich ſeine Gedanken immerzu im Kreiſe drehten und er umherirrte wie Kain, der Brudermörder . . .

Geyer fand ſich wieder, wie er auf einem Steine ſaß oben auf dem Jenzig. Er wußte ſelbſt nicht, wie er auf den Gipfel gekommen war, den er noch niemals

erſtiegen hatte. Aber die herrliche Ausſicht, die ſich ihm darbot, verſcheuchte vorübergehend die trüben Bilder, die ſeine Seele verdüſterten: Über ihm wölbte ſich der weite, blaue Himmel, an dem hier und da leuchtende Wolkenſchleier dahinſegelten. Vor ſich ſah er greifbar nahe den Landgrafen, dahinter in Buchten und Tälern die Dörfer, um ihren Kirchturm geſchart, wie Schafherden um den Hirten. Zur Linken das fruchtbare Gembdental mit ſeinen anmutigen Hütten, lachenden Wieſen und klappernden Mühlen, in mannigfaltiger Abwechſelung gelbe Raps-, blaue Flachs- und rote Waidfelder.

Wie winzig ſich das alles, von hoher Warte geſehen, ausnahm? Selbſt der ſtolze Fuchsturm erſchien wie ein Spielzeug, und die Saale lag da wie ein gewundener Silberſtreifen, worin die Sonne glitzerte und Weiden- und Erlengeſtrüpp ſich friedlich ſpiegelten. Dann Jena ſelbſt wie ein niedliches Spielzeug, angeklebt an die Berge. Und doch war dieſes Städtchen ſeine Welt geweſen, hatte es ihm geſchmeichelt, daß er in ſeinen Mauern etwas galt. Wie nichtig ihm das heute alles erſchien! Drei lange Jahre hatte er in dieſem Tal vergeudet, Jahre, in denen die Seele beſonders empfänglich iſt für dauernde Eindrücke. Und wie hatte er die Zeit ausgenutzt? — Er war Senior von einigen zwanzig Studenten, die er nun verlaſſen mußte. Und was nahm er mit? — Nichts.

All die Menschen zu seinen Füßen erschienen ihm in dieser Stunde beneidenswert, da ihr Dasein einen Zweck verfolgte. Die Schnitter in den Saalewiesen, die Mädchen mit Gabel und Rechen, die Bauern in den Weinbergen, der Schäfer auf dem Hausberge, der Fischer im Boot, der Seiler an der Landveste, sie alle betätigten sich und nützten auf irgendeine Weise der Menschheit. Und so wie sie hatten auch ihre Vorfahren gekämpft und sich als nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft erwiesen, wovon all die Dörfer ringsum Zeugnis ablegten. Sie redeten eine gewaltige Sprache aus jenen stürmischen Zeiten, da die Saale noch die Sorben von den Thüringern schied und diese als vorgeschobener Posten dem Vordringen der zähen Slawen Einhalt boten. Damals waren all die Ansiedelungen als Grenzfesten entstanden, und ihre Bewohner hatten Gut und Blut eingesetzt, um das Erbe der Vorfahren gegen Slawenwut zu schützen. Später hatten sie in nächster Nähe sogar gegen einen der Mächtigsten gekämpft, auf dem Schlachtfelde drüben, wo die Bauern jetzt friedlich ihre Äcker bestellten. Wie traurig es doch damals im deutschen Vaterlande ausgesehen hatte!

Und warum hatte es so weit kommen können? — Nur darum, weil Deutsche mit dem Eroberer gegen ihre eigenen Brüder kämpften und andere sich ablehnend verhielten in der Stunde der Gefahr.

Der verſtorbene Freund hatte recht gehabt, wenn er immer wieder hervorhob, daß Einigkeit das beſte Bollwerk gegen Eroberungsgelüſte fremder Völker ſei. Das war ihm niemals ſo zum Bewußtſein gekommen wie heute.

Freilich, es war auch nicht leicht, all die Stämme mit ihren ausgeſprochenen Eigenheiten zu einem großen Ganzen zu vereinigen. Aber unmöglich war es wohl nicht. Wie hätte der Verſtorbene ſonſt der Verwirklichung dieſes ſeines Gedankens ſeine ganze Kraft, ſein ganzes Tun und Denken widmen können? Der hatte im Sinne ſeiner Vorfahren gelebt und geſtrebt und mit einem verklärten Lächeln auf den Lippen von ſeinem Lebenswerk Abſchied genommen, als ihn der Todesengel bereits geküßt hatte.

Was aber hatte er ſelbſt getan, um ſich ſeiner Vorfahren würdig zu erweiſen?

Allerdings, bei Leipzig, da hatte auch er für Freiheit und Vaterland gekämpft. Wie gerne würde er ein ſolch tätiges Leben gegen ſein jetziges Daſein eintauſchen! Denn das Daſein, das er jetzt friſtete, war inhaltslos und leer wie eine hohle Hülſe. Um Kollegien kümmerte er ſich nicht, nahm auch ſelten ein Buch zur Hand; geiſtige Bedürfniſſe kannte er nicht. All die Kulturfortſchritte der letzten Jahrzehnte waren ſpurlos an ſeinem Geiſte vorübergegangen. Cuvier und Lavater kannte

er kaum dem Namen nach, und Goethe, von dem alle Welt sprach, und der oft monatelang in nächster Nähe wohnte, hatte ihm und seinen Kommilitonen nichts zu sagen. Sie kannten nur ihre „Saxonia" und den Komment. In diesen engen Bahnen hatte sich sein Geist jahrelang bewegt, und er hatte sich wohl dabei gefühlt. Das war philisterhaft. Ja, bei Lichte besehen war sein und seiner Kommilitonen Dasein schlimmer als das der Philister.

So klar wie heute hatte er niemals gesehen. Bislang hatte der äußere Glanz sein Auge geblendet und er nicht geahnt, was für ein Scheindasein er führte, bis der Schmerz um den Tod des Freundes den Schleier lüftete. Wie die junge Frau auf die Puppen ihrer Kindheit, so sah er in dieser Stunde auf alles das herab, was hinter ihm lag.

Und wieder schlichen sich die Gedanken an den Freund in seine Seele ein. Wie zuversichtlich und groß der von hinnen geschieden war! Seine letzten Worte hatten nicht der Braut gegolten, nicht dem Vater, sondern — dem Bunde. Daß er, der Senior der Saxonen, den Freund wiederholt gekränkt, das hatte der Gute längst vergessen. Daß er aber dem Bunde die Ehrerbietung versagt hatte, das quälte selbst den Sterbenden noch.

Nun hatte er den letzten Atemzug getan, und er selbst saß einsam auf hoher Warte und schaute beweg-

ten Herzens hinab in das Städtchen, das ihn so lange beherbergt hatte, wie eine einsame Insel, abgeschlossen von der großen, weiten Welt. Seltsame Gefühle wogten in seiner Brust durcheinander, Gedanken kamen und gingen. Erinnerungen, die er längst entschwunden geglaubt, tauchten blitzartig auf und zwangen ihn, bei ihnen zu verweilen. Es war ihm zumute, als habe eben eine große Stunde seines Lebens dumpf zum Schlage ausgeholt.

Mühsam erhob er sich, schlenderte über das „Hufeisen" zur Kunitzburg und setzte sich auf die steinerne Bank in der Fensternische der Ruine.

Hier bot sich seinen Augen ein neuer Anblick dar. Die Sonne war untergegangen; ihre letzten Strahlen färbten den Horizont leuchtend rot und spiegelten sich tausendfach in den Fenstern der Dornburg. Die Natur ringsum atmete feierliche Ruhe. Die Blumen neigten ihre Köpfe zum Schlaf, und die Vögel schlummerten in ihrem Versteck. Am Waldesrande äste ein Reh. Der Ackersmann rüstete sich zur Heimkehr, Schäfer und Gänsehirt trieben ihre müde Herde in den Stall. Auf der Saale ein Floß mit einem Burschen, der ein Liebeslied sang. Aus dem Walde schlurfte ein Kräutersammler, und auf dem Wege nach Kunitz schob eine Frau eine Ladung Holz, Kinder halfen ihr. Alle zogen sie heimwärts, um auszuruhen von ihrer Arbeit und Kräfte zu sammeln für den nächsten Tag. Nur er saß

einsam als ein Ausgewiesener in der Ruine und wußte nicht, wohin er seine Schritte lenken sollte.

Über dem Städtchen hatte sich ein Nebelschleier ausgebreitet, aus dem nur die Kirchtürme wie Riesen hervorragten. Leise senkte sich der Abend ins stille Tal. Auch aus den Wiesen stiegen die Nebelschwaden auf und legten sich gespensterhaft auf die Erlensträucher, Weidenbäume und Zitterpappeln. Hier und da ragte noch eine Espe aus dem grauen Meer hervor wie ein Mast aus dem unendlichen Ozean . . . ein Tannenzapfen fiel dumpf zur Erde . . . irgendwo blökte ein verirrtes Schaf . . . nebenan im Gebüsch klagte ein Vogelstimmchen wie eine verlorene Seele . . .

Geyer hatte den müden Kopf auf die Steinplatte gelegt und war schließlich eingeschlafen. Die Wirklichkeit versank, und beängstigende Träume wuchsen aus ihr hervor . . .

Als er erwachte, stieg der Mond silbern über die Hügel und wob ein Schlummernetz um das schlafende Tal und die wilden Berge. Im Walde schrie der Uhu und forderte auf zum Kampf, zum blutigen Morden.

Geyer ging den steilen Weg hinab nach Kunitz. Im Tale wurde gesungen: „Es blinken drei freundliche Sterne . . ." Es waren Burschenschafter, die von Zwätzen heimkehrten. Der Gesang wurde leiser und leiser und verlor sich schließlich in der Ferne . . .

Im Garten der Kunitzer Kneipe lärmten die Saxonen. Der Präside schlug mit dem Rapier auf den Tisch und brüllte: „Silentium!“

Geyer schnitt das wüste Treiben wie Messer durch die Seele. Er wollte auf keinen Fall einkehren. Der Wirt aber hatte ihn erkannt. „Hären Se mal, da is ja ooch der Herr Geyer. Ihne suche mär ja den ganzen Dag!“

Saxonen stürzten herbei, bestürmten ihn mit Fragen und zogen ihn in den Garten. Füchse sprangen auf und brachten Lanze und lange Pfeife. Von allen Seiten schwirrten Stimmen an sein Ohr. „Prost Geyer, ich komme dir einen Ganzen!“

Ein anderer brummte ihm wegen des heimlichen Exbummels einen Bierjungen auf.

Der Senior reagierte nicht.

„Na, alter Bierhahn, wirst doch nicht knacken!“ Und abermals donnerte ihm ein Bierjunge entgegen.

Geyer stand, müde auf die Lehne des Stuhls gestützt, ernst und bleich im fahlen Mondlicht. „Ich mach' das nicht mehr mit!“

Als Antwort erfolgte lautes Geheul. „Den müssen wir uns mal bei Lichte besehen.“

Einer leuchtete ihm mit einem Lampion ins Gesicht. Dann flüsterte er dem Nachbarn etwas zu und setzte sich sinnend auf seinen Platz.

„Geyer, was fällt dir ein? — Mach' keine Witze!"

„Was ich ſage, iſt überlegt. Mein Freund liegt tot in Jena. Da werdet ihr mir nicht zumuten, daß ich mich an euerm Gelage beteilige."

„Der Büchſier? — Wiſſen wir. Sonſt nichts Neues? Laß die Toten ruhen und ſchwing den Becher! Unſer Freund war er — auf Zerevis! — nicht. Proſt Geyer, es leben die Lebenden!"

„Ihr ſolltet Rückſicht auf meine Stimmung nehmen."

„Nur keine Gefühlsduſeleien! Davon wird der Büchſier nicht wieder lebendig. Schaff uns lieber deinen Leibfuchs herbei! — Wo iſt Caritius?"

Geyer fühlte ſich durch das Gebaren der Kommilitonen angeekelt und wußte doch nicht, was er tun ſollte, da er eine Kataſtrophe vermeiden wollte. Noch einmal ließ er ſein Auge wehmütig über den Kreis der Bundesbrüder ſchweifen. Dann verneigte er ſich formell. „Guten Abend!"

Als Gegengruß erſcholl lautes Gelächter.

Als aber die Bundesbrüder bemerkten, daß er feſten Schritts den Garten verließ, ſahen ſie unſchlüſſig zum Präſiden hinüber, der mit unſicherer Stimme meinte: „Na, er wird ſich ſchon beſinnen! — Silentium! Wir präparieren den Kantus . . ."

Das war Geyers Abſchied von der übermütigen, unbeſonnenen Jugend.

Er kehrte einſam nach Jena zurück und legte ſich müde und hungrig zu Bett.

Als er am nächſten Morgen aufwachte, ſchien die Sonne in ſein Zimmer. Auf der Straße ſtanden im weiten Kreiſe die Kurrendeſchüler und ſangen ernſt und innig einen Choral.

Da fing Geyer an zu weinen, ſeit ſeiner Kindheit zum erſten Male.

9.

In einem Dorfkrug ſaßen an einem Sommerabend vier verſtaubte Handwerksburſchen und beſtellten ſich „Lichtenhainer mit Muſik“. Drei unter ihnen wußten mit den dargereichten Gaben wohl umzugehen. Der vierte aber, ein kleiner, ſelbſtbewußter Burſche mit lebhaften Augen und aufgeworfener Naſe, guckte ihnen in auffälliger Weiſe ab, wie ſie mit dem langen Holzlöffel den Zucker, die Roſinen und das geriebene Schwarzbrot mit dem Bier im Kruge miſchten, bis es dann plötzlich mächtig zu ziſchen und zu brauſen anfing und der Schaum aus dem Kruge des Kleinen überquoll und ſich mit Windeseile über die weiße Tiſchplatte ergoß, daß er erſchrocken den Stuhl abrückte und überraſcht aufſprang.

Da wurden die andern mißtrauiſch. Sie merkten, daß der Fremdling keiner von der Zunft war, und muſterten ihn mit kritiſchen Blicken, beläſtigten ihn mit Fragen, die er jedoch überlegen und geſchickt, und ohne ſich zu verraten, zu beantworten verſtand, bis der Breslauer,

ein vierſchrötiger Kerl mit rotem Haar und mächtigem Schnurrbart, ihn hart anfuhr: „Nimm deine Mütze vom Schädel, wie wir es auch getan haben!“ Er vermutete, daß der Fremde durch ſie etwas zu verheimlichen habe.

Zögernd zog der die Mütze vom Kopf, und ſie ſahen quer über den Schädel einen mächtigen Schmiß.

Da ſprangen ſie entrüſtet auf, und der Breslauer ſchrie: „So ein Heimtücker ſchleicht ſich da in unſere Geſellſchaft ein! Mach', daß du herauskommſt, ſonſt ſchlagen wir dir deinen dämeligen Schädel zu Brei!“

Schon der Gedanke, daß er mit einem Studenten an einem Tiſche geſeſſen hatte, erregte ſeinen Grimm. Nun wurde es ihm zur Gewißheit, daß der Student, der ſich in verdächtiger Weiſe in ihre Geſellſchaft eingeſchlichen hatte, etwas ausgefreſſen haben und man ihm auf den Ferſen ſein mußte.

„He, Wirt,“ rief er mit dröhnender Stimme, „dieſer da, das ſcheint mir ein nettes Pflänzchen zu ſein. Vielleicht lohnt es ſich, ihn feſtzuhalten, bis wir die Polizei benachrichtigt haben.“

Der Wirt aber wollte mit der Angelegenheit nichts zu tun haben, und während der Breslauer noch auf ihn einredete, fand der Student Gelegenheit, ſich heimlich zu entfernen. Es packte ihn zum erſtenmal in ſeinem Leben eine wahnſinnige Angſt, daß er fluchtartig das Dorf verließ und, obſchon er hungrig war und die Füße

ihn ſchmerzten, bis Gotha lief, wo er im Gaſthauſe „Zum Bären“ einkehrte und bis gegen Mittag ſchlief.

Da ſagte ihm der Wirt, es ſei eine Retourchaiſe nach Fulda frei. Von da aus konnte er die Reiſe fortſetzen nach Gießen, wo einer ſeiner Konpennäler ſtudierte.

Als er in Fulda ſeine Zeche bezahlt hatte, erſchrak er über den geringen Reſt, den ſein Beutel noch aufwies. So mußte er den Weg zu Fuß fortſetzen.

Gegen Abend kam er in ein Dorf, wo er vom Wirt erfuhr, daß der Pfarrer fahrende Studenten aufnehme.

Caritius verlebte einen vergnügten Abend im Pfarrhauſe, wo er auch zur Nacht blieb. Als er dann am nächſten Morgen ſich auf den Weg machen wollte, ſagte ſein Gaſtgeber, das ſei bei ihm nicht üblich.

So nahm der Student die Gaſtfreundſchaft noch einige Tage in Anſpruch. Dann ſtopfte ihm die Frau Paſtor das Ränzel voll, und der freundliche Gaſtgeber ſchirrte ſein Pferdchen an und fuhr den ſeltſamen Studenten bis ins nächſte Städtchen.

Der Pfarrer brachte von jeher ſtudentiſchem Leben und Treiben ein lebhaftes Intereſſe entgegen. So begnügte er ſich nicht damit, ſeine Gäſte mit Speiſe und Trank zu erquicken und ihnen Nachtherberge zu gewähren, ſondern war auch auf ihr geiſtiges Wohl bedacht und verſuchte in unauffälliger Weiſe, ſich Einblick in ihre Herzensangelegenheiten zu verſchaffen. So war es ihm

im Laufe der Jahre möglich geworden, manch einen verfahrenen Scholaren, der bei ihm um Obdach vorsprach, wieder auf den rechten Weg zu führen.

Als Caritius bei ihm einkehrte, war dem Pfarrer gleich aufgefallen, daß der aus einem besonderen Holze geschnitzt sei, und abends bei einem Glase Wein kam er nach längerem Studium zu der Überzeugung, daß dieser begabte Mensch eines besonderen Halts bedurfte, wenn er nicht zugrunde gehen sollte.

Der Pfarrer war ein viel zu erfahrener Menschenkenner, als daß er sich mit guten Lehren und frommen Bibelsprüchen begnügt hätte. Er hatte in den wenigen Tagen seinen Gast so gründlich studiert, daß er eilige Hilfe für nötig hielt. Und so wählte er das Mittel, dessen er sich wiederholt mit Erfolg bedient hatte: er teilte in einem ausführlichen Brief der Mutter des Studenten schonend mit, daß ihr Sohn zweifellos auf falschen Wegen wandele und sie bald nach dem Rechten sehen möge, wenn drohendem Unheil zeitig vorgebeugt werden sollte.

Indes genoß Caritius das Studentenleben in Gießen in vollen Zügen. Von den Landsmannschaften wurde er mit offenen Armen empfangen, um so mehr, als er sich gleich mit ausgezeichnetem Erfolge an dem Kampfe gegen die Burschenschafter beteiligte, die von den Landsmannschaften in Verruf erklärt waren, so daß kaum ein Tag

verging, an dem die feindlichen Parteien nicht mit Knüppeln und Hetzpeitschen übereinander herfielen, wobei Caritius zahlreiche Lorbeeren erntete.

Eines Tages aber artete die Prügelei in eine wüste Stecherei aus, die damit endete, daß zwei Studenten schwerverwundet auf dem Platze liegenblieben und die Landsmannschafter schließlich über die von Philistern zur Hilfe herbeigerufenen Stadtsöldner herfielen.

Daraufhin mußten die Rädelsführer vor dem Senat erscheinen, und wenn auch nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte, wer die verwundeten Studenten so übel zugerichtet hatte, so wurde Caritius doch, da sich belastendes Material gegen ihn aus den vergangenen Wochen angehäuft und aus den Verhandlungen zur Genüge hervorging, daß er den Burschenschaften Kampf bis aufs Messer geschworen hatte, kurzerhand relegiert.

Caritius packte seine Habseligkeiten leichten Herzens. Wenngleich er in Gießen äußerst bewegte Wochen verlebt und einige Freunde gefunden hatte, so entbehrte er mit jedem Tage mehr seinen einzigen Freund, den Leibburschen. Nicht nur deshalb, weil Geyer stets einen vollen Beutel und sie gemeinsame Kasse hatten. Nein, Caritius liebte Geyer, er verehrte ihn als einen außergewöhnlichen Menschen, unter dessen Obhut er sich konnte gehen lassen, ohne gänzlich zu verbummeln. Caritius

war ein treuer Menſch, der feſthielt an dem, was er ſich einmal erobert hatte . . .

Während ſich ſeine Gedanken noch mit dem Leibburſchen beſchäftigten, pochte es leiſe an ſeine Tür. Als er ſie öffnete, ſtand ſeine Mutter vor ihm.

Caritius verſtand es, ſich ſelbſt in ſchwierigen Lagen zu beherrſchen, und ſo gelang es ihm auch jetzt trotz ſeiner Überraſchung, den Unbefangenen zu ſpielen.

Weshalb er denn ſeine Koffer packe?

Die Bude paſſe ihm nicht, ſie ſei zu unruhig, ſo daß er nicht arbeiten könne. Er hatte auch gleich einige andere Gründe zur Hand, die ſeinen Umzug mitten im Semeſter zur Genüge rechtfertigten.

Die Mutter ſah ihm mit einer unſagbaren Wehmut ernſt und ſchwer in die Augen. Dann ließ ſie ſich auf einem Koffer nieder, preßte die Hände vor die Augen und fing an, heftig zu ſchluchzen.

Der Sohn vermochte darauf keinen Reim zu finden und fragte ſehr erſtaunt, was ſie denn eigentlich habe.

Die Mutter gab keine Antwort. Die Tränen rieſelten ihr unaufhörlich durch die ſchlanken Finger, und ihr zarter Körper erbebte.

Der Student beugte ſich über ſie und küßte ſie in einer Aufwallung leidenſchaftlicher Kindesliebe auf die Stirn. „Mutter, mir kannſt du doch wohl anvertrauen, was dich quält."

Da kam die unglückliche Frau endlich zu ſich. Sie weinte noch eine Zeitlang ſtill vor ſich hin, trocknete dann die Tränen und erhob ſich gewaltſam. Jetzt war ſie wieder die energiſche Ariſtokratin mit ſtrengen Zügen und entſchloſſenen Augen, die ſich wieder ganz in der Gewalt hatte.

„Was ich habe, Bruno? Das wollt' ich dir ſagen: Einen ungeratenen Sohn, der mir nichts als Kummer und Verdruß bereitet."

„Aber, Mutter!"

„Der Letzte unſeres ſtolzen Geſchlechts wandelt lachend an Abgründen vorbei und kann jeden Augenblick in die Tiefe ſtürzen . . . Heuchle nicht, Bruno, ich war beim Rektor und weiß alles. Das ſchlimmſte aber iſt, daß du mich belügſt. Wie kann ich da noch Vertrauen zu dir haben?"

Es gab eine heftige Auseinanderſetzung zwiſchen Mutter und Sohn, aus der letzterer als Sieger hervorging; denn Caritius kannte die Schwächen der Mutter aus langjähriger Erfahrung und wußte, ſie davon zu überzeugen, daß das alles ſo ſchlimm nicht ſei. „Es bringt das halt das Studentenleben ſo mit ſich. Die anderen machen es geradeſo und ſind doch auch aus guter Familie. Möchteſt du denn, daß dein Bruno, der Letzte des ſtolzen Geſchlechts, ein Duckmäuſer wäre?"

Nein, das mochte Frau Caritius um keinen Preis.

Immer mehr wich die Strenge der beſorgten Mutter einem gütigen Ausdruck. Sie liebte ihren großen Jungen, mußte ihn lieben trotz allem, vielleicht infolge ſeiner Streiche. So wurde ihre Stimme allmählich wohlwollend, ihr Auge freundlich, hin und wieder ſpielte ſogar ein verzeihendes Lächeln um ihre Lippen, und ſchließlich kam es zur Verſöhnung.

„Aber eins mußt du mir verſprechen, du lieber, böſer Kerl du: du mußt wieder zu deinem Freunde Geyer und darfſt nimmer von ihm laſſen. Willſt du mir das verſprechen, Bruno? Wenn du beim Herrn Geyer biſt, ſo weiß ich dich geborgen."

Da ſchlug der Student in die ausgeſtreckte Rechte, daß es ſchallte. „Mutter, unſere Wünſche decken ſich. Du magſt daraus erſehen, daß es ſo ſchlimm noch gar nicht um mich ſteht. Ich war ſchon auf dem Wege zu ihm, als du kamſt."

„Dann grüß' ihn recht herzlich von mir und mach' ihm Freude und unſerer Familie Ehre. — Freundſchaft und Liebe, Bruno, halte ſie feſt — den Freund und mich!"

10.

Geyer wanderte einſam durch die Gaſſen Heidelbergs und ſtudierte mit ſtiller Wehmut das glänzende Studentenleben, das ſich vor ſeinen Augen entfaltete, die Aufzüge der Curonen, Schwaben, Rheinländer, Weſtfalen, Helveten, Naſſauer, Holſteiner und Vandalen. Wo er ging und ſtand, da fand er ihre Vertreter. Sie renommierten in phantaſtiſchen Koſtümen mit Bändern, langen Pfeifen, Hetzpeitſchen und Bulldoggen händelſuchend auf den freien Plätzen und in den Gaſſen einher und ſangen in den Kneipen und Kaffeehäuſern ihre wüſten Lieder. In glänzenden, ſechsſpännigen Equipagen rollten ſie über Land zum Kommerſieren, zum Pauken, zum Spargeleſſen nach Schwätzingen, zur Weinprobe in die Pfalz, zur Bowle in die Stiftsmühle oder nach Mannheim, wo ihnen andere Freuden winkten.

An ſchwülen Sommerabenden kneipten ſie unter leuchtenden Lampions in duftenden Gärten, und auf dem Neckar erſchollen zu jeder Nachtzeit ihre Geſänge,

wenn sie heimkehrten von ihrem Exbummel, um in Heidelbergs dunklen Gassen neue Händel zu suchen.

Ihrem ganzen Auftreten merkte man es an, daß sie etwas galten, und daß sie sich als die ersten der Studentenschaft fühlten.

Geyer dachte vergangener Zeiten, da auch er ein ähnliches Leben geführt hatte und von vielen bewundert worden war, da auch er mit derselben Verachtung auf die „Finken" herabgesehen hatte, mit der die Landsmannschafter ihm jetzt begegneten. Freilich, ihr Treiben mißfiel ihm, da er wußte, was von dem glänzenden Leben übertüncht wurde.

Dennoch konnte ihn sein jetziges Leben nicht befriedigen. Jahrelang hatte er die geselligen Freuden der Jugend genossen und sollte nun verlassen wie ein Ausgestoßener seine Straße ziehen? Die Einsamkeit legte sich auf ihn wie Meltau auf die jungen Pflanzen, daß sie allmählich verkümmern. In seinem Leben klaffte eine ungeheure Leere, die er nicht auszufüllen vermochte. Er floh auf die Berge, in die Wälder und atmete erleichtert auf, wenn er endlich dem Menschengewimmel entronnen war.

Sobald er aber heimkehrte und ihm die ersten lebensfrohen Burschen wieder begegneten, dann packte ihn die Sehnsucht nach vergangenen Zeiten, nach seinen Freunden und Bekannten. Hätte er wenigstens seinen

Leibfuchs in erreichbarer Nähe gehabt! Der fehlte ihm auf Schritt und Tritt. Er hätte es niemals für möglich gehalten, daß er ihn nach kurzer Trennungszeit schon so sehr entbehren würde. Und das Gefühl der Einsamkeit kam über ihn, wenn er allein sein Mittagbrot aß, den Kaffee trank oder auf seiner Bude saß und Zerstreuung in Büchern zu finden hoffte, um die er sich bis dahin nicht gekümmert hatte. So sehr er auch bemüht war, alle Gedanken, die ihn von seinem Studium abzulenken drohten, zu bannen, so gelang es ihm doch nicht, mit irgendeinem Buch gut Freund zu werden. Es erging ihm mit den Büchern geradeso wie mit den Vorlesungen, in denen er sich tödlich gelangweilt fühlte. So beschloß er kurzerhand, die Fakultät zu wechseln und Medizin zu studieren. Das sollte sehr interessant sein. Wenigstens hatten es im Laufe der Jahre nur zwei aus der ganzen „Saxonia" zu einem Examen gebracht, und das waren Mediziner gewesen, die damals zwar wegen ihres Eifers von ihren Kommilitonen verspottet worden waren, die ihm jedoch heute fast vorbildlich erschienen.

Geyer verhehlte sich nicht, daß er wieder von vorn anfangen mußte, wenn er sich dem Studium der Medizin unterwarf. Aber auch in der Rechtswissenschaft fehlten ihm jegliche Grundlagen, und er hoffte, daß der Wechsel die Ausführung seines Plans begünstigen würde.

Kaum war der Entſchluß gefaßt, ſo machte Geyer ſeinen Lehrern Beſuche, zunächſt Fries.

Fries war Philoſoph und las außerdem in der Phyſik.

„Sie waren in Jena? — Mich will man nach Jena holen. Warum kommen Sie denn ſo ſpät?“

Geyer erzählte von ſeinem Unglück.

„Ja,“ meinte mit einem verzeihlichen Lächeln der Hofrat, „es ſind raufluſtige Geſellen, ich war ſelbſt dort. Aber ſeit der Zeit hat ſich wohl manches geändert.“

Sie kamen auf das Heidelberger Studentenleben zu ſprechen, das ſehr unerquicklich war, da die Burſchenſchaft, kaum geboren, von den Landsmannſchaften in Verruf erklärt worden war . . .

„Zur Burſchenſchaft gehören übrigens verſchiedene prächtige Menſchen, die Sie kennenlernen müſſen. Wenn Sie morgen abend eine Taſſe Tee mit uns trinken wollen, ſo werde ich Sie mit den Herren bekannt machen, ebenſo mit dem Buchhändler Winter. Er iſt ein Original Alt-Heidelbergs. Auch werden Sie ſo freundlich ſein und meiner Frau Gutes über Jena erzählen. Sie fürchtet ſich ein wenig vor der Überſiedelung. Vielleicht gelingt es Ihnen, ihr den Entſchluß zu erleichtern.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Melanie erhielt nach langem Warten endlich einen

Brief von Geyer, und zwar aus Heidelberg. Das fand sie unbegreiflich. Warum er sich denn noch weiter von ihr entfernt hatte? Und gar Medizin studierte er jetzt? Das alles blieb ihr ein ungelöstes Rätsel.

Sie klagte der Mutter ihr Leid. Auch die vermochte weder das eine noch das andere zu billigen. „Ein Student aus guter Familie, der auf sich hält, studiert Jura. — Und wann will er denn fertig sein, wenn er jetzt noch umsattelt?"

Der Oberförster versuchte, sie zu trösten. „Mir ist der Wechsel der Universität sehr sympathisch, da die Studenten in Jena mit jedem Tage demokratischer werden. Und Medizin wird Geyer in Heidelberg ebensowenig studieren, wie er in Jena Jurisprudenz studiert hat. Im übrigen erlauben es ihm seine Mittel, die Studien zu beenden, wann es ihm beliebt."

Er nahm der Tochter den Brief aus der Hand und fing mechanisch an zu lesen. Es entging den beiden Frauen nicht, wie eine Wolke des Unmuts seine Stirn beschattete, wie er die Brauen bedenklich emporzog und aus seiner Stimme eine gelinde Sorge lugte. „Aber etwas anderes will mir nicht gefallen: das ist sein Verkehr! Er schreibt da von seinen Ausflügen mit Adolf Follen. Wißt ihr auch, wer das ist? — Das ist ein Bruder von dem Gießener Follen, ein Erzdemagoge."

Der Oberförster las erregt weiter. Durch seine Fin-

ger ging ein leiſes Zittern, und eine große Enttäuſchung ſpiegelte ſich unverhüllt in ſeinen Mienen. „Bei Fries geht er ſogar aus und ein?“

Die Frauen horchten auf. „Woher kennſt du denn Fries?“

„Den kennt jeder, der ſich um Politik bekümmert.“

Er entnahm dem Bücherregal ein ſchmales Bändchen. „Dieſe Broſchüre iſt von ihm. Ich will euch eine Probe geben.“

Er warf die Blätter haſtig herum und las eine mit Blei bezeichnete Stelle.

Die Frau Oberförſter rief: „Empörend!“ Und die Tochter meinte ſtaunend: „Mein Gott, was will er denn, wenn keine Soldaten?“

Der Vater hob bedeutungsvoll den Zeigefinger. „Da eben liegt des Pudels Kern! Er will die gymnaſtiſchen Übungen im Volk ſo weit durchgeführt ſehen, daß die Heere entbehrlich werden. Das iſt Jahns Einfluß. Fries will außerdem Reichsgerichte, Reichsgeſetze und Reichsuniverſitäten.“

Der Oberförſter erhob ſeine Augen vorwurfsvoll zur Tochter empor und ergänzte mißbilligend: „Und mit ſo einem pflegt dein Geyer innigen Verkehr?“

Melanie flog die Röte der Verlegenheit in die Wangen. „Mein Gott, Papa, was ſoll ich denn machen?“

Der Oberförſter vertiefte ſich wieder in den Brief

und fuhr mit harter Stimme fort: „Und warum ſeine beſten Freunde gerade Burſchenſchafter ſein müſſen, wo es doch in Heidelberg an ſeinesgleichen nicht fehlt? — Sogar beim Demagogenvater Winter geht er aus und ein?“

Er wiegte das weiße Haupt unwillig hin und her. „Das ſind allerdings ſehr bedenkliche Erſcheinungen.“

Der Tochter wurden die Augen feucht. Sie ſchlang dem Vater die Arme um den Hals. „Aber, Papa, das iſt ja ganz entſetzlich.“

Nach einer Weile fuhr ſie zögernd fort: „Was wird denn ſein Vater dazu ſagen, wenn Karl ſeine Anſchauungen verleugnet?“

Der Oberförſter ſchob die Tochter behutſam beiſeite und legte den Finger bedeutungsvoll an die Stirn. „Kind, da bringſt du mich auf einen guten Gedanken.“

Er ließ ſein Pferd ſatteln und ritt nach Geyerhorſt . . .

Der alte Geyer lachte ein ſorgloſes Lachen, als der Oberförſter ängſtlich mit ſeinen Bedenken herausrückte.

„Warum ſoll Karl nicht auch mal Medizin ſtudieren, wenn es ihm Freude macht? Und was will denn Follen? Karl iſt doch kein Kind mehr. Selbſt um Winters und Fries' Einfluß iſt mir nicht bange. Sie genießen in Heidelberg ein bedeutendes Anſehen, und beide haben, wie Karl mir ſchrieb, famoſe Mädels. Sollte

er ſich Flauſen in den Kopf ſetzen, ſo werden die Verhältniſſe, in die er ſpäter kommt, ſchon ausgleichend wirken."

Der Oberförſter kam mit neuen Bedenken. Der ungewöhnliche Einfluß der Schwarzröcke machte ihn beſorgt. „Wer ſich in den Rauch hängt, der wird ſchwarz. In Gießen haben ſie es ſogar fertiggebracht, auch Hildebrandt, des Paſtors Jungen, zu ſich herüberzuziehen, obſchon er uns verſprochen hatte, ſie zu vernichten. Wohin ſoll das denn führen?"

Der alte Geyer klopfte ihm beruhigend die Schulter. „Mein lieber Pleß, laß doch die Jugend ruhig ihren Weg gehen. Wenn Karl es mit ſeinen Anſchauungen in Einklang zu bringen vermag, warum ſoll er dann nicht auch mal vorübergehend der Burſchenſchaft angehören? Damit wird er die Welt nicht gleich aus den Angeln heben. Ich halte es für weit bedeutungsvoller, daß ein ſolch junger Burſche den Glauben an die Menſchheit nicht verliert, daß er ſtets dem einen großen Ziel zuſtrebt, der allgemeinen Brüderlichkeit."

Der Oberförſter trommelte nervös mit ſeinen Fingern auf der Tiſchplatte herum und meinte ſchließlich ärgerlich: „Wollen wir nicht lieber von etwas anderem reden?"

11.

Beim Hofrat Fries verſammelten ſich die üblichen Gäſte: Profeſſoren mit ihren Damen, Studenten und einige Kaufleute, unter ihnen der Buchhändler Winter. Der geiſtige Mittelpunkt der Geſellſchaft war jedoch keiner der Gelehrten, ſondern Betty, die Tochter des Hofrats.

Obſchon ſie erſt in der Mitte der Zwanziger ſtand, hatte ſie einen tiefen Einblick in das Leben getan — und in die Wiſſenſchaft. Sie gehörte zu den damals namentlich in Univerſitätsſtädten in aller Zurückgezogenheit lebenden Frauen mit außergewöhnlichen geiſtigen Bedürfniſſen, die nicht aus Ehrgeiz oder Berechnung, ſondern um der Wiſſenſchaft ſelber willen ſich in irgendeine Diſziplin vertieften, und dieſem Studium galt dann ihr ganzes Leben und Streben. Fräulein Fries hatte, der Anregung ihres Vaters folgend, die Philoſophie erwählt.

Fräulein Fries war keine Schönheit, zwar hochgewachſen und ſchlank, mit abgemeſſenen Bewegungen,

einem blaſſen, feingeſchnittenen Geſicht, das von rabenſchwarzem, glattgeſcheiteltem Haar eingerahmt war. Die Naſe war jedoch ungewöhnlich groß, das Kinn vorſpringend. Aus dem vornehmen Antlitz aber, das ſich ſelten zu einem Lächeln verzog, ſtrahlten lebhafte Augen überlegen und ruhig in die Welt hinaus. Sie lagen hinter langen, ſchwarzen Wimpern, waren von unbeſtimmter Farbe, aber von beſtimmtem Ausdruck, ſehr klug und ſehr ernſt und hatten etwas ungemein Anziehendes; denn es lebte in ihnen eine Welt von Gefühlen.

Die Augen waren es auch, die Geyer immer wieder veranlaßten, bei der weiſen Betty, wie die Studenten ſie nannten, zu verweilen.

Wie Geyer, ſo erging es den meiſten anderen Studenten, die alle der Überzeugung waren, daß Betty nicht ahnte, wieweit ſie den meiſten unter ihnen geiſtig überlegen war und wieviel Anregung ſie ihnen brachte. Alles, was ſie tat und ſagte, war ihnen ſympathiſch, und ſelbſt die einfachſten Wahrheiten klangen aus ihrem Munde bedeutungsvoll.

Dieſer weiſen Betty nun verdankte Geyer mehr geiſtige Anregung als ſämtlichen Profeſſoren, deren Vorleſungen er beſuchte. Der Gedanke an ſie machte ihm die Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft erträglich, und wenn er in ſeinem Studium tote Punkte zu überwinden

hatte, so brauchte er sich nur das kluge Mädchen zu vergegenwärtigen, um seinen Eifer von neuem zu beleben. Um ihrer würdig zu werden, konnte er halbe Nächte über den Büchern ausharren. Denn Betty hatte ihm ohne ihr Wollen bewiesen, welche Bedeutung der geistigen Arbeit beizumessen ist, welche Macht den Ideen.

Geyer konzentrierte vorläufig seine ganze Kraft auf das Studium der Medizin. Es war nach den Jahren des Müßiggangs schwerer, als er geglaubt hatte. Betty aber war die treibende Kraft, mit deren Hilfe er schließlich alle Hindernisse überwand. Bei ihr holte er sich Rat und Anregung und gute Bücher, und sie wurde ihm eine kluge und taktvolle Lehrmeisterin, zu der er ein grenzenloses Vertrauen hegte, und der gegenüber er zahlreiche Blößen, die sie hin und wieder bei ihm ungewollt aufdeckte, bei weitem nicht so unangenehm empfand wie unter seinen Kommilitonen.

Durch Bettys Einfluß wurde er auch allmählich von den Lockungen der Philosophie umstrickt, so daß er die medizinischen Vorlesungen immer mehr vernachlässigte und sich schließlich vorwiegend dem philosophischen Studium hingab, und zwar mit gutem Erfolge, ähnlich dem Acker, der jahrelang brachgelegen hat und endlich von neuem bestellt wird.

Zwischen Geyer und Betty entwickelte sich mit der

Zeit ein Verhältnis, wie es dem Studenten bis dahin unbekannt war. Weder konnte er es mit der Freundschaft vergleichen, die er Caritius entgegenbrachte, noch mit der Liebe, die ihn mit Melanie verband. Er fühlte nur, daß die Bande der Freundschaft, wie er sie nannte, ihn immer enger an das seltsame Mädchen fesselten, und daß sie ihm ebenfalls Interesse entgegenbrachte.

Das zeigte sich auch an diesem Abend wieder, als Professor Snellius einen kurzen Vortrag über Galls Schädellehre hielt und dann, um die Richtigkeit seiner Theorie darzutun, anfing, die Schädel verschiedener anwesenden Gäste zu messen. Die Ergebnisse, zu denen er dabei gelangte, erregten viel Heiterkeit. Maly Winter prophezeite er auf Grund seiner Befunde schrankenlose Liebe, Betty Fries einen außerordentlich klaren Verstand; Brunotte aber erklärte er lachend für einen großen Egoisten mit sehr viel Phantasie und Rednergabe und etwas Eitelkeit.

„Sehen Sie wohl," entgegnete mit einem kaum merklichen Lächeln Betty, „das hab' ich schon immer gesagt. — Aber nun müssen wir uns auch Herrn Geyers Schädel mal genauer ansehen."

Geyer fiel es auf, mit welcher Hartnäckigkeit Betty ihr Ziel verfolgte, und sträubte sich, nur um sich zu vergewissern, wie weit die Freundin gehen werde.

Betty aber ließ nicht locker und nickte sinnend mit

dem Kopfe, als der Professor sein Urteil verkündete: Eine Persönlichkeit mit hohen Zielen und starker Energie.

„Da haben Sie aber entschieden besser abgeschnitten als Ihr Freund", meinte Betty, als Snellius seine Meßinstrumente wieder einpackte.

Es war nicht recht ersichtlich, wieweit die Bemerkung ernst zu nehmen war, und wieweit sich Betty über das Ergebnis freute.

Brunotte aber verdroß ihr Urteil doch ein wenig. Es war ihm überdies längst aufgefallen, daß Geyer zu Bettys Bevorzugten gehörte, mit dem sie sich oft und lange unterhielt.

Brunotte, der Vorsteher der Burschenschaft, war klug und sehr belesen und ergriff so jede Gelegenheit beim Schopfe, um mit Betty die Waffen zu kreuzen, und zwar mit bestem Erfolge, da er durch Hegels Schule gegangen und auch mit Fries' Philosophie bis in die feinsten Einzelheiten vertraut war.

Sein bester Freund war Thielemann, der Sprecher der Burschenschaft, ein vornehmer, kluger, bescheidener Mensch, der ganz im stillen um Geyers Freundschaft warb.

Die drei unterhielten sich eingehend über das Für und Wider der Gallschen Theorie und blieben auch noch bei Fries, als sich die übrigen Gäste bereits verabschiedet hatten. Dabei fand Geyer Gelegenheit, die beiden

Kameraden genauer zu ſtudieren, und er war mit ſeinem Ergebnis ſehr zufrieden. Vor allen Dingen machte Thielemann in ſeiner ruhigen, vornehmen Art Eindruck auf ihn. Und da ſie im Hauſe ihres Gaſtgebers die ſchwebenden Fragen bei weitem nicht genügend erörtert hatten, ſo lud Geyer die beiden Kommilitonen zu einem Glaſe Bowle in ſeiner Laube ein.

Sie ſaßen noch lange traulich beiſammen und unterhielten ſich über Philoſophie und Literatur und Politik, über Profeſſoren und Studenten. Und als ſie ſchon manches Glas geleert hatten, brachte Brunotte ein Hoch auf Maly aus, Winters Tochter, in die er ſich verliebt hatte.

Auch auf andere Heidelberger Mädchen kamen ſie zu ſprechen. Von der weiſen Betty aber erwähnte keiner ein Wort.

— — — — — — — — — — — — — —

Unterdeſſen war auch Caritius von Gießen nach Heidelberg gewandert, wo er, jeglicher Mittel bar, gegen Mittag ankam. Er freute ſich auf das Wiederſehen mit ſeinem Leibburſchen, den er lange hatte entbehren müſſen, und ſprach bei ihm vor, traf ihn aber nicht an.

So ſchlenderte er ziellos durch die Gaſſen der Stadt, am „Blauen Hecht“ vorüber, wo die Curonen kneipend vor der Türe ſaßen. Einer unter ihnen mit einem pergamentartigen Geſicht, ſchiefen Chineſenaugen und einer aufgeworfenen Stumpfnaſe fiel ihm beſonders auf.

Die dicken, fleiſchigen Lippen waren weit vorgeſchoben, auf der zurücktretenden Stirn lag ein breiter Schmiß, und das feiſte Doppelkinn ruhte behaglich auf dem blendend weißen Vatermörder.

Caritius mochte das ſonderbare Geſicht länger als üblich ſtudiert haben, da der Student plötzlich ſeine Bulldogge vom Schoße ſchob, mit einem Satz vor Caritius ſtand und näſelnd fragte: „Weshalb fixieren Sie mich in ſo lümmelhafter Weiſe?“

„Weil ich eine merkwürdige Übereinſtimmung zwiſchen Ihrer Viſage und der Ihres Bullenbeißers finde.“ Caritius ſagte es obenhin mit einem überlegenen Lächeln.

Der Curone brummte ihm einen „dummen Jungen“ auf.

Als er aber den Namen des Gegners hörte, fingen die Chineſenäuglein plötzlich an zu phosphoreſzieren, das feiſte Geſicht zog ſich behaglich in die Breite, und auf dem Stumpfnäschen bildeten ſich neckiſche Falten. „Zum Teufel auch,“ rief er maßlos erſtaunt, „Sie ſind Caritius aus Jena?“

„Woher kennen Sie mich?“

„Welcher honorige Burſch ſollte den wilden Geyer und ſeinen Leibfuchs wohl nicht kennen? — Seit wann ſind Sie denn in Heidelberg?“

„Seit Mittag.“

„Schon aktiv?“

„Nein."

Der Curone klopfte ihm kameradschaftlich die Schulter. „Na, Caritius, wir wollen vernünftig sein. Die ‚Curonia' weiß, daß Sie keine Angst vor dem langen Messer haben. Ist schon möglich, daß meine Visage der der Dogge ähnelt . . . Es freut mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und es würde mir eine Ehre sein, mit Ihnen ein Glas Wein trinken zu dürfen."

Er stellte Caritius den Bundesbrüdern vor und raunte dem Senior zu: „Jetzt alle Mann an Bord!"

Caritius dachte: „Das ist ein ganz guter Anfang"; denn der Wein schmeckte ihm ausgezeichnet. Hell klangen die Gläser aneinander, und er mußte von seinen abenteuerlichen Fahrten erzählen, von Halle, Jena und Gießen. Bald war er der Held des Tages. Die Hochachtung, die man ihm entgegenbrachte, erreichte ihren Gipfel, als die Curonen erfuhren, daß auch der wilde Geyer in Heidelberg sei. Wenn es ihnen gelingen sollte, den samt seinem Leibfuchs für die „Curonia" zu gewinnen! Das wäre ein feiner Fang! Und der Senior sprang auf und rief mit Stentorstimme: „Auf zur Stiftsmühle!"

Sie rollten in feinen Equipagen über die Neckarbrücke der Stiftsmühle zu, in deren Garten ein jahrmarktartiges Leben herrschte. Studenten kamen und gingen, zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß, im Boot. Mützen und Bänder in allen Farben, dazwischen die Damen in

duftigen Gewändern und die Professoren in langen, schwarzen Röcken.

Die Curonen hatten am Neckarstrande Tische belegt, ließen sich ein üppiges Abendbrot bereiten und setzten eine kräftige Bowle an. Als sich dann in vorgerückter Stunde die Vandalen zu ihnen gesellten, erreichte die Fidelität ihren Höhepunkt.

Gegen Mitternacht fuhren sie in Kähnen nach Heidelberg zurück, wo sie sich in ihrer Kneipe zum Abschiedsschoppen versammelten . . .

Als Caritius im Morgengrauen von der „Curonia" heimgeleitet wurde, trug er ihr grünblauweißes Band, und sie gaben der Hoffnung Ausdruck, daß der Leibbursch dem Beispiel des Fuchses bald folgen möge.

Am nächsten Tage sprach Caritius wieder bei Geyer vor; doch verfehlte er ihn abermals.

Auf seiner Rückkehr aus der Kneipe aber sah er Geyers Laube erleuchtet. Auch vernahm er im Garten Stimmen, unter denen er die des Leibburschen erkannte. Er gab das Saxonensignal, und Geyer eilte auf die Straße, umarmte den Langvermißten und bestürmte ihn mit Fragen.

Beide waren über das unerwartete Wiedersehen nach solch langer Trennung hoch erfreut.

„Komm," sagte der Leibbursch, als Caritius sich anschickte, seine Abenteuer zu erzählen, „ich habe Gäste."

Hand in Hand ging er mit ihm zur Laube, wo er im Schein der Lampions zu seinem Schrecken bemerkte, daß der Leibfuchs Band und Mütze der Curonen trug.

In demselben Augenblick machte Caritius unwillkürlich einen Schritt rückwärts, da er die beiden Studenten, mit denen Geyer ihn bekannt machte, als Burschenschafter erkannte.

Da wurde plötzlich in ihm alles Gift und Galle. Er warf herausfordernd den Kopf in den Nacken und näselte hochmütig mit einer verächtlichen Handbewegung: „Leibfuchs, ich versteh' nicht, wie du mich Haarichten vorstellen kannst."

Brunotte sprang entrüstet auf, während Thielemann sich mit Würde erhob, den Curonen mit einem Blick tiefster Verachtung maß und ihn in aller Ruhe einen dummen Jungen nannte.

„Die Ehre wäre für Verrufene zu groß. — Ich bedauere, daß ich keine Hetzpeitsche zur Hand habe. Leibbursch, hol' mir eine Hetzpeitsche oder schaff' mir die Menschen vom Halse und zeig' mir, daß du noch ein honoriger Bursch bist!" Er starrte mit verglasten Augen den Vorsteher der Burschenschaft an und fiel dann erschöpft auf einen Gartenstuhl.

Thielemann wahrte seine Ruhe, obschon er nicht recht wußte, was er tun sollte. Auf neutralem Boden

hätte er dem Renommierhelden ſchon die gebührende Antwort zu geben gewußt. Hier aber hatte er Rückſicht auf den Gaſtgeber zu nehmen.

Der ſtand bleich neben ſeinem Stuhl und rang nach einem Entſchluß. Er konnte es nicht verwinden, daß ſein Leibfuchs Curone geworden. Erſt jetzt kam ihm blitzartig der Gedanke, wie weit ihre Wege auseinanderliefen. Es war alles ſo plötzlich über ihn gekommen, daß er vorübergehend die Faſſung verlor.

„Leibfuchs," ſagte er endlich mit zitternder Stimme, „du beträgſt dich wie ein Prolet! — Komm! Morgen, wenn du deiner Sinne wieder mächtig biſt, wird ſich das Weitere ſchon finden."

Er packte ihn mit kräftiger Fauſt am Arme, ſchob ihn auf die Straße und ſchloß das Pförtchen ab.

Am nächſten Morgen wartete er von Stunde zu Stunde auf den Leibfuchs, der kommen und die Angelegenheit in Ordnung bringen mußte. Aber Caritius kam nicht. So entſchloß ſich Geyer, ihn in ſeiner Wohnung aufzuſuchen.

Caritius lag noch im Bett. Der Leibburſch reichte ihm kopfſchüttelnd die Hand. „Kann man jetzt ein vernünftiges Wort mit dir reden?"

„Warum nicht?"

Geyer zeigte auf das bunte Band, das auf der Bettvorlage lag, und bemerkte unwillig: „Dann ſag' mir

zunächst mal, wie du in diese unglückseligste aller Landsmannschaften gekommen bist."

Caritius richtete sich in aller Ruhe auf und entzog Geyer mit einem Blick tiefster Verachtung die Hand. „Fang nicht gleich mit Beleidigungen an. Die Farben, die ich trage, lass' ich mir von dir nicht besudeln. Farbe tragen, heißt Farbe bekennen."

Geyers Augensterne wurden größer und größer. Der Haß, der aus Caritius' Pupillen schoß, traf ihn ins Innerste der Seele, und er fühlte, wie etwas zu zerreißen drohte, an dessen Beständigkeit er niemals gezweifelt hatte. Er wollte alles anwenden, um es zu verhindern, wenn er dabei auch den untersten Weg gehen mußte. So antwortete er mit wohlwollender Stimme und einem verzeihenden Lächeln: „Lieber Leibfuchs, du weißt augenscheinlich nicht, wer außer dir die Farben trägt; — es sind Russenfreunde, die darauf ausgehen, alle patriotischen Regungen deutscher Studenten im Keime zu ersticken."

„Ha!" lachte Caritius höhnisch auf, „so was muß ich mir von meinem Leibburschen sagen lassen, der stets treffende Worte fand, das Gebaren eines Detto und eines Horn ins rechte Licht zu rücken? Du hast den Teufel gefragt, ob sich ein Bund ums Vaterland kümmert oder nicht: ein flottes und fideles Leben, das ziemt einem honorigen Studenten, so hast du mich

einſt gelehrt, und ich war dein folgſamer Schüler. An einem ſolchen Leben fehlt's in der ‚Curonia‘ — auf Zerevis! — nicht. Mir ſcheint deine neue Geſellſchaft bedenklicher. Und daß die demokratiſchen Plebejer deine Anſchauungen umſtoßen konnten, gereicht dir nicht gerade zur Ehre.“

Geyer vermochte ſich nur mühſam zu beherrſchen. Die Beſchuldigungen des Freundes beſtanden zu Recht, und er fand keine geeigneten Worte der Erwiderung. Das war die erſte Demütigung, die er ſich zuzog. Die ruhige und herablaſſende Art des Gegners reizte ihn, vor allen Dingen der feine Hohn, den er in ſeine Worte legte, ſowie eine gewiſſe geiſtige Überlegenheit. Er fühlte, wie ihm das Blut heiß zu Kopfe ſtieg, und durfte doch ſeinem gepreßten Herzen nicht Luft machen. Denn er mußte Caritius halten, da es ſein Freund war, ſein einziger Freund, den er wie ſeinen Bruder liebte, und der ohne ſeine Freundſchaft auf die ſchiefe Bahn geraten würde. Das durfte nicht ſein.

Darum raffte er ſeine ganze Kraft zuſammen und entgegnete gebieteriſch: „Du wirſt ihnen Satisfaktion geben.“

Caritius ließ die Augen wie gelangweilt ihm vom Kopf bis zu den Füßen und wieder zurück ſchweifen; dann drang ſein Blick gerade und frei auf ihn ein. „Ausgeſchloſſen, ſolange ſie in Verruf ſind.“

„Ich werde dich dazu zwingen."

Geyer wußte wohl, daß er damit seine letzte Karte aus der Hand gegeben hatte. Wenn die versagte, so mußte es zur Katastrophe kommen. Doch hatte er vorläufig noch Vertrauen zu einer friedlichen Lösung. Denn wenn es hart auf hart ging, so hatte sich der Leibfuchs bislang noch stets gefügt. Und er reckte sich zu seiner ganzen Größe empor und sah Caritius mit hämmernden Pulsen fest und gebieterisch in die ruhigen Augen. Es stand ein festes Wollen in seinen Zügen und zugleich etwas Rührendes.

Der Leibfuchs hielt den Blick ruhig aus, ohne daß ein Muskel in seinem Antlitz zuckte. Dann hob er wie zufällig das Curonenband auf, faltete es sorgfältig zusammen und legte es behutsam auf den Nachttisch, atmete wie erleichtert tief auf und entgegnete in einem lässigen Ton, der wie ein scharfes Messer das Band zerschnitt, das ihn mit dem Leibburschen verbunden hatte. „Geyer, du hast mich lange genug geschulmeistert. Ich habe es mir gefallen lassen, solange wir einen gemeinsamen Gegner hatten und ich deinem Einfluß in einem Grade unterworfen war, der mir heute unverständlich ist. Zu meinem Bedauern bist du deinen Anschauungen, die zugleich die meinen waren, untreu geworden. Die Erkenntnis zwingt mich dazu, unser Verhältnis zu lösen."

Er ſtreifte umſtändlich den Siegelring vom Finger und gab ihn dem Gegner zurück.

„Tu es nicht, Caritius!“

„Wir wollen ehrlich ſein.“

Geyer war es zumute wie einem Vater, der ſeinen einzigen Jungen jahrelang mit ſicherer Hand geleitet hat und eines Tages erleben muß, daß ſich der Verführte trotzig von ihm abwendet und andern folgt, die ihn den Weg des Verderbens führen. Das, was er ſoeben geſehen hatte, vermochte er nicht zu faſſen, und er fragte mit erſchreckten Augen: „Das iſt dein letztes Wort, Caritius?“

Der nickte beſtätigend mit dem Kopfe. „Wüßte nicht, was ich dir noch zu ſagen hätte!“

Geyer wich betroffen einen Schritt zurück und entgegnete mit bewegter Stimme: „Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß der Tag kommt, an dem du dich und mich wiederfinden wirſt. Caritius . . . wenn es dir je ganz ſchlecht ergehen ſollte, dann denke dran, daß du einen Freund hatteſt, dem dein Schickſal niemals gleichgültig ſein wird. — Dann komm zu mir!“

Caritius verzog die Lippen zu einem ſpöttiſchen Lächeln. „Wozu die Sentimentalitäten?“

12.

Im Park färbten sich die Blätter bunt; Ährenleser eilten über die endlosen Stoppelfelder; der Jäger suchte die ersten Hühner — der Herbst begann.

Geyer ritt zur Oberförsterei, wo er von Melanie sehnsüchtig erwartet wurde. Auch ihre Mutter suchte das Vergangene zu vergessen und hieß den Studenten willkommen. Der Vater war verreist.

Geyer mußte von seinem Heidelberger Leben erzählen, und er verschwieg nichts.

Melanie neckte ihn mit den Töchtern seiner väterlichen Freunde und meinte, die müßten wohl hübsch sein.

„Maly ist schön, Betty klug und interessant, das Ebenbild des Vaters."

„So verkehrst du viel bei Fries?"

Geyer entging es nicht, daß die Frage ein leises Mißtrauen verriet, und antwortete unbefangen, daß er dort zu jeder Zeit willkommen sei und selten Menschen gefunden habe, die sich so natürlich gäben wie Fries und die Seinen.

Melanie hörte aufmerksam zu und überschüttete ihn mit Fragen. Über alles, was sie interessierte, mußte er Rede und Antwort stehen, auch über das gesellschaftliche Leben. Es behagte ihr nicht, daß große Gesellschaften in Heidelberg kaum gegeben wurden, da sie glänzende Feste über alles liebte.

Schließlich brachte sie die Unterhaltung vorsichtig auf sein Studium. „Was willst du denn eigentlich mit der Medizin, wenn du über kurz oder lang doch in die Heimat zurückkehrst?"

„Wer hat dir das denn gesagt?"

„Ich war so frei, es anzunehmen. Dazu gaben mir deine Äußerungen in Jena einige Berechtigung."

„Ganz recht, Melanie, damals kannte ich den Reiz der Wissenschaft noch nicht, daß sie imstande ist, aus einem Menschen etwas zu machen. — Melanie, ich möchte dir später etwas mehr sein als ein Landwirt, der über seine Pferde, Rüben und Kartoffeln schwatzt. Das kann ich aber nur dann, wenn ich die Gelegenheit benutze, die mir in Heidelberg geboten wird."

„Und wie lange denkst du die Gelegenheit noch auszunutzen? Dann bin ich vielleicht schon weiß und runzelig."

„Ich kann mich vorläufig an keine Zeit binden, da ich zur Philosophie umgesattelt habe."

„Das wird ja immer verheißungsvoller!"

So plauderten die beiden, wenn sie durch den Wald lustwandelten, in der Laube bei einer Tasse Tee oder unter dem Fliederbusch am idyllischen Gutsteich beieinander saßen, wo die Mückenschwärme summend in der schwülen Sommerluft tanzten und unter ihnen die Fische schnellten und im Schilf nebenan das Bläßhuhn lockte. Melanie las dann dem Verlobten Novalis' oder Brentanos Gedichte vor, mit Vorliebe jedoch ihre eigenen.

Die Frau Oberförster hatte sich allmählich mit den Plänen des Studenten ausgesöhnt. Nachdem der alte Geyer mit solcher Zuversicht über seinen Sohn geurteilt hatte, glaubte sie alles wieder im alten Geleise. Dazu fühlte sie sich um so mehr berechtigt, als Geyer ganz im Banne Melanies lebte. Er schenkte ihr Bücher, und wenn er in die Stadt kam, so brachte er ihr seltene Blumen und Früchte mit.

Auch der Oberförster begegnete, als er von seiner Dienstreise zurückgekehrt war, Geyer nach wie vor freundlich. Politische Gespräche vermied er und vertraute dem Einfluß, den die Tochter auf den Studenten ausübte.

Eines Tages aber las er in der Zeitung einen Bericht über das rohe Leben der Hallenser Teutonen und meinte in einem Ton, darin sich gute und schlechte Laune vorläufig noch die Wage hielten, das sei doch eigentlich

mit Geyers Berichten über die Burſchenſchaft ſchlechterdings nicht in Einklang zu bringen.

Der Student wurde ſchon durch die Art und Weiſe, wie der Oberförſter Zeitungsnachrichten verwendete, gereizt. „Ich weiß nicht," entgegnete er unwillig, „was meine Beobachtungen und Erfahrungen mit dem Verhalten der Teutonen zu tun haben."

„Sehr viel, Herr Geyer, da Sie der Burſchenſchaft nachrühmen, daß ſie veredelnd auf die Sitten der Studenten einwirkt und gegen alle Ungerechtigkeiten mit Strenge vorgeht. Das hat Sie doch mit veranlaßt, dem ſogenannten ‚wüſten Treiben' der Landsmannſchaften zu entfliehen. Wiſſen Sie, Herr Geyer, ich kann an all die Miſſionen, welche die Burſchenſchaft erfüllen ſoll, beim beſten Willen nicht glauben. Student bleibt Student. Selbſt der Burſchenſchafter kann aus ſeiner Haut nicht heraus und bleibt ein Kind ſeiner Zeit, wenn auch einige überſpannte Betbrüder und phantaſtiſche Schwarmgeiſter wider die beſtehenden Verhältniſſe Sturm zu laufen verſuchen. Sogar die Profeſſoren ſind Sklaven dieſer Verhältniſſe, und ſelbſt die werden ihr Ziel nicht erreichen, die es nicht unter ihrer Würde halten, um die Gunſt ihrer Studenten wie Bettler um ein Almoſen zu buhlen, um ihre langweiligen Kollegien mit naiven Hörern zu füllen."

Der Oberförſter ſagte es mit wohlwollender Stimme

wie ein väterlicher Freund, der die unbesonnene Jugend warnen möchte. Geyer aber fiel es auf, daß in seinen Augen wiederholt etwas aufleuchtete, wie es im Meer aufschillert, bevor der Sturm beginnt. In den letzten Worten vermutete er sogar eine Anspielung auf Fries und erwiderte scharf: „Das dürfte doch ein Irrtum sein! Es läßt sich nun mal nicht wegdisputieren, daß mit der Burschenschaft ein neuer Geist auf die deutschen Universitäten Einzug gehalten hat."

„Das habe ich niemals bezweifelt. Wissen Sie aber, mein Lieber, was für ein Geist das ist? — Es ist der Geist des Aufruhrs und der Unzufriedenheit. Die jungen Leute treiben eine Minierarbeit, die unserm Volke zur Schande gereicht, und Sie, mein Bester, habe ich dringend in Verdacht, daß Sie diese Arbeit unterstützen."

Geyer entgegnete, daß von einer Minierarbeit nicht die Rede sein könne. „Daß mich aber die Ideen der Burschenschaft nicht gleichgültig lassen, weil sie edel sind und groß, daraus mache ich kein Hehl."

„Sie sollten die Traditionen Ihrer Familie heilig halten und dem zweifelhaften Treiben der schwarzen Brüder ferne bleiben, wie Caritius es getan. Der bleibt sich selber treu, und es befremdet mich heute nicht mehr, daß er Ihnen nicht länger zu folgen vermochte."

Geyer wurde um einen Schein blasser. Er gab sich unwillkürlich einen Ruck, daß er in seiner ganzen Größe

hoch aufgerichtet vor dem Oberförſter ſtand, und entgegnete ſchroff: „Ich lege durchaus keinen Wert darauf, von Ihnen konſtatiert zu ſehen, ob Caritius mir folgen kann oder nicht. Im übrigen widerſpricht es weder meinen urſprünglichen Anſchauungen noch den Traditionen meiner Vorfahren, wenn ich für Freiheit, Ehre und Vaterland kämpfe und der ſchwarzrotgoldenen Fahne folge.“

Der Oberförſter war über die Keckheit des Studenten maßlos erſtaunt. Er warf die Zeitung auf den Tiſch und erhob ſich erregt mit blitzenden Augen, ging in langen Schritten im Zimmer auf und ab, um ſeine Aufwallung zu unterdrücken, und ſagte dann mit eiſiger Kälte: „Ich hoffe, daß Sie ſich bis zu Ihrer Abreiſe nach Heidelberg eines Beſſern beſonnen haben.“ Damit verabſchiedete er ſich und ritt in die Stadt.

Die Damen ſaßen im Nebenzimmer und hatten der Debatte durch die angelehnte Tür zugehört. Als Geyer ſich zu ihnen ſetzte, ſagten ſie kein Wort. Da verſuchte der Student eine Unterhaltung zu erzwingen. Die Mutter aber ſah von ihrer Stickerei nicht auf, und Melanie beantwortete ſeine Fragen einſilbig und ſchützte Müdigkeit vor, als er einen Spaziergang vorſchlug. Darauf vertiefte Geyer ſich in eine Zeitung.

Nach einer Weile unterbrach die Frau Oberförſter das Schweigen und fragte ſpitz: „Herr Geyer, wie lange

wollen Sie denn eigentlich Ihre Studien noch fortsetzen?"

Geyer wußte es nicht.

„Ich denke, der Student in gereiften Jahren entwirft sich einen Studienplan, namentlich dann, wenn er weiß, daß man auf ihn wartet."

„Darüber werden wir uns schon einigen, nicht wahr, Melanie?"

Melanie fing seinen Blick auf, der wie eine Liebkosung über sie hinglitt, den werbenden Blick eines leidenschaftlichen Menschen, der sie unter anderen Umständen zu heller Glut entfacht haben würde. Das Vorhergegangene aber hatte in ihr eine tiefe Mißstimmung ausgelöst; außerdem erfüllte auch sie der Eifer, womit er seinen Studien oblag, mit Sorge. Da war größte Vorsicht am Platze, wenn sie nicht noch jahrelang auf ihn harren wollte. So hielt sie es für diplomatischer, auf die verfängliche Frage nicht zu antworten, und schwieg.

Die Mutter aber entgegnete mit einer leichten Strenge in der Stimme: „Es wäre doch wünschenswert, wenn dabei auch die Eltern gehört würden."

Das war Geyer zuviel. Sein ganzer Freiheitsdrang bäumte sich gegen die Bevormundung auf. In diesem Augenblick haßte er die beiden Frauen, die ihn zu peinigen suchten, die eine durch ihr Schweigen, die andere

durch ſpitze Worte. Er ſtand auf und ſagte in jener kalt abweiſenden Art, die ihm ſtets zur Verfügung ſtand, wenn er ſich verletzt fühlte: „Ich muß Sie bitten, jeden Verſuch einer Bevormundung endgültig aufzugeben.“ Er verneigte ſich und ſchritt hinaus.

Das hatten die Damen nicht erwartet. Die Tochter warf einen beſorgt fragenden Blick auf die Mutter, die mit bebenden Händen vergeblich ihre Stickerei zu glätten verſuchte. Sie meinte zögernd, er würde ſich wohl noch beſinnen.

Als aber Geyer dem Knecht gebot, ſein Pferd zu ſatteln, da gab die Mutter der Tochter ſehr enttäuſcht einen Wink, ſie möge mal ein Wörtchen mit ihm reden.

Im Hausflur fühlte ſich Geyer plötzlich von weichen Armen umſchlungen. „Karl, ſo darfſt du nicht gehen. Was ſoll denn aus uns werden?“

Sie ergriff ſeine Hand, führte ihn in die Stube zurück und knüpfte geſchickt die zerriſſenen Fäden wieder zurecht. Aber ein Knoten blieb, wie ſehr auch die beiden Frauen ſich um ihn bemühten und auf ſeine Wünſche und Neigungen eingingen.

Als Geyer ſich am ſpäten Abend verabſchiedete, hatte er das Gefühl, als wäre etwas Fremdes zwiſchen ihn und Melanie getreten.

Das Gefühl war in der folgenden Zeit nicht mehr zu erſticken. Es vertiefte ſich vielmehr von Tag zu

Tag. Je öfter Geyer seine Besuche in der Oberförsterei wiederholte, desto mehr kam es ihm zum Bewußtsein, wie oberflächlich Melanie veranlagt war. Es waren immer dieselben Gesprächsstoffe, bei denen sie schließlich wieder anlangten: ihre Freundinnen, ihre Toilette, ihr Teckel, ihr Papagei, ihre Gedichte, glänzende Gesellschaften und einige harmlose Scherze aus ihrer Pensionszeit. Darüber plauderte sie allerdings sehr witzig und anregend. Auf die Dauer aber wirkte es auf Geyer ermüdend. Es war ihr aber unmöglich, ihre Gedanken längere Zeit auf etwas zu konzentrieren, das sie nicht selber erlebt oder unmittelbar geschaut hatte. Alles Abstrakte blieb ihr gleichgültig. Und doch regte sich in Geyer immer mehr das Verlangen, auch allgemeine Fragen mit ihr zu erörtern. Aber Erfolg hatte er mit seinen Bemühungen nicht.

Wenn er mit Melanie zum Beispiel Fräulein Fries verglich, wie die ihn anzuregen verstand! Mit ihr konnte er alles besprechen, da sie auf allen Gebieten Bescheid wußte und unablässig bemüht war, ihren Gesichtskreis zu erweitern. Melanies Herz aber hing an den Nichtigkeiten des Lebens, wie vorzeiten sein eigenes.

Selbst seinem Verhältnis zur Burschenschaft, über das er sich gerne mit ihr ausgesprochen hätte, brachte sie kein Verständnis entgegen, bemühte sich auch nicht, ihn zu verstehen. Ebensowenig vermochte er sich ein-

gehend mit ihr über Caritius zu unterhalten, der Geyer in den Tagen der Einsamkeit mehr beschäftigte, als ihm lieb war. Denn er war ein treuer Mensch, der sich nicht leichten Herzens über den Bruch mit seinem einzigen Freunde hinwegsetzen konnte. Melanie aber blies in ihrer leichten Art alle Bedenken wie Flaum hinweg und meinte spöttelnd, er möge sie doch endlich mit dem „ollen Leibfuchs" in Ruh' lassen. Wenn Geyer sich dann mit ihr in irgendeine andere Frage, die ihn interessierte, zu vertiefen versuchte, sprang sie geschickt auf ein anderes Thema über.

Kleine Erlebnisse, über die er früher hinweggesehen hätte, bestätigten seine Befürchtungen, daß er Melanie überschätzt habe. So ritten sie eines Tages durch den Wald und unterhielten sich über gleichgültige Dinge, als Melanie plötzlich ihre Stute parierte und aufgeregt auf ihr Reitkleid zeigte, woran ein Knopf fehlte.

Geyer konnte ihre Erregung nicht verstehen und erwiderte gleichgültig, sie könne sich ja daheim einen neuen annähen.

Sie aber entrüstete sich: „So einen bekomme ich nie wieder, den müssen wir suchen, bis wir ihn finden", und ruhte nicht eher, bis die Pferde angebunden waren und sie den Weg absuchten, den sie vorher geritten waren. Als sie den Knopf trotzdem nicht fanden und Geyer sie mit ihrem Hang zur Kleinigkeitskrämerei aufzog, spielte

Melanie geschickt die Gekränkte. Er habe für praktische Fragen überhaupt keinen Sinn, und ihr sei durch den dummen Knopf jegliche Freude am Spazierritt verdorben.

Sie kehrten verstimmt in die Oberförsterei zurück, und Melanie beauftragte den Knecht, unverzüglich in den Wald zu gehen und sich nicht zu erdreisten, zum Abendbrot zurückzukehren, bevor er den Knopf gefunden habe.

Geyer aber dachte: „Was würde Betty wohl sagen, wenn ich ihr das erzählte?"

An einem anderen Tage führte der Weg sie an einem Waldteich vorbei, an dessen Ufer sich mächtige Schilfhalme im Winde schaukelten. Geyer erzählte ihr gerade, wie Fries und seine Freunde es verstanden hätten, ihn aus seinem geistigen Schlendrian herauszureißen und in ihm Interesse für die Wissenschaft zu erwecken, als in ihrer Nähe ein Tier mit einem Satz ins Wasser sprang, daß es laut aufplumpste.

„Was war denn das?" rief Melanie erschrocken.

„Das war eine Fischotter."

„Ach, eine Fischotter? — Denke dir, Karl, Papa will mir zu Weihnachten einen Otternpelz schenken! Ist das nicht reizend?"

Und sie erzählte weiter sehr umständlich, wie der sich zu diesem und jenem Kleide ausnehmen würde. Besondere Freude gewährte es ihr noch, daß ihre Freun-

dinnen zwar auch sehr kostbares Pelzwerk hätten, aber im Besitze eines Otternpelzes sei keine . . .

Geyer versuchte, den verlorenen Faden wieder aufzunehmen, hatte damit aber keinen Erfolg. Die Braut kam immer wieder hartnäckig auf ihren Otternpelz zu sprechen.

Und während er wehmütig darüber nachdachte, wie gleichgültig es Fräulein Fries sein würde, ob sie Otter, Nerz oder Fuchs trage, gab sie wiederholt ihrer Freude darüber Ausdruck, daß sie ihn zu Weihnachten im Otternpelz begrüßen könne.

Da merkte er erst, wie die Kluft, die sich zwischen ihrem und seinem Empfinden auftat, mit jedem Tage tiefer wurde. Ihre Schwärmerei für Natur und Poesie erschien ihm naiv, die Bahnen, in denen sich ihre Gedanken bewegten, eng. Er empfand ihre Nähe nicht mehr beglückend und ließ sich ihre Zärtlichkeiten nur mit einem leisen Mißbehagen gefallen. Nur äußerlich blieb sie das schöne Mädchen, dessen Glanz ihn geblendet hatte.

Am letzten Tage vor seiner Abreise nach Heidelberg ritt Geyer noch einmal auf das Gut seiner Mutter, das er bewirtschaften sollte, sobald er seine Studien zum Abschluß gebracht hatte. Es war ein trüber Herbsttag. Kalter Staubregen schlug ihm ins Gesicht. Sein Brauner ging dampfend mit langem Hals und triefender

Mähne durch den Wald, der katznaß war. Kein Blättchen regte sich, kein Grashalm.

Hinter dem Walde dehnten sich die Wiesen und Felder. Keuchend zogen die müden Gäule den Pflug durch die schweren, klebrigen Schollen. Mühsam folgten die Arbeiter in den durch Lehmklumpen beschwerten Stiefeln. Als der junge Herr vorüberritt, grüßten sie ehrerbietig.

Geyer war in tiefe Gedanken versunken und achtete kaum auf ihren Gruß. Schwermütig lag sein Auge auf den braunen Äckern, die nun bald ihm gehören sollten. Das Korn, das die Knechte säten, sollte er ernten. Die übermütigen Apfelschimmel in der Koppel würden, mit Bändern und Blumen geschmückt, die Braut auf das Rittergut bringen in seine Arme. So war es üblich. Greifbar nahe war ihm das Philisterleben vor Augen gerückt.

Die Gedanken nahmen ihn derartig gefangen, daß er kaum merkte, wie der Braune plötzlich mitten auf dem Gutshof hielt. Hier also sollte er leben und mit den Nachbarn über Kälberzucht und Wechselwirtschaft schwatzen. Draußen aber, am Neckarstrande, da pulsierte das Leben, junges, frisches, urwüchsiges Leben. Dort lockte die Wissenschaft, dort lockte die Freiheit. Und auf das alles sollte er verzichten wie ein hungriger Wanderer, der von schwerbeladener Tafel gerufen wird, nachdem er kaum zu essen angefangen hat?

Auf dem Gute ſuchte er vergeblich Zerſtreuung. Die weiten Räume wurden ihm zu eng. Wie die Schwalben, einem inneren Drange folgend, auf dem Dachfirſt vor ihm ſich vereinigten, um gen Süden zu ziehen, ſo trieb es ihn in die Ferne, in die weite Welt. Ihn lockte etwas Unbekanntes, die Poeſie der Landſtraße, das ungebundene Leben am Neckarſtrande. Er hatte ſich zu früh Feſſeln angelegt; das hatte ihn der letzte Beſuch in der Oberförſterei gelehrt.

Auf dem Heimwege begegnete ihm Paſtor Hildebrandt, deſſen Sohn er in Gießen beſuchen wollte.

Der Pfarrer aber ſchüttelte traurig das Haupt und ſagte: „Wenn Sie nach Gießen kommen, ſo iſt mein Sohn ſchon in Jena. Er hat mir im letzten Semeſter wenig Freude gemacht, iſt zur Burſchenſchaft übergegangen, obſchon er dem Oberförſter und mir verſprochen hatte, ſie zu bekämpfen. Dann hat er ſich in nicht zu billigender Weiſe mit den Landsmannſchaften geprügelt. Ich hoffe, daß die Jenaiſchen Burſchen einen günſtigeren Einfluß auf ihn ausüben werden."

Am nächſten Morgen durchſtreifte Geyer noch einmal in aller Frühe die Gefilde der Kindheit, um auch ihnen ein Lebewohl zuzurufen. Er hatte die Empfindung, als ſollte er auf lange Zeiten von ihnen getrennt werden.

Es war Rauhreif gefallen. Buſch und Baum waren

mit feinen Kriſtallnadeln bedeckt, und die herbſtbunten Blätter fielen müde zur Erde. Am tiefblauen Himmel zogen wilde Schwäne ſchreiend gen Süden. Ihr melancholiſcher Ruf erweckte in ſeinem Herzen ein Sehnen nach fernen Landen, nach einem Glück, das ihm die Heimat nicht geben konnte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auch im Schloßpark zu Heidelberg fielen die Blätter von den Bäumen, auf den Neckarwieſen leuchteten die Herbſtzeitloſen; in Neuenheim ließ die Jugend ihre Drachen ſteigen, und auf den Feldern qualmten die Kartoffelfeuer. Studenten kamen mit geſpickter Börſe, und das Winterſemeſter begann.

Geyer folgte Brunotte erwartungsvoll in Hegels Vorleſungen, die jedoch keinen nachhaltigen Eindruck auf ihn machten.

Erſt an den Disputationen lernte er Geiſt und Charakter des großen Philoſophen ſchätzen, ſo daß er ſich mehr denn je zur Philoſophie hingezogen fühlte, ſeine ganze freie Zeit ihrem Studium widmete und manchen Abend mit Brunotte und anderen Freunden über philoſophiſche Fragen ſtritt, die ihn beſchäftigten. Aus den Debatten ging Brunotte auf Grund ſeiner langjährigen philoſophiſchen Studien meiſt als Sieger hervor. Wenn er jedoch ſeine Anſichten auf die Spitze trieb, ſo kam es wohl vor, daß er von ſeinen Freunden aus dem

Sattel gehoben wurde. Dann aber verteidigte er einen einmal ausgesprochenen Gedanken vielfach leidenschaftlich gegen seine Überzeugung, nahm auch wohl zu persönlichen Ausfällen seine Zuflucht, wodurch sich dann Geyer, dem alles Unwahre zuwider war, peinlich berührt fühlte. Machte er aber den Freund in schonender Weise auf seinen Hang zur Rechthaberei aufmerksam, so zog sich dieser oft tagelang grollend zurück.

Dann gab sich Geyer mit doppeltem Eifer seinen Studien hin, vergaß dabei aber keineswegs die Braut, die er trotz allem, was zwischen ihnen lag, liebte. Das kam ihm in der Ferne mehr zum Bewußtsein als in der Heimat, wo er ihre Gegenwart täglich genießen konnte und ihre Schwächen das schöne Bild verwischten. In der Ferne aber legte er einen anderen Maßstab an, da kehrten nur die angenehmen Seiten ihres Wesens in seine Erinnerung zurück.

Es kamen Stunden, in denen er sich mit allen Fasern des Seins nach der schönen Melanie sehnte. Es kamen aber auch Stunden, da ihm ihre ganze Art, wie sie das Leben nahm, schwer auf die Seele fiel. Es fehlte der Liebe das Ausgeglichene, das Beständige. Geyer suchte oft lange nach der Ursache dieser Erscheinung. Er beschäftigte sich mehr als je mit sich selbst und seiner geistigen Entwickelung und versuchte zu ergründen, weshalb seine Gedanken heute überglücklich, in die Betrach-

tung ihres Bildes verſunken, bei ihr weilten und eine wohltuende Ruhe über ihn kam, wie er dagegen an andern Tagen von einer ihm unbekannten Unraſt gequält wurde, wie bisweilen eine Leere ihn angähnte und ihm etwas fehlte, was er bis dahin niemals entbehrt hatte. Wie ſehr auch die Wiſſenſchaft und die Freunde ſeine Gedanken in Anſpruch nahmen, ſo fehlte ihm doch eine Anregung, auf die er höchſt ungern verzichtete — die Familie Fries. Es war nicht nur der Vater, den er entbehrte, ſondern vor allen Dingen die Tochter. Was ſie ihm geweſen war, deſſen wurde er ſich erſt bewußt, als ſie Heidelberg ſchon verlaſſen hatte. Zweifellos konnte er mit Eifer und Erfolg auch ohne ihre Unterſtützung ſeinen Studien obliegen. Er empfand es ſogar immer tiefer, daß es nicht nur gemeinſame Intereſſen geweſen waren, die ſie wie ein ſtarkes Band umſchlungen hatten, es war vielmehr der ganze Zauber, der von ihrer Perſönlichkeit ausging, den Geyer ſchmerzlich entbehrte. Das, was ſie ihm gegeben, war weit mehr perſönlicher Art als eine wiſſenſchaftliche Anregung. In ihrer Nähe hatte er ſich ſtets wohl gefühlt, und die Erinnerungen an die mit ihr verlebten Stunden waren nicht mehr auszulöſchen. So ſchlichen ſich die Gedanken an Betty bei ihm ein zu jeder Stunde, hinter den Büchern ſowohl als auch auf einſamen Spaziergängen, im Kolleg und im Kreiſe ſeiner Freunde.

Je mehr er bestrebt war, das Bild zu bannen, desto stürmischer drängte es sich in seine Gedankenkreise hinein. „Was würde Betty wohl dazu sagen?“ Die Frage pflegte er sich zu stellen, wenn er in irgendeiner Angelegenheit zu keinem Entschluß kommen konnte . . .

Geyers Freude war daher sehr groß, als ihm Brunotte eines Tages mitteilte, daß Betty bei Winters zu Besuch weile.

Geyer besann sich nicht lange und machte ihr gleich seine Aufwartung.

Wie sie ihn wohl begrüßen würde? Er wollte auf jede Bewegung, auf jeden Blick achten, um Gewißheit zu erlangen, ob sie seine Sympathien erwidere. Aber weder ihr Blick noch ihre Bewegungen gaben zu den erwünschten Betrachtungen Veranlassung. Betty blieb sich stets gleich, sowohl bei der Begrüßung als auch später. Sie war nach wie vor freundlich zu Geyer, wahrte aber im übrigen eine vornehme Zurückhaltung.

Nur einmal wurden ihre Wangen heiß, als sie nämlich von ihrer neuen Freundin erzählte, von Gudrun. Sie hatten sich gleich bei ihrer ersten Begegnung gegenseitig gefunden, und Betty erzählte, daß sie sich keiner Freundin rühmen könne, die einen solch nachhaltigen Einfluß auf sie ausübe wie Gudrun.

In Geyers Augen konnte Betty durch diese Freundschaft nur gewinnen, da sie bestätigte, daß Betty trotz

ihrer Vorliebe für die Wiſſenſchaft echt weibliches Empfinden wohl zu ſchätzen wußte. Das hatte Geyer inſtinktiv längſt gefühlt; vielleicht war es gerade dieſe ſeltene Kombination, die ihn Betty als etwas Beſonderes erſcheinen ließ.

Geyer wiederholte ſeine Beſuche bei Winters; es blieben für ihn unvergeßliche Stunden. Auch auf Ausflügen ſchloß er ſich den Damen an; dann ging er gewöhnlich mit Betty und Brunotte mit Maly.

Auf dieſen oft ſehr ausgedehnten Ausflügen kamen ſie bisweilen auf alles mögliche zu ſprechen. So gab Betty, als ſie einſt gemeinſam den Dillberg erſtiegen, ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, daß Geyer es fertiggebracht habe, mehrere Jahre hindurch ein inhaltsloſes Daſein zu friſten.

Geyer entgegnete darauf, daß er die Leere ſeines damaligen Lebens nicht empfunden habe, da man ſich, gleichſam, um nicht zur Beſinnung zu kommen, von einem Taumel in den andern geſtürzt habe.

Betty erzählte von bekannten Profeſſoren, die in das gerade Gegenteil verfallen ſeien, die ſich von einer Arbeit in die andere ſtürzten, um nicht mit den harten Wirklichkeiten des Lebens in Berührung zu kommen. Und das ſei ebenſo verwerflich. „Hüten Sie ſich davor, Herr Geyer, Sie ſind auf dem beſten Wege. Es wäre ſchade.“

Geyer fiel es wieder auf, wieviel Interesse sie seinem Streben entgegenbrachte. Das Bewußtsein, daß er ihr nicht gleichgültig war und sie große Hoffnungen auf ihn setzte, gab ihm neue Kraft und Zuversicht.

Besonderes Interesse brachte Betty auch der Jenenser Burschenschaft entgegen und erzählte wiederholt von ihrem heilsamen Einfluß auf das Studentenleben. Eines Tages, als sie über den Königsstuhl nach Neckargemünd wanderten und Brunotte mit Maly aus den Augen verloren hatten, fragte Betty ihn, weshalb er eigentlich der Burschenschaft nicht beiträte, wenn er ihr ein solch reges Interesse entgegenbringe.

Geyer antwortete, daß er alsdann einen heftigen Kampf mit der Familie seiner Braut zu bestehen habe.

Da blieb Betty verwundert stehen, sah ihn aus ihren klugen Augen enttäuscht an und erwiderte in ihrer sicheren und schlagfertigen Art: „Leben heißt kämpfen. Ich habe immer gefunden, daß weniger Mut dazu gehört, einen harmlosen Studenten vor die Klinge zu fordern, als seine Überzeugung einer Welt von Feinden gegenüber zu behaupten."

Geyer fühlte den Tadel, den ihre Worte enthielten, und versuchte, sich zu rechtfertigen. Es sei nicht einmal in erster Linie das, sondern vor allen Dingen stießen ihn gewisse Lächerlichkeiten ab, die sich der Bund zuschulden kommen ließe, zum Beispiel die übertriebene

Deutschtümelei, ebenso das Verschwommene und Unklare seines Ziels. „So war ich neulich Zeuge einer Unterhaltung, in der allen Ernstes über die Verfassung des Deutschen Reiches gestritten wurde, ob Bundesstaat, Monarchie oder Republik."

Betty fragte interessiert, welche der drei Formen ihm selbst denn am meisten zusage.

„Die Monarchie. Das deutsche Volk wird, wenn es sich auch vorübergehend zur Republik bekennen sollte, sich stets nach einem Monarchen sehnen und nur unter seinem Zepter wahrhaft glücklich sein."

Er hatte es aus innerster Überzeugung gesagt, und doch sah er etwas unsicher an der schweigenden Betty vorbei und ergänzte etwas leiser: „Auch kann ich mich mit den demokratischen Neigungen der Burschenschafter nicht befreunden. Sie könnten ihr Ziel sehr wohl ohne sie erreichen."

Betty entgegnete: „Herr Geyer, wenn Sie das annehmen, so haben Sie das Ziel der Burschenschaft einseitig aufgefaßt."

13.

Die Gaſſen der Muſenſtadt Göttingen waren wie ausgeſtorben. In den Hütten aber herrſchte eitel Leben und Bewegung. Es wurden Klagen laut auf der Bierbank, beim Krämer, beim Barbier und in den Badeſtuben. Und die Unzufriedenheit huſchte von Haus zu Haus, von Gaſſe zu Gaſſe. Da forderten die Manichäer ihre Schuldner, die Mädchen ihre Geliebten und die Profeſſoren ihre Hörer zurück. Wen ſollten die Philiſter ſchröpfen, wenn die Studenten in Witzenhauſen waren? Wovon ſollten Schlächter, Bäcker, Schneider und vor allen Dingen die Gaſtwirte leben? Wen ſollten die Mädchen küſſen? Wozu noch Pedelle und Profeſſoren?

Man wandte ſich mit einer Bittſchrift an den Königlichen Kommiſſarius aus Hannover, den Abzug der Huſaren aus Göttingen veranlaſſen zu wollen, damit wieder Ruhe und Friede einträte. Der aber verharrte hartnäckig auf ſeiner Behauptung: Man muß den Herrlein endlich mal die gepanzerte Fauſt zeigen.

Inzwiſchen lebten die Studenten in Witzenhauſen

herrlich und in Freuden. In Witzenhausen, da gab es keinen Königlichen Kommissarius und keine Husaren, da gab es keinen Rektor und keine Professoren, keine Pudel und keine Manichäer — aber Bier und Mädels in Hülle und Fülle. Vivat Witzenhausen!

In der Tat, in Witzenhausen ließ es sich leben; da konnte man sich nach Herzenslust austoben. Der Nachtwächter war Tag und Nacht betrunken, der Bürgermeister zechte wacker mit den Studenten, die Gastwirte gaben Pump, und die Mädchen waren beglückt, daß die Herren Studenten, die sie gelegentlich ihrer Besuche in Göttingen mit Ehrfurcht angestaunt, ihren Stolz abgelegt hatten.

So verliefen die Wochen in Witzenhausen in einem ruhigen Gleichmaß, bis eines Tages durch das Horn des Kuhhirten verkündet wurde, daß sich etwas Besonderes ereignet haben müsse. In Scharen strömten sie auf dem Marktplatz zusammen, wo schon ein Kümmeltürke auf einem Bierfaß stand und eine Zeitung vorlas, durch die das Königliche Ministerium in Hannover allen in Göttingen studierenden Untertanen Seiner Majestät befahl, sofort zur Landesuniversität zurückzukehren, widrigenfalls sie niemals als Beamte im öffentlichen Dienst des Königreichs Hannover angestellt werden würden.

Als der Student seine Nachricht beendet hatte,

herrſchte ringsum bedrückendes Schweigen. Denn manch einer der allzeit luſtigen Brüder dachte mit Schrecken an ſeinen geſtrengen Vater oder mit Wehmut an die arme Mutter, die ihren letzten Groſchen hergab, damit der Sohn ſtudieren konnte.

Und die Poſtkutſche brachte Stöße von Zeitungen nach Witzenhauſen, in denen die Verfügung von zärtlichen Bräuten, ängſtlichen Müttern und geſtrengen Vätern mit Buntſtift hervorgehoben war. So kehrte einer nach dem andern, mancher heimlich und auf Umwegen, reuevoll in den Schoß der Alma mater zurück.

Die Philiſter jauchzten. Sie hatten Ehrenpforten errichtet, die Häuſer geſchmückt, die Stuben geſchrubbt und einen Blumenſtrauß auf den Tiſch geſtellt . . .

Am nächſten Tage aber verbreitete ſich eine Schreckensnachricht durch die Stadt: „Sie haben unſere Univerſität in Verruf erklärt."

Da war Jammern und Wehklagen allerwärts.

Der Student aber, der den kühnen Beſchluß in aller Heimlichkeit vorbereitet und ſchließlich mit Liſt und Umſicht durchgeführt hatte, war Bruno Caritius.

Caritius hatte dank der ihm innewohnenden Zähigkeit keine Mühe geſcheut, ſein Ziel zu erreichen, da der Senat gegen ihn das Diſziplinarverfahren eingeleitet hatte, das böſe Dinge über den berühmten und berüch-

tigten Studenten ans Licht bringen würde. Das konnte nur verhindert werden, wenn er den Einfluß der Professoren ausschaltete. Was aber waren die Professoren ohne die Studenten?

So war es Caritius gelungen, den Auszug der Studenten nach Witzenhausen zu erreichen, und mit Hilfe seiner einflußreichen Freunde glückte ihm auch der letzte Trumpf: Die Universität war in Verruf erklärt.

Freilich, Caritius hatte heftigen Widerstand zu überwinden gehabt, da bei weitem nicht alle geneigt gewesen waren, sich wegen eines zweifelhaften Studentenstreichs ihre Zukunft verderben zu lassen. Wenn gar die Wankelmütigen und Überrumpelten sich zusammenschlossen und die Kommilitonen anderer Universitäten sich nicht solidarisch erklärten, dann konnte die Lage für Caritius wieder kritisch werden.

Um das zu verhindern, begab er sich stehenden Fußes nach Eisenach, wo sich Vertreter fast sämtlicher deutschen Universitäten versammelten, um das Wartburgfest zu feiern.

Zwar waren es in erster Linie Burschenschafter mit ihren Angehörigen, die dort tagten. Warum aber sollte er zur Abwechselung nicht auch einmal mit ihnen an einem Strange ziehen, wenn es seinen Zwecken dienlich erschien . . .

Caritius war erstaunt über die große Zahl der

Studenten, die mit ihren Angehörigen den Rittersaal bis auf den letzten Platz gefüllt hatten.

Da saßen sie nun, sie, deren Bekämpfung bislang eine seiner vornehmsten Aufgaben gewesen war, jedoch ohne nennenswerten Erfolg. Freilich, was er da sah und hörte, das erregte auch heute noch in hohem Maße seine Spottlust. Wie lächerlich zum Beispiel diese Fülle schwarzrotgoldener Fahnen, die Verhimmelung Luthers und Arndts!

Dann erst die endlosen Reden auf Freiheit und Vaterland, auf Jahn und andere Demokraten. Und diese unsinnige Begeisterung! Was nur konnte sie denn so begeistern? — Das alles war ja bei Lichte betrachtet geistloses Zeug, abgesehen von einer Gedächtnisrede, die ein Student auf die gefallenen Helden der Befreiungskriege hielt.

Am meisten aber verdroß es Caritius, daß er keine Gelegenheit fand, Propaganda für seinen Plan zu machen. Wozu hatte er denn die weite Reise gemacht?

Unwillig ließ er sein Auge über die begeisterten Menschen schweifen und musterte schließlich mit Kennerblick die Damen, die ebenfalls zahlreich erschienen waren . . .

Sein Auge leuchtete hell auf, als er in einer der vorderen Reihen Gudrun entdeckte, die er infolge sei-

nes bewegten Lebens aus den Augen verloren, nicht aber vergessen hatte.

So tauchten jäh aus der Fülle seiner Erinnerungen alle die Vorstellungen wieder auf, die ihn einst mit Gudrun verbunden hatten, daß sein Groll dahinschwand wie Märzschnee vor der Sonne, und er die Umgebung und sein Ziel vergaß und sich gänzlich in den Anblick des liebreizenden Mädchens vertiefte. Er hatte kein Ohr mehr für die Reden und Gesänge, kein Auge mehr für das bunte Gewimmel, sondern nur noch für sie...

Da fiel es ihm plötzlich unangenehm auf, daß sie in Begleitung war. Neben ihr saß ein schlanker, stattlicher Bursche, Geyer. Caritius hätte laut auflachen mögen. Allerdings, es lohnte sich schon, sich den Schwarzröcken anzuschließen, wenn man dadurch zum Nachbarn und Beschützer des schönsten Mädchens Jenas werden konnte. Um *den* Preis hätte er es auch gewagt.

Es wurde in ihm mit einem Male wieder alles Gift und Galle; denn die Eifersucht fraß an seinem Herzen. Er wandte kein Auge von dem Leibburschen und studierte ihn argwöhnisch in der Erwartung, daß er durch Blick oder Mienenspiel sein Verhältnis zu Gudrun verraten würde ...

Augenscheinlich aber kümmerte sich Geyer nicht um das reizende Mädchen. Er saß neben ihr in tiefe Gedanken versunken und horchte andächtig auf die langen

Reden, die kein Ende nehmen wollten. Zweifellos interessierte ihn die andere zu seiner Rechten mehr, die schlanke Schwarze mit den klugen Augen und dem vornehmen Antlitz. Wenigstens warf er hin und wieder einen prüfenden Blick auf sie, und in den Pausen unterhielt er sich interessiert mit ihr, während er Gudrun kaum eines Wortes würdigte. Was hatte das zu bedeuten? — Caritius mußte Gewißheit haben und atmete schließlich erleichtert auf, als endlich das Schlußwort gesprochen wurde und alle den Saal verließen.

Auf dem Burghof war ein Gewimmel von Menschen. Da lief plötzlich wie die verkörperte Unruhe ein Jenaischer Bursch von einer Gruppe zur andern und verteilte beschriebene Zettel.

„Wer ist das?" fragte Geyer, als er einen Zettel entfaltete und die dickgedruckten Überschriften zu lesen anfing.

„Das ist Sand," entgegnete Fries, „der eifrigsten einer."

Geyer las den Zettel zu Ende und unterhielt sich über den Inhalt mit Betty. Indes fiel sein Blick auf Caritius, der auf der Freitreppe stand und kein Auge von ihrer Gruppe wandte.

Da fing die vernarbte Wunde von neuem an zu schmerzen, und all die fröhlichen Stunden, die er einst mit dem Leibfuchs erlebt hatte, erstanden wieder pla-

stisch vor seiner Seele. Aber auch die Sorge schlich sich leise ein. Caritius erschien ihm wie ein reißender Wolf, der in eine friedliche Herde einbricht. Und Geyer wandte sich an Gudrun und sagte, ohne recht zu wissen, weshalb, wohl lediglich deshalb, weil der Anblick ihn so sehr überrascht hatte: „Gudrun, da ist auch Caritius."

Gudrun sah ihn mit ihren großen Augen ängstlich fragend an und wandte ihr Antlitz suchend der Freitreppe zu. Als sie ihn dann gefunden hatte, konnte sie es nicht verhindern, daß ihr Auge aufleuchtete und die Röte der Erregung ihr in die Wangen flog.

Geyer streifte sie mit einem prüfenden Querblick, wußte aber nicht, wie er die Veränderung in ihrem Äußern und die leichte Befangenheit, die aus ihrem Wesen sprach, deuten sollte. Ja, Gudrun selber war sich nicht klar darüber, ob sie sich über den Anblick freuen oder ihn fürchten sollte. Es war so plötzlich über sie gekommen, daß sie keine Zeit fand, ihre Gedanken zu ordnen und das Neue einzureihen und richtig zu werten. Wie er da auf der Freitreppe stand, frisch und frei, und im Vollbewußtsein seiner Kraft auf sie herabschaute, da regte sich wieder etwas in ihr von der Bewunderung, die sie ihm einst gezollt hatte, aber auch das Unheimliche, das bei seinem Anblicke stets über sie gekommen war, vermochte sie nicht zu bannen. In diesem Zwiespalt der Gefühle versuchte sie, sich von

ihm abzuwenden, ihre Augen aber glitten immer wieder zu ihm hinüber.

Caritius war die Veränderung in Gudruns Weſen nicht entgangen; er deutete ſie zu ſeinen Gunſten und ließ die lockenden Augen unbekümmert um die Anweſenheit der zahlreichen Gäſte herausfordernd auf ihrem erregten Antlitz ruhen.

Geyer aber ahnte nichts von der Verwirrung, die er angerichtet hatte. Ihn beſchäftigte nur der eine Gedanke: Was will Caritius auf der Wartburg? . . .

Durch einen Trompetenſtoß, der die Gäſte zum Mahl rief, wurde er aus ſeinen Betrachtungen herausgeriſſen.

Das Feſtmahl nahm einen fröhlichen Verlauf. Aufmerkſam folgten die Gäſte den zahlreichen Trinkſprüchen, die ausgebracht wurden, ſtimmten mit ein in die Feſtlieder und ließen ſich tragen von den Wogen der Begeiſterung.

Zwei aber waren unter ihnen, die von alledem unberührt blieben: Gudrun und Geyer. Die Quelle ihrer Zerſtreuung war die nämliche: Caritius. Beide hingen ihren ſchweren Gedanken nach, und doch waren dieſe ſo ſehr verſchieden.

Sie atmeten erleichtert auf, als die Tafel aufgehoben wurde und ſie auf dem Heimwege nach Eiſenach wieder würzige Waldluft atmen konnten.

Lange gingen sie lautlos nebeneinander, bis Geyer endlich das Schweigen unterbrach und von dem Feste anfing, das ihm unvergeßlich bleiben würde.

Er war ergriffen und verneigte sich vor der gemeinsamen Idee, die ein solch festes Band um Menschen zu schlingen vermochte, welche sich bis dahin fremd gegenübergestanden hatten. Geyer hatte keine rechte Vorstellung von der Macht der Ideen gehabt, die in einer solch harmonischen Weise das Gefühl der Zusammengehörigkeit zum Ausdruck gebracht und sich trotz aller Hindernisse siegreich durchgerungen hatten. — Dieselbe Idee hatte den verstorbenen Freund schon beseelt; ihr allein hatte er sich geopfert. Daran wurde er in dieser Stunde wieder erinnert. Und ohne Rücksicht darauf, daß man vernarbte Wunden schonend behandeln soll, sagte er unvermittelt: „Wenn das Detto noch hätte erleben können!"

Gudrun zuckte kaum merkbar zusammen; denn auch ihre Gedanken waren bei dem verstorbenen Freunde. „Wie meinen Sie das?"

„Das, was er erstrebt und geträumt, ist heute in Erfüllung gegangen, und der Same, den er ausgestreut hat, trägt hundertfältige Frucht. Die da oben aus allen deutschen Gauen zusammengeströmt sind, setzen das Werk mit Eifer fort, das er begonnen hat."

Gudrun war freudig überrascht. War das derselbe

Geyer, der sich einst mit seinen Bundesbrüdern über dasselbe Ziel lustig gemacht hatte? Sie wußte nicht, was ihn veranlaßt haben mochte, sich an dem Burschenfeste zu beteiligen. Vielleicht der Gedanke, seinen verehrten Lehrer Fries wiederzusehen oder gar Betty, die mit einer stillen Verehrung wiederholt von ihm erzählt hatte? Der Gedanke, daß Geyer durch die Bestrebungen der Burschenschaft zur Teilnahme am Wartburgfeste veranlaßt worden sein könnte, war ihr nicht gekommen. Da lohnte es sich vielleicht, den Faden vorsichtig weiterzuspinnen.

„Wissen Sie auch, Herr Geyer," begann sie mit zaghafter Stimme, „welches Johannes' sehnlichster Wunsch war, vielleicht sogar einer der letzten Wünsche, die er hegte?"

Nein, das wußte Geyer nicht.

„So darf ich es Ihnen heute wohl verraten. — Sie für seine Ideen und seinen Bund zu gewinnen."

Geyer erinnerte sich der letzten Worte des sterbenden Freundes: „Übertrag deine Freundschaft auf den Bund!" und gedachte mit Wehmut der schweren Abschiedsstunde, die für ihn zu einem bedeutungsvollen Markstein werden sollte. „Damals konnte ich seinen Wunsch noch nicht erfüllen."

„Warum nicht?"

„Es wäre Verrat an mir selber gewesen."

„Und heute?“

„Die Wartburgfeier hat meine letzten Zweifel beseitigt. Feiern wir das Andenken unseres gemeinsamen Freundes, indem wir seinen letzten Wunsch erfüllen!“

Gudrun streckte ihm in freudiger Überraschung beide Hände entgegen. „Ich danke Ihnen, Herr Geyer.“

Sie zeigte auf seine Brust und ergänzte bewegt: „Wir wollen es auch zum Ausdruck bringen; aber ein schwarzrotgoldenes Band haben wir nicht zur Hand.“

Sie ging einige Schritte abseits und brach einen kleinen Tannenzweig. Den steckte sie Geyer an die Brust. „Es ist das Sinnbild der Treue!“

Es war Geyer zumute wie damals, als ihn die Saxonen mit ihrem Band schmückten. Und doch — wie so ganz anders empfand er in dieser Stunde! Das blonde Mädchen vor ihm erschien ihm wie eine Priesterin.

„Hoffentlich teilen Sie auch darin die Ansicht unseres gemeinsamen Freundes, daß das Leben erst Wert hat, wenn es von einem großen, heiligen Gedanken durchdrungen ist.“

Indes schlenderten auch Brunotte und Betty von der Wartburg herab der Stadt Eisenach zu. Brunotte war niemals mit Betty allein gewesen, meist in Gesellschaft Malys. Wie oft er auch lebhafte Debatten mit ihr geführt und sowohl ihren Geist als auch ihr echt weib-

liches Empfinden bewundert hatte, so war doch niemals der Gedanke in ihm aufgetaucht, ihr geistig näherzukommen oder um ihre Freundschaft zu werben. Vielleicht hatte Maly es unbewußt verhindert. Heute aber sah er das seltene Mädchen mit ganz anderen Augen an. Sie war ihm mehr als eine geistreiche Professorentochter. Er stand tief im Banne des Zaubers, der von ihr ausging, und verglich unwillkürlich die heitere Maly mit der ernsten, fast schwermütigen Betty, die neben ihm durch den bunten Herbstwald wandelte, und der alle in stiller Verehrung zugetan waren. Auch auf Geyer war sie nicht ohne Eindruck geblieben. Es war Brunotte namentlich auf der Wartburg aufgefallen, wie vertraut sie mit ihm war. Da wollte er doch mal vorsichtig sondieren . . .

Betty aber durchschaute seine Absicht und ging, als er auf Geyer zu sprechen kam, zu einem andern Thema über.

Als sie in Eisenach ankamen, war der Marktplatz schon gedrängt voll. Sie eilten in ihr Hotel, von wo aus sie den Turnspielen zusahen.

Da entdeckte Gudrun im Fenster des gegenüberliegenden Hotels Caritius, wie er ehrerbietig die Mütze zog, als sie ihn zufällig mit ihrem Blick streifte. Dadurch wurde sie an jene Feier auf dem Jenaer Marktplatz erinnert, wo Caritius vom Fenster seiner Wohnung aus ihren Johannes durch eine häßliche Bemerkung

gekränkt hatte, und befürchtete auch für diesen Augenblick das Schlimmste. Aber nichts dergleichen geschah. Caritius hatte augenscheinlich nur Sinn für sie, wodurch sie sich sehr peinlich berührt fühlte.

Nach dem Abendbrot saß Fries mit einigen Kollegen und Schülern beim Glase Bier im Gasthause.

Gegen Mitternacht drängten die Studenten, vom Wartenberge zurückkehrend, in den Saal, allen voran Brunotte in heftiger Erregung. Er erzählte, daß ihr Bundesbruder Maßmann aus Jena eine Anzahl Pakete, bestehend aus Makulatur, die mit dem Titel der Werke moderner Schriftsteller beschrieben war, ins Feuer geworfen habe, ebenso einen Korporalstock, einen Schnürleib und einen Zopf.

Die Professoren waren darüber entrüstet, und Fries fragte Brunotte, ob er die Schriften kenne.

Es waren solche, durch die nach Maßmanns Ansicht das Vaterland geschändet wurde. Auch Kotzebues „Geschichte des Deutschen Reichs" war darunter.

Professor Oken meinte, der dumme Streich könnte für die Burschenschaft sehr unliebsame Folgen haben. „Wir dürfen unsern Gegnern keine Waffen gegen uns in die Hand geben; denn ihre Zahl ist sehr groß."

Den Professoren war die Freude am Fest getrübt, und so begaben sie sich zur Ruh'.

Am nächsten Morgen wanderten die Studenten wie-

der zur Wartburg hinauf, wo sie eine Burschengemeinde abhielten, deren Verlauf Geyer mit Spannung entgegensah, da er wußte, daß die Gegensätze zwischen Landsmannschaften und Burschenschaft noch lange nicht ausgeglichen waren.

Die Berechtigung dieser Befürchtung wurde bei seinem Eintritt in den Saal durch das Verhalten Caritius' bestätigt, der mit Gießener Hassiaten, in deren Verbindung er als Gast verkehrt hatte, in einer Ecke zusammenstand und heftig auf sie einredete.

Die Feier wurde durch die Verlesung einer Rede Fries' eröffnet, worin zur Gründung eines allgemeinen Freundschaftsbundes deutscher Studenten aufgefordert wurde.

Wie sehr sich nun Caritius innerlich auch über die albernen Verbrüderungsbestrebungen lustig machte, so griff er den Gedanken doch sehr geschickt auf und wies in einer wohldurchdachten Rede überzeugend nach, daß es ein großartiger Plan sei, dessen Verwirklichung für die gesamte deutsche Studentenschaft eine große Bedeutung habe. Das wolle er an einem Beispiel veranschaulichen. Und nun erzählte er, wie die Göttinger Studenten seit Jahren schon von der Universitätsbehörde in empörender Weise schikaniert worden seien und man sich schließlich einstimmig dazu entschlossen habe, die Universität in Verruf zu erklären. Zwar sei er selbst

dadurch besonders empfindlich getroffen, da er unmittelbar vor dem Staatsexamen stehe und nun durch die Macht der Verhältnisse dazu gezwungen werde, noch jahrelang zu warten. Man müsse jedoch in solchen Fällen im Interesse der Gesamtheit zu Opfern bereit sein. Diese Opferfreudigkeit setze er aber auch bei seinen Kommilitonen voraus. Denn der Beschluß der Göttinger habe erst praktische Bedeutung, wenn sich sämtliche deutschen Studenten auf Ehrenwort verpflichteten, die Universität Göttingen zu meiden . . .

Die Rede hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Das bestätigte der Beifall, den ihm sowohl die Landsmannschafter als auch zahlreiche Burschenschafter und Finken zollten. Caritius hatte sie überrumpelt; man glaubte, es der studentischen Ehre schuldig zu sein, seinen Vorschlag anzunehmen.

Ältere Semester aber, die in dergleichen Dingen mehr Erfahrung hatten, mahnten zur Vorsicht, vor allen Dingen Geyer, der mit Brunotte Rücksprache hielt und ihm zu verstehen gab, daß man den Sachverhalt erst nachprüfen müsse, bevor man zu einer Angelegenheit von solcher Tragweite Stellung nähme.

Der Ansicht war auch Brunotte. Er führte aus, daß der Göttinger Fall mit der Burschengemeinde in keinem Zusammenhang stehe, später aber selbstverständlich erörtert werden solle.

Darauf erfolgte von Caritius eine sehr scharfe Erwiderung, und bald brannte das Feuer zwischen den Burschenschaften und den Landsmannschaften lichterloh, bis Caritius mit seinen Freunden herausfordernd den Saal verließ. Er hatte eine Niederlage erlitten, und das vermochte er nicht zu verwinden. So glich sein stolzes Gesicht einer undurchdringlichen Maske, aus der jede Farbe gewichen war. Nur die flackernden Augen verrieten noch geistiges Leben.

Als sich die erregten Gemüter wieder einigermaßen beruhigt hatten, verbreitete sich Brunotte in einer glänzenden Rede über den Begriff Burschenehre, die zur Folge hatte, daß es nach längerem Hin und Her schließlich zu einer allgemeinen Versöhnung kam.

Darüber war namentlich Fries, dem Geyer über die Burschengemeinde Bericht erstattete, sehr erfreut. „Schade," sagte er zu Geyer, „daß Sie nicht mit uns nach Jena gehen."

Geyer entgegnete, daß er sich mit der Absicht trage.

Der Hofrat nickte zustimmend und fragte lachend, was ihn denn so plötzlich dazu veranlaßt habe.

Geyer antwortete mit einer leichten Befangenheit in der Stimme, daß es ihn nach den Erlebnissen der letzten Tage mit aller Macht nach seinem lieben Jena ziehe.

Indes hatte Hildebrandt die Mädchen über den Ver-

lauf der Burschengemeinde unterrichtet und mit Bewunderung von der blendenden Rede und dem Erfolge Brunottes erzählt.

Als der später eintrat, ging ihm Betty mit leuchtenden Augen entgegen und beglückwünschte ihn zu seinem Erfolge.

Brunotte wehrte bescheiden ab. „Ich habe ja nur meine Überzeugung zum Ausdruck gebracht."

„Sie haben sich die gesamte Burschenschaft zu Dank verpflichtet, und ich beneide Sie um Ihren Erfolg."

Die Anerkennung war Brunotte sehr schmeichelhaft. Er glaubte zu bemerken, daß Bettys Interesse nicht nur der Sache, sondern weit mehr ihm selbst gelte. Der Gedanke umstrickte ihn immer enger und ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen, bis Fries eintrat, auf Geyer zeigte und lächelnd fragte: „Wissen Sie schon das Neueste? — Der Herr Geyer geht mit mir nach Jena."

Brunotte war erstaunt und außerstande, seine Überraschung zu verbergen. Das fiel sowohl Betty als auch Geyer auf. Unschlüssig irrte sein Blick vom Hofrat zum Freunde, umfaßte zärtlich Betty; schließlich sagte er mit einem gezwungenen Lächeln: „So werde auch ich nach Jena gehen."

Betty klatschte freudig überrascht in die Hände, und ihr Antlitz, das sich sonst stets gleichzubleiben pflegte, spiegelte Freude und Entzücken. „Betty," scherzte der

Hofrat, „man erkennt dich ja kaum wieder!“ und ergänzte mit einem Blick auf Brunotte: „Meine Tochter verrät Ihnen, wie herzlich Sie uns in Jena willkommen ſind.“

Als er mit ſeiner Tochter allein war, meinte er zuverſichtlich: „Betty, wenn die beiden ſich einig bleiben, dann iſt mir für die Burſchenſchaft nicht mehr bange.“

In Geyers Freudenbecher war ein Tröpfchen Wermut gefallen. „Brunotte geht nach Jena? — Vielleicht habe ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht.“

14.

In Jena begann für Geyer ein neues Leben. Die Burſchenſchaft hatte ihn und Brunotte zu Vorſtehern gewählt, da ſie über eine gründliche philoſophiſche Vorbildung verfügten und als Meiſter einer tapferen Klinge bekannt waren.

Davon ſollten ſie gleich Zeugnis ablegen. Übermütige Burſchen hatten auf dem Hausberge ein Schaf, das ſich von der Herde verlaufen, eingefangen und im Walde am Feuer gebraten. Zur Strafe ſollten ſie von ſtoßſicheren Bundesbrüdern gefordert werden, und dazu erwählte man die beiden neuen Vorſteher.

Geyer war es eigen zumute, da er gleichſam als Erzieher in der „Mordgrube“ antrat, er, der einſt ſelbſt ſo manchen tollen Streich begangen und ſo manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen hatte, um ſeiner Raufluſt zu frönen.

Vor einigen Jahren noch war er renommierend durch die Gaſſen gezogen, hatte übermütig auf dem Stein geſchuppt und nach den Fenſtern geäugt, ob man ſein

forſches Auftreten auch bemerke. Jetzt aber wich er großmütig ſelbſt dem jüngſten Semeſter aus bis in den Schlamm. Damals hatte er ſich im Koller, Pekeſche und Kanonen auf dem Marktplatz gefallen, während er jetzt auf demſelben Platz mit Bundesbrüdern über hiſtoriſche und philoſophiſche Fragen ſtritt, ſich ſelbſt und die Umgebung vergeſſend. Einſt hatte er mit ſeinen Freunden vor der „Zeiſe" Lieder angeſtimmt, die den vorbeieilenden Mädchen die Schamröte ins Geſicht trieben. Wenn aber heute die Studenten ihre Lieder anſtimmten, dann pflegten die Anwohner die Fenſter zu öffnen, und ſelbſt Goethe lauſchte im Frommannſchen Hauſe andächtig den vaterländiſchen Weiſen des Burſchenchores.

Damals war Geyer jedem Mädchen nachgelaufen, das ſeine Sinne zu reizen vermochte. Heute aber warb er um die Liebe des Weibes, deſſen Bild ſich auf der Wartburg tief in ſeine Seele eingeprägt hatte, um die eine, die große, die heilige Liebe. Ob mit Erfolg, das zu ergründen beſchäftigte ihn Tag und Nacht und ließ die müden Gedanken nimmer zur Ruhe kommen. Es war das eine, das große Ziel, das er ſich geſteckt hatte, und das zu erreichen er ſein letztes hergeben wollte. Sie aber wußte augenſcheinlich nicht, was ihn bewegte, wenn er an den philoſophiſch-politiſchen Abenden in ihrem Hauſe leidenſchaftlich die Ideen verteidigte, die ſeiner Überzeugung nach die richtigen waren, und ahnte

vielleicht kaum, warum seine langbewährte Ruhe ihn im Stich ließ, wenn Brunotte seine Ansichten, manchmal sogar gegen seine Überzeugung, bekämpfte und in ihrer Anwesenheit Proben seiner geistigen Überlegenheit gab.

Ob es denn der klugen Betty auf die Dauer verborgen bleiben konnte, daß zwischen ihm und Brunotte in ihrer Anwesenheit in aller Stille ein Kampf ausgefochten wurde mit einer Leidenschaft und Zähigkeit, die keiner den beiden besonnenen Menschen zugetraut hätte, der alte Kampf um das Weib, der ausgefochten wird, solange es Menschen gibt, die sich lieben? Und da die beiden Gegner sich im großen und ganzen ebenbürtig waren, so sollte der Kampf nie enden, sondern mußte immer von neuem wieder entbrennen.

Trotzdem hatte Geyer die leise Vorahnung, als müßte er schließlich dem Gegner das Feld räumen, da er mit dem Scharfsinn des Eifersüchtigen entdeckte, wie Brunotte in der Familie Fries der Bevorzugte und namentlich der Mutter unentbehrlich geworden war. Aber auch Betty selbst verriet hin und wieder durch Wort und Blick, daß ihre Sympathien in erster Linie dem geistreichen Brunotte galten, wenngleich sie zu Geyer freundlich und zuvorkommend blieb. Die anderen Studenten aber, die bei Fries ein und aus gingen, rieten hin und her, auf welchen von beiden die Wahl

des vielbewunderten Mädchens fallen werde, da ihnen der Blick für die zahlreichen Kleinigkeiten fehlte, auf denen Geyer sein Urteil aufbaute.

Es kamen auch Stunden, in denen er sich seiner Eifersucht schämte. Wer gab ihm denn das Recht, um die andere zu werben, wo er der einen Treue versprochen hatte?

Freilich, seine Liebe zu Melanie hatte auf dem Wartburgfest ihren letzten Stoß bekommen. Sie wurde von dem Feuer erstickt, das hell aufloderte, sobald er Betty sah. Wenn er nur ihre Stimme hörte, so verblaßte das Bild der anderen, wie unechte Farben verblassen, wenn sie von der Sonne beschienen werden.

Ohne sein Wissen und Wollen hatte sich die neue Liebe in sein Herz eingeschlichen, von Tag zu Tag seine Sinne fester umstrickt und schließlich so tief Wurzel geschlagen, daß er die Stunde, in der er sich endlich Rechenschaft ablegen mußte, nicht länger hinausschieben durfte. Er wollte zur Ruhe kommen und allen Zweifeln und Qualen ein jähes Ende bereiten. Wenn er aber einsam auf seiner Stube saß und sorgfältig Pflicht und Neigung gegeneinander abzuwägen versuchte, dann drängte sich immer wieder das Bild der anderen zwischen ihn und seine Braut, daß er die Pflicht vergaß und sich ganz seinen Neigungen hingab, unfähig, das lockende Bild endgültig zu verbannen. So wenig der

ſchlafende Baum das Aufſteigen der Säfte verhindern kann, wenn die Frühlingsſonne ſeine Zweige liebkoſt, ſo wenig vermochte er, ſich der Gedanken zu entſchlagen, die er fliehen wollte, fliehen mußte, da er von einer Sehnſucht hin und her geriſſen wurde, die ſeine Tatkraft in Feſſeln legte und ſein Urteil trübte.

In ſtillen Nächten horchte er auf eine innere Stimme, die ganz leiſe mahnte: du darfſt der einen nicht untreu werden. Denn Treue war der Grundzug ſeines Weſens. Einmal war er untreu geweſen, der „Saxonia". Das hatte ihn lange gequält, obſchon der Schritt durch die Verhältniſſe geboten war. Aber einem Mädchen untreu werden, das er geliebt hatte, das wäre Untreue gegen ſich ſelbſt. Dadurch würde er ſich ſelber fremd, und davor fürchtete er ſich. Andererſeits war ihm aber auch der Gedanke ſchrecklich, einem Mädchen treu zu bleiben, das er nicht mehr lieben konnte. Das wäre unwahr, für ihn gleichbedeutend mit untreu . . .

Während Geyer ſo ſein Hirn mit Zweifeln zermarterte, brachte ihm der Kurier einen Brief von ſeiner Mutter, die bei ihrer Schweſter in Weimar weilte und ihn bat, ſie dort zu beſuchen.

Geyer beſann ſich nicht lange, ſondern ritt an demſelben Tage noch nach Weimar.

Es fiel ihm auf, daß ihn die Mutter nicht mit der gewohnten Zärtlichkeit empfing. Es hatte ſich etwas

Fremdes zwiſchen ihn und die Mutter geſchoben, und er ſann darüber nach, was es wohl ſein könnte.

Die Mutter unterhielt ſich mit ihm über allerlei gleichgültige Dinge und kam ſchließlich auch auf die Burſchenſchaft zu ſprechen. Frau Caritius hatte ihr erzählt, daß ihr Karl der ſchwarzrotgoldenen Fahne gefolgt ſei.

„Ich bin ſogar im Vorſtand."

Die Mutter aber war untröſtlich. „Karl, warum haſt du uns das angetan? Es iſt keiner da, der es begreifen kann. Haſt du es Melanie denn ſchon mitgeteilt?"

Geyer verneinte.

„Melanie wird ſehr enttäuſcht ſein — und dann erſt der Oberförſter. Haſt du dir denn die Folgen des Schrittes gar nicht überlegt?"

Geyer wurden die Fragen der Mutter unbequem. Er entgegnete etwas unwillig: „Ich mußte ſo handeln, wie ich gehandelt habe. Die notwendigen Konſequenzen werde ich ſchon zu ziehen wiſſen."

„Und wenn nun Melanie dir auf dem neuen Wege nicht folgen kann?"

„So werde ich auch das zu tragen wiſſen."

Der Mutter Blick lag ſtaunend auf ſeinen entſchloſſenen Zügen. Es war noch ihr alter, lieber Junge, wenngleich ſie ſeinen letzten Schritt verurteilen mußte.

Sie ſah ihm mit ſichtlichem Behagen lange in die treuen Augen und meinte nach einer Weile in ſchon verſöhnlicherem Tone: „Karl, du darfſt nicht mehr lange auf dich warten laſſen; Melanie wird mit jedem Monat übermütiger; ſie bedarf einer ſtarken Hand.“

Der Sohn fragte, wie er das verſtehen ſolle?

Da erzählte die Mutter von Melanies ſinnloſen Streichen, die auch ſie ſehr befremdet hatten. So war Melanie beiſpielsweiſe als Arbeiterfrau verkleidet und mit verbundenem Kopf in die Sprechſtunde des Schulmeiſters gegangen und hatte ihn um ſeine Hilfe gebeten. Als dann der Schulmeiſter in ſeiner gründlichen Art ihr treuherzig gute Ratſchläge erteilte und ihr die bekannten Pulver und Pillen gab, ließ ſie die Maske fallen und lachte ihn aus. Er ſei ein einfältiger Dummerjahn und habe keine Ahnung weder von kranken noch von geſunden Menſchen. Mit dieſer kühnen Tat habe ſie dann in Geſellſchaften renommiert und es auch anderen erzählt, ſo daß der Schulmeiſter ſchwer geſchädigt ſei und ſein Anſehen eingebüßt habe.

Geyer ſaß der Mutter gegenüber mit zuſammengepreßten Lippen und finſteren Blicks und ſagte kein Wort. Als aber die Mutter mit ihrer Erzählung fertig war und ihn ermunternd anſah, fragte er enttäuſcht: „So — das tut Melanie? — Was ſagt denn aber ihr Vater dazu?“

Die Mutter ſchüttelte unwillig den Kopf und ergänzte bitter: „Der hat Freude an ihren Streichen, wenn ſie auch mal ein bißchen toll ſind wie neulich, da ſie in wenig zarter Weiſe einen Forſtgehilfen zum Narren hielt.“

Geyers Augen wurden größer und größer, und die Mutter fuhr fort mit einer gelinden Sorge in der Stimme: „Ich erzähle dir das, damit du dich davon überzeugen kannſt, daß du nicht mehr lange warten darfſt. Es iſt im übrigen ja ein prächtiges Mädchen.“

Geyer entgegnete, daß man daheim vielleicht noch ſehr lange warten müſſe.

Da kam es zu einer neuen Auseinanderſetzung zwiſchen Mutter und Sohn, die ſchließlich zwar mit einer Verſöhnung endete; aber beide fühlten, daß das ſchöne Verhältnis einen Riß bekommen hatte, den auch die Tante nicht zu beſeitigen vermochte.

Und Geyer ritt am nächſten Tage enttäuſcht nach Jena zurück. Im Grunde ſeines Herzens aber freute er ſich, daß er über Melanie Nachrichten erhalten hatte, die ausſchlaggebend für ſeinen Entſchluß werden mußten.

Er trug die Zweifel und Bedenken noch einige Tage mit ſich herum. Dann ſchrieb er zwei inhaltsſchwere Briefe, einen an Melanie und einen an ſeinen Vater ...

Die Briefe erzielten die beabſichtigte Wirkung.

Kaum hatte der Vater die Nachricht erhalten, ſo

ritt er zur Oberförsterei. Er teilte dem Freunde den Inhalt des Briefes mit und meinte besorgt: „Pleß, jetzt wird es Zeit, daß wir ihm die Raupen aus dem Kopfe verjagen. Wir müssen nach Jena!"

Der Oberförster aber entgegnete finster: „Das würde ja den Eindruck erwecken, als liefe ich dem Verlobten meiner Tochter nach."

„Pleß, du mußt mich unterstützen; es handelt sich um die Zukunft unserer Familien."

Auch die Frau Oberförster war gegen die Reise ihres Gatten.

Um so größer war des alten Geyer Überraschung, als der Oberförster am nächsten Morgen reisefertig bei ihm erschien . . .

Beide kamen in sehr gereizter Stimmung in Jena an. Als der alte Geyer aber nach langer Trennung seinen Jungen wiedersah, war sein Groll schon um ein merkliches abgeschwächt. Er begrüßte ihn herzlich, während sich der Oberförster sehr reserviert verhielt und dann gleich mit der Tür ins Haus fiel, indem er Geyers Beteiligung an der Wartburgfeier scharf tadelte.

Der verbat sich den Vorwurf und wies darauf hin, daß selbst berühmte Professoren dem Fest beigewohnt hätten.

„Leider!" rief entrüstet der Oberförster, „ich bin genau unterrichtet. Unter Okens und Fries' Leitung

sind die Bücher verbrannt worden, weil ihr Inhalt weder diesen radikalen Naturphilosophen, noch den von ihnen verführten Studenten gefiel. Selbst die Akte der Heiligen Allianz hat er den Flammen geopfert."

Geyer wies nach, daß es ein großer Irrtum war.

Der Oberförster zog eine Zeitung aus der Tasche, die seine Angaben bestätigte. Die verwilderten Professoren hätten sich nicht einmal entblödet, selbst das heilige Abendmahl als Deckmantel ihrer groben Ausschreitungen zu benutzen.

Geyer wiederholte, daß Oken und Fries weder auf dem Wartenberge noch bei dem gemeinsamen Abendmahl anwesend gewesen seien, und ergänzte mit feinem Spott: „Wenn Ihnen meine Versicherungen nicht glaubwürdig erscheinen, so bin ich bereit, sie durch den Hofrat Fries bestätigen zu lassen."

„Lassen wir den Demokraten aus dem Spiel. Der wird ohne uns gerichtet. Das Weimarsche Justizkollegium hat wegen seiner Wartburgrede einen Kriminalprozeß gegen ihn eingeleitet."

Geyer entgegnete lachend, daß das dem Hofrat selbst gänzlich unbekannt sei.

„Er wird es noch früh genug erfahren. — Und von solch einem Menschen lassen Sie sich für die Burschenschaft keilen? — Herr Geyer, Sie haben durch Ihre Beteiligung am Wartburgfeste und durch Ihre Flucht

zur ſchwarzrotgoldenen Fahne es an der Rückſicht fehlen laſſen, die meine Tochter von Ihnen beanſpruchen durfte, und ich erlaube mir jetzt die Frage, ob Sie bei dem Entſchluß verharren wollen, den Sie meiner Tochter brieflich mitgeteilt haben?“

Geyer entgegnete mit eiſiger Kälte: „Herr Oberförſter, Ihr ganzes Auftreten beſtätigt die Richtigkeit meiner Handlungsweiſe.“

Der Oberförſter wurde ein wenig weiß um die Naſenſpitze, und ſeine Pupillen ſprühten Haß und Empörung. „Dann haben wir uns wohl nichts mehr zu ſagen!“

Er reichte dem alten Geyer zum Abſchied die Hand. Der aber hielt ſie feſt und entgegnete mit werbender Stimme: „Warum denn ſo hitzig, lieber Pleß? Wir können das alles doch auch mal in Ruhe beſprechen; vielleicht kommen wir dann zu einem anderen Ergebnis.“

Der Oberförſter wehrte ab. „Es hat keinen Zweck, da die Grundlagen einer ſolchen Verhandlung fehlen. Dein Sohn iſt Demokrat, und ich . . .“

„Aber, mein lieber Pleß, wir wollen doch ſchließlich alle dasſelbe.“

„Das iſt eben ein großer Irrtum. Die da“ — er zeigte auf den Studenten — „die wollen Pöbelherrſchaft, wir aber Autorität, Zucht und Ordnung nach bewährten Traditionen.“

Als der Oberförſter ſich ſchon verabſchiedet hatte, kam es dem alten Geyer erſt zum Bewußtſein, wie ſchwierig die Lage für ihn ſelber geworden. Er war mit dem feſten Vorſatz nach Jena gekommen, den Entſchluß ſeines Sohnes umzuſtoßen, und hatte dabei auf die Unterſtützung des Oberförſters gerechnet. Nun war das Verhältnis mit Melanie gelöſt, und er verhehlte ſich nicht, daß dadurch ſeine Arbeit weſentlich erſchwert wurde. Hatte er doch ſchon zur Genüge erfahren, daß ſein Sohn von einem gefaßten Entſchluß nicht leicht abzubringen war.

„Karl," ſagte er wohlwollend, „ich bedauere dieſe Wendung der Dinge, habe jedoch geſchwiegen, da es ſich in erſter Linie um Herzensangelegenheiten handelt, in denen ich dir freie Hand laſſen möchte. Jetzt aber, wo du im Begriff biſt, einen Schritt zu tun, der für unſer ganzes Geſchlecht von Bedeutung werden kann, darf ich nicht länger ſchweigen: Das Erbe, worauf unſere Vorfahren ſeit Jahrhunderten Freud und Leid geteilt haben, auf dem ſie geboren und geſtorben ſind, das willſt du in fremde Hände übergehen laſſen? — So ſchriebſt du doch, nicht wahr?"

„Es würde ſich wenigſtens von ſelber ergeben, wenn ich der Wiſſenſchaft treu bleibe."

„Das wirſt du nicht tun, der Schritt iſt übereilt. Du wirſt ihn bereuen."

„Vater — der Schritt iſt überlegt."

„Wir werden ſehen. Vorläufig kann ich dir nicht folgen. Was erwarteſt du denn von der Zukunft, wenn du nicht zu uns zurückkehrſt? Gelehrter willſt du werden? Das iſt das Ideal eines Geyer, deſſen Vorfahren ſich ſchon unter dem Alten Fritz und ſelbſt unter dem Großen Kurfürſten hervorgetan haben? Deren Urenkel will ſeine goldene Freiheit der Wiſſenſchaft opfern? — Das darf ich nimmer dulden."

„Ich kann dein Vorurteil gegen die Wiſſenſchaft nicht teilen. Sie iſt frei, und ihre Träger ſind es auch. Unſere Vorfahren haben dem Vaterlande mit dem Schwerte in der Fauſt gedient. Ich werde ihm dienen, indem ich mich an der Pflege der Wiſſenſchaft beteilige und ſo die Kultur fördere."

„Unſere Väter brachten ihre Opfer als freie Männer, du aber als Sklave. Sie waren unabhängig; du aber wirſt dereinſt vom Großherzog bezahlt, und damit verkaufſt du deine Freiheit. Oder glaubſt du etwa, daß zum Beiſpiel Fichte ſeinerzeit freiwillig zurückgetreten iſt? Und was Fries noch alles zu erwarten hat, wird die Zeit lehren. Ein freies Leben führt allein der Landwirt. Und glaubſt du etwa, daß es keine Kulturarbeit ſei, die er verrichtet? Karl, ſei kein Tor, und komm mit mir! Das Rittergut deiner Mutter wartet auf den ſtarken Arm, der die Arbeit der Väter fortſetzen ſoll. Ich warte auf dich, die Mutter wartet auf den Sohn, die Schweſter

auf den Bruder. Alle warten ſie. Hör' auf die Stimme deines Vaters! Ich ließ dich ſchon zu lange in der Fremde. Da kennſt du die Freuden des Landlebens nicht mehr. Komm!"

Dem Sohn war es bei den Worten des Vaters warm geworden. Sie hatten eine Fülle von Jugenderinnerungen wachgerufen, und der Vater hatte von ſeinem Standpunkt aus ganz recht. Der Sohn wollte ihm nur beweiſen, wie einſeitig ſein Urteil war, und entgegnete bewegt: „Vater, komm mit mir zu Fries! Dort wirſt du das Leben eines Gelehrten in anderer Beleuchtung ſehen."

Sie machten dem Hofrat Beſuch, und der lud ſie zum philoſophiſchen Abend ein.

Der alte Geyer folgte der Einladung mit einigem Unbehagen, obgleich es ihn reizte, den Menſchen perſönlich kennenzulernen, der auf ſeinen Sohn einen ſolch außergewöhnlichen Einfluß ausübte . . .

Als ſie am ſpäten Abend heimkehrten, ſtand der alte Geyer gänzlich unter dem Einfluß der ſonderbaren Geſellſchaft. Sie gingen ſchweigend über den Marktplatz durch die Kollegiengaſſe. Erſt in des Studenten Wohnung wurde des Vaters Zunge gelöſt.

„Weißt du, Karl," meinte er lächelnd, „jetzt kann ich es verſtehen, wie Fries und ſeine Freunde es fertigbringen, dich uns zu entfremden. Eine ſolche Anregung findeſt du freilich daheim nicht. Fries iſt ein prächtiger

Mensch, und auch einige seiner Gäste sind mir nicht gleichgültig geblieben. Vor Karl Follen aber mußt du auf der Hut sein. Die Leidenschaft, womit er debattiert, die Überzeugung von der Richtigkeit seiner politischen Ansichten sowie sein übertriebenes Selbstbewußtsein, das sind Dinge, die mir wenig gefallen. Auch habe ich den Eindruck gewonnen, als ob Fries ihm vorsichtig aus dem Wege geht."

„Der Hofrat hat ihn durchschaut und weiß, daß Follen durch seine glänzenden Debatten blendet."

„Darin erinnert er mich an den schönen, schlanken Menschen mit den lebhaften Augen, der auch sehr gewandt debattiert und es augenscheinlich auf Fräulein Fries abgesehen hat."

Der Student verbarg nur mühsam sein Unbehagen. War das alles denn schon so offensichtlich, daß es selbst dem Vater auffiel? Und er antwortete möglichst unbefangen: „Du meinst Brunotte?"

„Ganz recht."

„Woraus schließest du denn, daß er Fräulein Fries gewogen ist?"

„In dergleichen Dingen sammelt man im Laufe der Jahre Erfahrungen. Brunotte geht auch klug zu Werke, indem er sich erst die Sympathien der Mutter sichert."

15.

In der „Rose“ versammelten sich die Studenten zu einer bedeutungsvollen Beratung. Sie standen gruppenweise am Eingang des Saals und vor dem Podium und unterhielten sich sehr aufgeregt über das Für und Wider des Göttinger Antrags, am eifrigsten von allen Caritius. Er eilte von einer Gruppe zur andern und verhandelte mit einflußreichen Burschenschaftern, vor allen Dingen mit Brunotte, Follen und Horn.

Als dann der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war, schwang er die Glocke und trug den Göttinger Fall noch einmal ausführlich vor: er sah ein, daß damals auf der Wartburg für Lösung derartiger Fragen keine günstige Gelegenheit gewesen sei. Heute aber habe er zu der Jenaer Studentenschaft das Vertrauen, daß sie seiner gerechten Sache zum Siege verhelfen werde . . .

Als Caritius das Rednerpult verließ, war die Mehrheit der Burschenschafter bereits für seinen Plan gewonnen. Den Rest hoffte Brunotte seinem Nebenbuhler

Geyer zum Trotz zu bekehren. Er führte des längeren aus, daß er sich mit Caritius freue, endlich eine Gelegenheit gefunden zu haben, die Kommilitonen anderer Universitäten durch die Tat unterstützen zu können. Das wäre es ja gerade, was die Burschenschaft erstrebe, einen einheitlichen Bund, der seinen Einfluß auf alle deutschen Universitäten erstrecke. „Ich beantrage deshalb, daß wir der Aufforderung unserer lieben Göttinger Freunde folgen und auch unsererseits die Universität Göttingen in Verruf erklären."

Brunottes Ausführungen fanden lebhaften Beifall. In den hinteren Reihen aber fingen sie an zu zischen. Aus ihrer Mitte erhob sich Geyer.

Auch er war der Ansicht, daß man den Göttinger Antrag unterstützen müsse — falls man damit Vertreter einer gerechten Sache würde. „Wenn also durch Bruder Brunotte bewiesen wird, daß die ‚Göttinger Herren' durch die Verhältnisse zu ihrem verhängnisvollen Schritt gezwungen wurden, so bin ich der erste, der den Vorschlag meines Vorredners gutheißt. Diese Notwendigkeit kann ich jedoch beim besten Willen nicht einsehen, da die Behörde die Landeskinder nur veranlaßt hat, ihr Studium wiederaufzunehmen. Wer diesen Zwang mit seinem Gewissen nicht vereinbaren zu können glaubte, der konnte seine Studien an einer anderen Universität unbehelligt fortsetzen, ohne daß es notwendig

gewesen wäre, zu einem Gewaltmittel seine Zuflucht zu nehmen. Nicht die Behörde hat sich des Terrorismus schuldig gemacht, sondern die Studentenschaft, da sie zahlreichen Kommilitonen, die in Göttingen studieren wollen oder müssen, diese Möglichkeit genommen hat, selbst allen denen, die im Laufe der nächsten Jahre ihr Studium erst beginnen. Ich kann daher die Forderung der Göttinger nicht für einwandfrei halten und warne die Jenaische Burschenschaft davor, sich zur Unterstützung einer sehr zweifelhaften Sache herzugeben."

Geyers Ausführungen fanden heftigen Widerspruch und nur bei einer Minderheit Beifall. Caritius hatte augenscheinlich wieder einen Sieg davongetragen.

Das sah man schon an der ganzen Art, wie er zur Tribüne schritt und mit einem überlegenen Lächeln wartete, bis ringsum Ruhe herrschte. Dann begann er mit einer gelassenen Sicherheit, die wohltuend abstach gegen die etwas aufgeregte Art Geyers:

„Liebe Brüder! Die Ausführungen meines Vorredners waren zwar sehr schön, aber auch sehr unlogisch, was ich beweisen werde. Folgt mir im Geiste zur Ölmühle, wo vor einigen Jahren zwei Saxonen mit Knoten in Streit gerieten und erbärmliche Keile bekommen hätten, wenn ihnen die anwesenden Kommilitonen nicht zu Hilfe gekommen wären. Als dann aber trotzdem ihre Lage äußerst bedrängt wurde und sie sich ihrer Haut

kaum noch zu wehren vermochten, da wandten sie sich an die Burschenschaft, mit der sie in heftiger Fehde lagen. Trotzdem war keiner unter ihnen, der dem Ruf ‚Burschen heraus!‘ nicht willig folgte und hinauseilte ins Mühltal, um die Kommilitonen aus ihrer bedrängten Lage zu erretten. Keiner fragte, auf wessen Seite die Schuld lag, ob die Kommilitonen durch die Macht der Verhältnisse zur Keilerei gezwungen worden waren oder nicht. Jeder hielt es für selbstverständlich, die Sache der Freunde zu seiner eigenen zu machen. Und als am nächsten Tage die beiden Anstifter der Bataille eingesperrt wurden, wer erschien da auf dem Marktplatz, um ihnen die Freiheit wieder zu verschaffen? — Die Studenten waren es, und die Mehrzahl unter ihnen wußte nicht einmal, um was es sich handelte. Die beiden aber, denen alle bereitwilligst zu Hilfe geeilt, waren — Geyer und ich.“

Der nicht endenwollende Beifall entflammte in Geyer einen furchtbaren Grimm, der noch durch die Erkenntnis verstärkt wurde, daß Caritius zweifellos mit seinem Antrage durchdringen werde. Außerdem berührte es ihn sehr unangenehm, daß sich Brunotte und Caritius durch ihn gefunden hatten. Er wußte wohl, weshalb Brunotte gegen seine Überzeugung die ungerechte Forderung seines Leibfuchses unterstützte, nur mit der Absicht, ihm selbst eine empfindliche Niederlage zu be-

reiten, die dann bald in allen Gassen bekannt sein würde. Er mußte alle seine Kräfte zum Gegenschlage sammeln, wenn seine Ansicht, von deren Richtigkeit er durchdrungen war, sich Geltung verschaffen sollte.

Aber seine Ausführungen vermochten niemand zu überzeugen. Das anschauliche Beispiel seines Leibfuchses konnte seines Erfolgs nicht mehr entkleidet werden. Auf alle mögliche Weise gaben die Studenten ihren Unwillen kund, und die Abstimmung ergab einen glänzenden Sieg Brunottes.

Jetzt standen sich in der Burschenschaft zwei Parteien gegenüber, die eine führte Geyer, die andere Brunotte. Der Parteizwist lagerte wie dumpfe Schwüle über der Versammlung, als wären alle gemeinsamen Bande mit einem Male zerschnitten. Man stimmte ein Lied an. Aber die ausgelassene Heiterkeit, die sonst in vorgerückter Stunde in diesem Kreise heimisch zu sein pflegte, wollte nicht recht aufkommen. Die Ereignisse der letzten Stunden lasteten schwer auf den erregten Gemütern. Und man wußte nicht, was noch folgen werde. Dumpfes Gemurmel erfüllte die Luft wie rollender Donner in der Ferne, wenn ein Gewitter im Anzuge ist . . .

Es war schon spät, als Geyer zu seinem Vater im Burgkeller zurückkehrte.

Der warf einen flüchtigen Blick über die Zeitung

auf den Sohn und neckte: „So sieht ein Geyer aus, wenn er aufgeregt ist? Es ist das erstemal, daß ich dich erregt sehe."

Der Sohn erzählte, wie übel ihm Brunotte mitgespielt hatte.

„Wie kleinlich ihr doch seid", entgegnete mit leisem Tadel der Vater, „und wie unendlich weit entfernt von der Verwirklichung der allgemeinen Menschenliebe. Ihr gründet einen Bund mit vielen Satzungen, schwatzt immerzu von gemeinsamen idealen Zielen, nennt euch Brüder — und bereitet euch gegenseitig nichts als Ärger und Verdruß."

— — — — — — — — — — — — — —

Brunotte war Führer der Lichtenhainer, Geyer der Altdeutschen. Jene hatten in Lichtenhain ein Herzogtum, diese in Ziegenhain eine Bierrepublik. Geyer war mit dem Leben seiner Getreuen nicht einverstanden, insofern ihm ihre Deutschtümelei, ihr fanatischer Franzosenhaß, ihr altkluges, träumerisches Wesen gesucht erschienen. Auch ihre Kleidung: Turnanzug und Samtbarett, wurde vielfach zur Zielscheibe seines Spottes. Er tadelte ferner ihren Turntaumel und wollte den Besuch des Fechtbodens wieder obligatorisch machen, doch blieben seine Bemühungen erfolglos.

Auch gegen das Leben der Lichtenhainer hatte er mancherlei einzuwenden, vor allen Dingen das Nach-

ahmen landsmannschaftlicher Sitten, das Renommieren in Stürmer, Lederhosen und Kanonen, in polnischer Schnürjacke und Flausrock.

Der Gegensatz der beiden Parteien nahm mit der Zeit an Schärfe zu. Zwar wurden von den zahlreichen Forderungen nur wenige zum Austrag gebracht, da das Ehrengericht nur dann eine Sühne durch die Waffen zuließ, wenn schwere Beleidigungen vorlagen. Aber die Feindseligkeiten kamen vielfach auf andere Weise zum Ausdruck, namentlich bei den Vorstandswahlen. Geyer war nicht immer in der Lage, den gewünschten Ausgleich herbeizuführen. Das suchte Brunotte vielfach sehr geschickt zu verhindern, so daß sich in Geyer der Verdacht zur Gewißheit verdichtete, daß alle seine Pläne gegen ihn gerichtet waren. Und die Ursache dieser Feindseligkeiten war Betty, um deren Vater Geyer sich ernstlich Sorge machte, da er wegen Majestätsbeleidigung sich vor dem Kriminalgericht in Weimar zu verantworten hatte.

Um so größer war Geyers Freude, als ihm Hildebrandt eines Tages mitteilte, daß Fries ohne Makel aus der Untersuchung hervorgegangen sei, weil der Landesfürst, der die Verdienste des berühmten Gelehrten zu schätzen wußte, sich seiner angenommen hatte. Das wußte Hildebrandt von Gudrun. Sie hatte ihm aber noch mehr erzählt, daß nämlich Brunotte damals in der Studenten-

verſammlung ſchon gewußt habe, weshalb Caritius ein ſo großes Intereſſe an dem Beſchluß der Jenaer Burſchenſchaft gehabt habe.

Geyer konnte nicht begreifen, weshalb Brunotte ſo lebhaft für die Zuſtimmung der Jenaer Studenten eintreten konnte.

Auch darauf vermochte ihm Hildebrandt Rede und Antwort zu ſtehen. „Es war ihm nur darum zu tun, dir eine Niederlage zu bereiten."

Das alles aber wollte Hildebrandt dem Brunotte noch verzeihen, wenn er nur die Gewißheit gehabt hätte, daß ſeine Liebe zu Betty wahr ſei. „Ich befürchte, daß ſie ihm nur Mittel zum Zweck iſt."

„Hildebrandt! — Bedenke, daß du von einem honorigen Studenten ſprichſt!"

„Ich bezweifle es. Brunotte will ſich demnächſt als Dozent der Philoſophie habilitieren und weiß, welchen Einfluß Fries im akademiſchen Senat hat."

„Hildebrandt, ſo ſchlecht iſt er nicht, das muß ich zurückweiſen."

„Die Zeit wird dich eines Beſſern belehren."

Geyer hatte die Unterhaltung ſehr aufgeregt. Der Gedanke, daß Brunotte es wagen könnte, Betty zu hintergehen, war für ihn ſo unfaßbar, daß er keine Mittel ſcheute, möglichſt bald Gewißheit zu erlangen. Er verabſchiedete ſich und begab ſich ſtehenden Fußes zu Brunotte.

Der saß über seiner Antrittsvorlesung und war in rosigster Laune, da Frau Fries einige Stunden vorher hatte durchblicken lassen, daß er ihr als Schwiegersohn und ihrem Gatten als Kollege willkommen sei. So sah er die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche greifbar nahe vor Augen. Freilich, ein Schatten war auf die junge Liebe gefallen. Denn wie lange konnte er sein Doppelspiel noch treiben? Augenscheinlich war der Tag nicht mehr fern, da er Farbe bekennen mußte: Maly oder Betty? Er liebte Maly, und Betty liebte ihn mit der ganzen Glut der ersten Liebe des schon gereiften Mädchens. Und er? — — —

Da pochte es an die Tür, und über die Schwelle schritt Geyer. Er reichte Brunotte die Hand und gratulierte ihm zu den Erfolgen, die er gelegentlich der Taufe des Erbprinzen, der er als Vertreter der Burschenschaft beigewohnt hatte, beim Herzog gehabt, der sich sehr lobend über die Burschenschaft ausgesprochen hatte. Auch gaben sie ihrer Freude darüber Ausdruck, daß der Fürst die Verdienste Fries' zu schätzen wußte. Darüber hatte er sich Brunotte gegenüber mit höchster Anerkennung geäußert. Brunotte meinte, das sei um so erfreulicher, als der Gelehrte in Heidelberg in gehässiger Weise angefeindet werde.

Geyer fragte, woher er das denn wisse, da er doch sämtliche Beziehungen zu Heidelberg abgebrochen habe.

O nein, mit Maly unterhalte er noch einen recht lebhaften Briefwechsel.

Geyer fragte erstaunt, wie lange er sein Doppelspiel denn eigentlich noch fortzusetzen gedenke.

Da erst merkte Brunotte, was Geyer mit seinem Besuch bezweckte, und sein ganzer Stolz bäumte sich gegen diese Herausforderung auf. Er erhob sich mit einer raschen Bewegung und entgegnete geringschätzig: „Darüber bin ich dir wohl kaum Rechenschaft schuldig."

„Deinem Gewissen aber und außerdem der Burschenschaft, die es verurteilen würde."

Brunotte reckte sich unwillkürlich zu seiner ganzen Größe kampfbereit empor. Eine tiefe Feindseligkeit spiegelte sich auf seinem Gesicht und in jeder seiner Bewegungen. „Die Ziegenhainer vielleicht; die meinen pflegen sich in die Privatverhältnisse ihres Führers nicht hineinzumischen."

„Wenn du so denkst, so wisse, daß es auch mir nicht gleichgültig ist, wenn du mit zwei Mädchen dein Spiel treibst."

Geyer bereute es, daß er, verleitet durch die Eifersucht, die Unterhaltung ins Persönliche hinübergeleitet hatte. Nun mußte er die letzten Konsequenzen ziehen. Er ersah es aus dem feinen Lächeln des Gegners, daß dem Geyers Bekenntnis willkommen war. Und Bru-

notte entgegnete schlagfertig: „Ich weiß es längst. Aber ich denke, du bist verlobt? Woher nimmst du da noch den Mut, mir Vorwürfe zu machen?“

Geyer entgegnete, daß er das Verhältnis mit Melanie gelöst habe.

„So? — Du bist frei? Dann bist du mir um einen Schritt vor. Geyer, ich bin an gleiche Waffen gewöhnt. Wohlan denn!“

Er setzte sich an den Schreibtisch und warf einige Zeilen auf einen Bogen Papier, den er in einen Umschlag steckte und versiegelte. „So, jetzt bin auch ich frei.“

Über Geyers Antlitz zogen schwere Schatten. „Wie leichtfertig du über die heiligsten Dinge denkst!“

Als Geyer schon draußen war, fiel ihm erst ein, daß er vergessen hatte, Brunotte wegen des Göttinger Falls zu stellen. Aber zurückkehren mochte er nicht mehr. Ihm war das mit einem Male auch ganz gleichgültig, da die letzte Hoffnung, daß Betty seine Liebe erwidern werde, geschwunden war. Noch etwas machte ihm schwere Sorge. Er selbst hatte gehofft, sich in der philosophischen Fakultät habilitieren zu können. Die Aussichten dafür waren sehr günstig gewesen. Nun aber mußte er augenscheinlich auch diese Hoffnung begraben. So hatte es den Anschein, als sollte er keines der hohen Ziele erreichen, die er sich gesteckt hatte. Der Gedanke raubte ihm jegliche Schaffensfreude.

In seiner Wohnung wurde er von Frau Caritius erwartet.

Frau Caritius war sehr aufgeregt. Es war ihr zu Ohren gekommen, daß sich ihr Sohn in Göttingen unehrenhaft betragen hatte, und sie suchte bei Geyer Rat und Hilfe.

Geyer entgegnete ihr, daß er keinen Einfluß mehr auf seinen einstigen Freund habe.

Weshalb sie sich denn entzweit hätten?

Geyer war Vorsteher der Burschenschaft geworden.

Da entgegnete Frau Caritius frei: „Auch mir waren die Burschenschafter sehr unsympathisch. Wenn Sie aber zu ihrer Fahne übergegangen sind, so werden Sie Ihre triftigen Gründe haben. Und was macht es denn, ob Sie Burschenschafter oder Landsmannschafter sind? Es handelt sich um die Errettung meines einzigen Sohnes. Nur Sie können mir helfen. Bringen Sie mir das Opfer, und reichen Sie ihm die Hand, damit ich dereinst ruhig sterben kann."

Geyer entgegnete, daß ihn eine Weltanschauung von ihrem Sohne trenne. „Ich kann es nicht!"

„Wenn Sie nicht können, dann soll er den Weg zu Ihnen finden."

Die gequälte Mutter eilte zu ihrem einzigen Jungen und flehte ihn an, sich mit Geyer zu versöhnen.

Caritius aber entgegnete schroff, er könne sich mit

einem so charakterlosen Menschen nicht an einen Tisch setzen. „Ich versteh' überhaupt nicht, was du für einen Narren an dem wankelmütigen Geyer gefressen hast. Es werden dir eines Tages wohl noch die Augen aufgehen. Dann wirst du mich in Ruhe lassen. Du weißt augenscheinlich nicht, was die nach ihrer Wartburgfeier noch alles zu erwarten haben. Die Verhandlungen sind schon im besten Gange, und sein neuer Freund, der alte Fries, wird der erste sein, der dran glauben muß."

„Bruno, ich habe unser Häuschen verkauft und mein letztes hergegeben, damit du studieren kannst. Und wie entgiltst du es mir? Nichts als Kummer und Schande bereitest du mir! Ich werde meine Hand von dir zurückziehen, wenn du dich nicht mit Herrn Geyer aussöhnst und wieder ein ordentlicher Mensch wirst."

Caritius lachte laut auf. „Mutter, die Drohung fängt nicht."

Da fing die trostlose Frau an zu bitten und zu betteln; aber Erfolg hatte sie nicht...

Inzwischen war auch der erste Schatten auf die innige Freundschaft zwischen Betty und Gudrun gefallen.

Gudrun hatte mit ihrem feinen Instinkt den Charakter Brunottes in seiner ganzen Haltlosigkeit durchschaut und befürchtete für Betty das Schlimmste. Sie kannte den Ehrgeiz des Studenten und seine Fähigkeit, solche,

die ihm zugetan waren, zu täuschen, und hielt es für ihre Pflicht als Freundin, der durch grenzenlose Liebe geblendeten Betty ihre Bedenken nicht länger vorzuenthalten.

Obschon nun Betty keinen Augenblick daran zweifelte, daß nur die edelsten Beweggründe Gudrun veranlassen konnten, ihren Verlobten zu verurteilen, so waren Gudruns Worte doch von vernichtender Wirkung. Sie konnte die Freundin mit ihrem Tadel nicht begreifen, da sie alle den Geliebten verehrten, die Mutter, die Freundinnen, und dann erst die Studenten!

„Und der Vater?"

„Der Vater? — Der erfreut sich einer glücklichen Blindheit für alles, was ihn von seinen wissenschaftlichen Zielen ablenkt. Er ist ein großer Gelehrter. Aber auf die Menschen versteht er sich schlecht."

„Das Große und Edle an Herrn Geyer aber hat er entdeckt."

Betty war an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen und kannte kein Erbarmen mehr; sie, die große, duldsame Betty, der persönlicher Haß und Vergeltung fremde Begriffe waren, die alles verstand und daher auch alles verzieh, Betty, die selbst in den schwierigsten Lagen ihre ruhige Besonnenheit zu wahren pflegte und das Gleichgewicht der Seele niemals verlor, geriet plötzlich in Eifer, da es galt, ihren Verlobten von dem Verdacht

zu reinigen, den die Freundin ſoeben ausgeſprochen hatte. Da flammten ihre Augen kampfbereit auf, und ſie entgegnete ſpitz mit einer leiſen Ironie: „Freilich — und daß Caritius ein Taugenichts iſt, das iſt ihm ebenfalls nicht entgangen.“

Gudrun ſtreifte ſie mit einem wehmutsvollen Blick und entgegnete mit zitternder, bittender Stimme: „Betty!“

Die aber ließ ſich nicht beirren. „Du haſt die Frage nun einmal angeſchnitten, und nun wollen wir den Faden auch weiterſpinnen. Gudrun, ich muß es dir ſagen: Caritius iſt ſchlimmer als ein Taugenichts. Sei auf der Hut! Noch iſt es Zeit!“

Gudrun verſuchte, den Geliebten zu verteidigen. Betty aber förderte unbarmherzig immer wieder Tatſachen von ſchier erdrückender Wucht zutage, bis ſich Gudrun ſchließlich unwillig von ihr abwandte und ſich verabſchiedete.

16.

Am nächſten philoſophiſchen Abend, als ſich die Studenten zum Aufbruch rüſteten, erſuchte der Hofrat Geyer, noch etwas bei ihm zu bleiben.

Er kam auf die erregte Debatte zu ſprechen und meinte ſchließlich reſigniert: „Lange werde ich das wohl nicht mehr mitmachen. Seitdem Follen mit den Unbedingten ſeine überſpannten politiſchen Forderungen vertritt, bringen mir die Abende keine Anregung mehr, ſondern Ärger und Verdruß. Ich kann es immer noch nicht verſtehen, wie man einem jungen Menſchen mit überſpannten Anſichten ſo blindlings zu folgen vermag."

Geyer entgegnete, das ſei wohl die Macht ſeiner Perſönlichkeit.

Der Hofrat machte darauf aufmerkſam, daß alle, die mit Vorliebe in der Tiefe ſchürften, ſich von Follen zurückzogen und ſeine treueſten Anhänger, wie Sand und Witt, unbedeutende Menſchen ſeien. Ein Rätſel blieb ihm nur Brunotte. „Es liegt ein Widerſpruch darin,

daß er Führer der Lichtenhainer ist und doch dem demokratischen Sollen folgt, daß er ein denkender Mensch ist und seine Gedanken trotzdem in ein enges System zwängen läßt."

Der Hofrat machte eine Pause. Er ließ den Blick forschend auf des Studenten Zügen ruhen und ergänzte tastend: „Es ist Ihnen bekannt, Herr Geyer, daß sich Brunotte in der philosophischen Fakultät habilitieren will, und da würden Sie mich zu Dank verpflichten, wenn Sie mir einige Unterlagen verschaffen wollten."

Geyer fühlte, wie ihm das Blut heiß zu Kopfe stieg, und konnte es doch nicht verhindern. Warum legte der Hofrat, der Vater Bettys, das Schicksal seines Gegners gerade in seine Hand? Es widerstrebte seinem Innersten, die Gelegenheit dazu auszunutzen, dem Gegner zu schaden und seinen eigenen Vorteil zu wahren. Freilich, er brauchte nur die Wahrheit zu sagen; aber über seinen Gegner durfte er nichts Nachteiliges verbreiten, wenn er dadurch seine eigene Lage verbesserte. So antwortete er kurz: „Brunotte war mein Freund. Daher dürfte Ihnen mein Urteil kaum maßgebend sein."

Der Hofrat entgegnete scherzend: „Meine Tochter hat mir Proben Ihrer außergewöhnlichen Objektivität gebracht. Ich bitte!"

Und Geyer entgegnete zögernd: „Er ist Führer der

Lichtenhainer, das einzige, was ich an ihm auszusetzen habe."

Darauf der Hofrat lächelnd: „Das wüste Leben der Lichtenhainer kann auch ich nicht billigen; aber ebenso habe ich an Ihren ungekämmten Teutonensöhnen mancherlei zu tadeln."

„Ich weiß," entgegnete Geyer, erfreut darüber, daß er dem Hofrat ein Schnippchen geschlagen und zu einem anderen Thema übergegangen war, „sie sollten mehr auf Manieren halten."

Der Hofrat fragte augenscheinlich gleichgültig: „Was sagen denn Ihre Ziegenhainer zu der Stourdzaschen Schmähschrift?"

Davon war Geyer nichts bekannt. Er war sehr erstaunt, als der Hofrat ihm mitteilte, daß Stourdza in einer Schrift, die der Zar Alexander auf dem Aachener Kongreß hatte verteilen lassen, die deutschen Universitäten als Brutstätten aller Demagogie und sämtlicher Irrtümer bezeichnete. „Die Burschenschaften nennt er aufrührerische Verbindungen, die Professoren wüste Demagogen. Er will die akademischen Privilegien beseitigen, die Studenten der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unterstellen und wie Schüler überwachen. Er verlangt ferner, daß die Professoren nicht mehr durch den akademischen Senat gewählt, sondern durch die Regierung ernannt werden."

Geyer war empört. Dagegen müßte die gesamte deutsche Studentenschaft einmütig protestieren. Sie dürften auf keinen Fall auch nur ein Titelchen ihrer alten Rechte aufgeben.

Der Ansicht war auch der Hofrat, der nachdenklich ergänzte: „Ja, mein lieber Herr Geyer, wir gehen ernsten, aufgeregten Zeiten entgegen, in denen vielleicht mancher von uns dran glauben muß. Da gilt es, Farbe zu bekennen, wenn wir der gerechten Sache zum Siege verhelfen wollen. Doch dürfen wir nicht übersehen, daß die Bewegung auch ihre gute Seite hat: Wenn wir nämlich erst so weit sind, daß die akademischen Lehrer von der Regierung ernannt werden, dann brauchen wir Professoren uns bei der Berufung eines Kollegen nicht mehr die Köpfe zu zerbrechen. — — Aber gegen Brunotte ist nichts einzuwenden, nicht wahr?"

Da trat der Versucher wieder an Geyer heran, zeigte auf Betty und lockte: „Du brauchst nur die Wahrheit zu sagen."

Eine andere Stimme aber mahnte ihn, sich selber treu zu bleiben.

Der Versucher erinnerte ihn an das Katheder. „Auch das ist dir sicher."

Geyer fuhr sich nervös mit der Hand über die Stirn, wie wenn er all die bösen Gedanken verscheuchen wollte, und sagte dann entschlossen: „Brunotte ist sehr strebsam."

„Vielleicht aber auch ein wenig oberflächlich, blendend wie seine Erscheinung und seine Sprache?“

Die Lage wurde Geyer mit jeder Minute unbehaglicher. Der Hofrat wußte augenscheinlich Bescheid. Er selbst brauchte nur zu bestätigen. Aber er schwieg beharrlich.

„Und sein Charakter?“ ergänzte forschend der Gelehrte.

„Wir alle haben unsere Fehler, jeder in seiner Art.“

Es rang sich schwer von seinen Lippen.

„So? — Das freut mich, daß auch Sie seinen Charakter anerkennen. Wissen Sie, Herr Geyer, wer die Jugend lehren will, soll nicht nur über reiches Wissen, sondern ebenso über einen gediegenen Charakter verfügen. Die Forderung wird die kommende Zeit mit ihren Unruhen ganz besonders an uns stellen. — Herr Geyer, ich danke Ihnen.“

Der Student erhob sich und streckte dem Lehrer zum Abschied die Hand entgegen mit einem Lächeln auf den Lippen und einer Hölle im Herzen.

„Noch eins, Herr Geyer: Als ich noch in Heidelberg war, wurde hier in einem Hause am Marktplatz ein Student im Duell erstochen. Heute früh nun war Frau Hartmann bei mir und meinte, daß Sie damals Sekundant gewesen seien und demnach wissen müßten, wer der Missetäter gewesen ist.“

Geyer meinte, darüber sei längst Gras gewachsen, und es wäre schließlich ja auch gleichgültig, wer der Unglückliche sei.

„Mir wohl, nicht aber Frau Hartmann, da ihr Verdacht auf einen Herrn Caritius gefallen ist. Derselbe Caritius aber wird von ihrer Tochter geliebt. Er soll ein Leichtfuß sein, dem unglaubliche Streiche nacherzählt werden."

Geyer war maßlos erstaunt. „Der verkommene Mensch wird von dem edlen, schönen Mädchen geliebt?"

„Ja, Herr Geyer, das Schicksal hat seine Launen. Ich habe schon ganz andere Dinge erlebt."

Geyer war der Ansicht, daß Hildebrandt sich Hoffnung auf Gudrun mache.

„Gewiß, zur Freude der Mutter, die nur einen Ausweg aus dem furchtbaren Irrgarten der Liebe kennt: Wenn Gudrun wüßte, daß es Caritius ist, der ihren Verlobten erstochen hat, dann würde sie sich von ihm abwenden. Sie sind der einzige, der Auskunft zu geben vermag."

„Herr Hofrat, ich bedauere sehr . . . Sie wissen, daß ich durch nichts von meinem Ehrenwort entbunden werden kann."

Lehrer und Schüler verabschiedeten sich.

Geyer schritt, in tiefe Gedanken versunken, durch die

Gassen und zermarterte sein Gehirn mit der Tragik des Schicksals. Er trug die Freude jener Menschen im Herzen, die sich selbst überwunden haben, aber auch das Mißbehagen derer, die müßig zuschauen müssen, wenn ihnen ihre sehnlichsten Wünsche unerfüllt bleiben. Seine Gedanken weilten lange bei Betty und Brunotte; aber noch länger bei Gudrun und Caritius. Gudrun und Caritius — wie sollte das enden?

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Auditorium füllte sich mit Studenten. Sie saßen in ihren Bänken, schraubten die Tintenhörnchen auf und kramten in ihren Mappen herum. Andere standen in Schlafröcken, die lange Pfeife im Munde, nachlässig in den Ecken und an den Fenstern, stritten über Tagesfragen oder sahen hinaus auf den Fürstengraben, wo die Jugend Schneeballschlachten schlug, die Jenaer Mädchen in ihren Reifröcken sittsam einhergingen und die Schlitten mit hellem Geläut dahinglitten. Turner marschierten herein, setzten mit kühnem Schwunge über einige Bänke hinweg auf ihren Platz, wo sie die Kollegshefte durcheilten oder sich mit den Nachbarn unterhielten.

Hinter dem glühenden Ofen stand Sand mit einem Bundesbruder. Sie hatten sich in ein geheimnisvolles Gespräch vertieft und horchten erst auf, als Geyer auf dem Katheder erschien und um Silentium bat.

Es herrschte gleich tiefe Stille ringsum. Lag es ohnehin seit Wochen schon wie Hochspannung in der Luft, so vermutete man in dem Auftreten Geyers an dieser außergewöhnlichen Stätte etwas ganz Besonderes.

Und Geyer faßte kurz zusammen, was allen bekannt war, wie zwei Bundesbrüder den frechen Verleumder Stourdza auf Säbel gefordert und dann versucht hatten, ihm den Aufenthalt in Weimar unmöglich zu machen, und wie sie schließlich gezwungen worden waren, sämtliche Provokationen zurückzunehmen. „Nun aber schreibt Kotzebue im Literarischen Wochenblatt, daß Stourdza nur der Redakteur jener Schrift gewesen sei, die er auf höheren Befehl habe drucken lassen. Die Schrift selbst enthalte nur Wahrheiten, die sich auf Tatsachen stützten. Alle Maulhelden, die sich dagegen aufgelehnt, seien staatsgefährliche Demokraten, die fürchteten, ihren verderblichen Einfluß einzubüßen, wenn ihre Maulwurfsarbeit ernstlich zur Sprache käme."

Er entnahm der Mappe eine Zeitung und las: „Kein vernünftiger und rechtlicher Mann, der das jetzige Turn- und Studentenwesen auch nur von fern betrachtet, zweifelt an der Notwendigkeit, die Jugend und in ihr das Glück der kommenden Geschlechter dem Irrgarten zu entreißen, in dem sie jetzt herumstolpert."

Geyer faltete das Blatt zusammen und ließ den Sturm ruhig austoben, der seinen Worten folgte.

Dann ersuchte er sämtliche Kommilitonen, am Nachmittag zu einer Protestversammlung in die „Rose" zu kommen.

Der Vorschlag fand ungeteilten Beifall, und Geyer verließ befriedigt das Katheder.

Im Auditorium wogte es wie in einem Ameisenhaufen, wenn er aufgewühlt wird. Sands Stimme gellte wie eine schmetternde Fanfare: „Ein Pereat allen Schmalzgesellen! Ein dreifaches Pereat dem russischen Spion!"

Schon stand der Privatdozent Follen auf dem Katheder; aber Sand vermochte seine Gefühle nicht mehr zu meistern und sang, so laut er konnte: „Brause, du Freiheitssang . . ."

Sein Feuer zündete. Bald erdröhnte das Auditorium vom Gesang der leidenschaftlichen Studenten:

„Brause, du Freiheitssang!
Brause wie Wogendrang
Aus Felsenbrust.
Feig bebt der Knechte Schwarm!
Uns schlägt das Herz so warm!
Uns zuckt der Jünglingsarm
Voll Tatenlust!"

Follen freute sich der Begeisterung, die sein Lied entfachte, und stimmte mit ein:

„Stolz, keusch und heilig sei,
Gläubig und deutsch und frei
Hermanns Geschlecht!
Zwingherrschaft, Knechtewitz
Tilgt Gottes Rachеblitz —
Euch sei der Königssitz
Freiheit und Recht!"

Als der Sang verschollen, rief Sand: „Ein Vivat dem Dichter!"

Und alle schrien: „Vivat Follen!"

Der verneigte sich geschmeichelt, schlug die Mappe auf und las Pandekten . . .

Indes saß der Hofrat mit seiner Tochter in seinem Studierzimmer und unterhielt sich mit ihr über die Studentenunruhen, die immer weitere Kreise zogen, und in die er mit seinem Kollegen Oken auch noch hineinverwickelt werden könnte.

„Was macht es," entgegnete die Tochter, „wenn ihr eine gerechte Sache vertretet?"

„Danach wird nicht gefragt," entgegnete der Hofrat finster, „die setzen uns schließlich einfach den Stuhl vor die Türe, um ein Exempel zu statuieren."

Die Tochter meinte, auch damit müßte man sich abfinden, wenn man nur seiner Überzeugung treu bleibe.

„Und außerdem sollen die Lehrer den Schülern stets

mit gutem Beispiel vorangehen, wenn es ihnen dabei auch an Hals und Kragen geht."

Es fänden sich unter den Burschenschaftern genug, die durch das Vorbild des Lehrers zum Nacheifer angespornt würden.

Der Vater fragte, wen sie in erster Linie im Auge habe.

„Zunächst die Führer, meinen Verlobten und Herrn Geyer."

„Für Geyer lege auch ich die Hand ins Feuer. Aber Brunotte? Ich weiß nicht? — Ich bedauere ja unendlich, daß ich mich des Herrn Geyer nicht wirksamer angenommen habe."

Er langte eine Aktenmappe aus dem Bücherregal und reichte sie der Tochter. „Wenn du diese philosophische Abhandlung Geyers gelesen hast, so wirst du mich vorwurfsvoll fragen, weshalb wir ihm an unserer Universität nicht einen dauernden Platz gesichert haben."

Das Mädchen meldete Brunotte.

Der erzählte, was er vor der Vorlesung erlebt hatte.

„Dann werdet ihr die Schlittenpartie einfach aufschieben."

Brunotte entgegnete, daß dazu keine zwingende Veranlassung vorliege.

„Ich denke, in der ‚Rose' soll über eine bedeutungsvolle Angelegenheit verhandelt werden."

Der Student aber behauptete, er habe den Damen die Schlittenpartie verſprochen.

Betty wollte ſie bis zum nächſten Tage aufſchieben.

Brunotte aber beſtand auf ſeinem Vorhaben . . .

Als ſie im Schlitten ſaßen, fragte Betty: „Warum biſt du denn heute ſo hartnäckig und froſtig?“

„Dir kann ich es ja ſagen: Weil Geyer die Verſammlung einberufen hat und der Held des Tages ſein wird.“

Betty erſchrak und erwiderte mit Befremden: „Es ſteht dir doch frei, zu reden, ſoviel du willſt, zumal als Führer einer großen Partei.“

„Wir Lichtenhainer mögen das politiſche Gezänk nicht.“

„Es iſt doch keine politiſche Verſammlung, wenn ſich die Studenten zuſammenfinden, um gegen unerhörte Angriffe zu proteſtieren. Geyer hat wenigſtens den Mut, ſie um ſich zu ſcharen. Das muß man anerkennen.“

„Darin biſt du immer ſehr freigebig geweſen, wenn es ſich um Geyer handelte.“

Betty wurde heute nicht klug aus dem ſonſt ſo liebenswürdigen Menſchen. Nicht allein ſein unfreundliches Weſen gab ihr zu denken, ſondern vor allen Dingen die Veranlaſſung dazu. Die Gelegenheit mußte ſie benutzen, um ſeinem wahren Weſen auf den Grund zu kommen, um ſo mehr, als in letzter Zeit wiederholt leiſe

Zweifel an ſeiner Wahrhaftigkeit in ihr aufgetaucht waren. Sollte Gudrun letzten Endes doch Recht behalten? Möglich, daß durch ſeine verletzte Eitelkeit ein Schleier gelüftet wurde, der ſonſt bedenkliche Blößen ſorgfältig verhüllte. So fragte ſie möglichſt harmlos und anſcheinend ohne beſtimmte Abſicht, gleichſam, als ſuche ſie ſeine gereizte Stimmung zu erklären: „Du magſt Herrn Geyer nicht?“

„Wenigſtens bin ich nicht ſo entzückt von ihm wie dein Vater.“

„Wenn Vater ihm Sympathie entgegenbringt, ſo hat er ſeine Gründe.“

„Die möchte ich wiſſen.“

Betty verbarg ihren Unwillen. Sie war empört über die Art der Unterhaltung. Das klang alles hart, ſchroff und abgeriſſen. Sie war froh, als der Schlitten endlich vor einer Villa hielt, wo Gudrun am Fenſter winkte.

Lachend ſprang ſie die Treppe herab, hatte aber bald entdeckt, daß die Stimmung der beiden zu einer Schlittenfahrt wenig geeignet ſei.

Erſt die luſtige Wirtin in Kunitz, die Kaffee und Eierkuchen brachte, vermochte die Gäſte zu erheitern.

Gegen Abend begann neues Schneetreiben.

Es war ſtockfinſter, als ſie nach Jena zurückkehrten und der Kutſcher am Schlagbaum den üblichen Obolus entrichtete. Studenten kamen ſingend auf den Schlit-

ten zu. Einer leuchtete mit der Kienfackel Betty ins Geſicht und ſchnalzte entzückt mit der Zunge. „Ei — Donnerwetter!“

Brunotte ergriff ſeinen Ziegenhainer und ſprang entrüſtet auf.

Gudrun aber faßte ihn am Arm. „Bitte nicht!“ Ihre Stimme verriet außergewöhnliche Erregung. Sie hüllte ſich dichter in ihre Pelze und ſagte, bis ſie am Ziele waren, kein Wort.

Als die Mädchen allein waren, fragte Betty: „Warum warſt du denn ſo ängſtlich, als der Menſch mit der Fackel an den Schlitten kam?“

Gudrun wurde ſehr aufgeregt und antwortete zögernd: „Das weißt du nicht? — Er war es. Vor lauter Scham hätte ich mich im Schnee vergraben mögen.“

Betty kannte ſich bei ihrer Freundin nicht aus. „Alſo doch? — Ich dachte, du hätteſt überwunden.“

Gudrun fiel ihr um den Hals. „Betty, ich kann nicht. Ich bin ja ſo unglücklich!“

Die Freundin wußte nicht, was ſie darauf erwidern ſollte, und ſtreichelte ihr tröſtend Haar und Wangen . . .

Nach einer Weile aber machte Gudrun ſich frei. „Ich muß mich endlich mal mit dir ausſprechen. — Betty, du hältſt ihn für ſchlecht. Er iſt kein ſchlechter Menſch. Betty, ſei offenherzig und ſag': Nein.“

Betty war es sonderlich zumute. Wie leicht war es ihr damals geworden, Caritius gebührend in die rechte Beleuchtung zu rücken, als die Verhältnisse es herausforderten. Jetzt aber, da Gudrun sie darum bat, wurde es ihr fast unmöglich, der Freundin reinen Wein einzuschenken, und sie entgegnete fast entschuldigend: „Gudrun, er soll leichtsinnig sein."

„Ich weiß — ich weiß!" schluchzte die Freundin, „und spielen soll er und Schulden machen, und arbeiten will er auch nicht — und dann erst seine Trinkgelage. Ich weiß alles. Aber ich kann nicht mehr von ihm lassen. Er ist doch ein guter Mensch."

Nach dem Abendbrot verabschiedete sie sich.

Als sie den Garten verließ, schlich sich Caritius zu ihr. „Gudrun!"

„Leise, Bruno, du mußt leise sprechen!"

„Gudrun, verzeih! Ich wußte es nicht."

Sie wandelten Arm in Arm durch das Paradies. Der Schnee wirbelte in dichten Flocken zur Erde. Sie achteten es nicht, waren in dieser Stunde trotz des Schneegestöbers und bitterster Kälte und trotz allen Ungemachs, das Gudrun aus der heimlichen Zusammenkunft erwachsen konnte, die glücklichsten Menschen am Saalestrand.

„Wo warst du denn, Bruno?"

„Wir hatten in Ziegenhain einen Gänseschmaus."

„Bruno, willſt du mir eins verſprechen?“

„Ja — alles.“

„Du darfſt nicht ſo viel trinken, Bruno. Mußt auch nicht immer Haſard ſpielen. Willſt du mir das verſprechen?“

Er küßte ſie leidenſchaftlich auf den Mund und verſprach ihr alles.

17.

Im Rauhtal blühten die Anemonen, Leberblümchen und Himmelsschlüsselchen, unter den Hecken die Veilchen und in den Gärten der Krokus. Die goldgelben Weidenkätzchen im Paradies wurden von Bienen und Hummeln umsummt, Zitronenfalter schaukelten am Lerchensporn, und im Mühltal schmetterten Fink und Amsel um die Wette.

Die Studenten rüsteten sich zur Heimreise. Sie holten auf dem Universitätsamt die Exmatrikel, suchten die letzten Groschen zusammen und versuchten, sich mit den Gläubigern auseinanderzusetzen, lösten beim Trödler ihre Habseligkeiten ein, schrieben sich gegenseitig Abschiedssprüche ins Album und packten die Koffer und Ranzen.

Hildebrandt begab sich schweren Herzens in die Hartmannsche Villa, zum letzten Male sein Glück zu versuchen.

Er wurde von der Mutter sehr liebenswürdig empfangen. „Ich werde auch Gudrun rufen."

Hildebrandt hörte im benachbarten Gemach aufgeregtes Geflüster, das ihm endlos erschien.

Schließlich kehrte die Mutter zu ihm zurück. Ihr folgte zögernd die Tochter mit verweinten Augen. Sie begrüßte den Studenten kühl und setzte sich ihm gegenüber. Die Mutter führte die Unterhaltung. Als sie sich aber entfernte, wurde es still . . .

„Wo wollen Sie denn im nächsten Winter studieren?"

Die Frage überraschte ihn. Er wollte nach Jena zurückkehren und im Sommer sein Staatsexamen bauen.

„So?" Aus ihrer Stimme lugte ein feiner Spott, so etwa, wie wenn sie sagen wollte: Und trotzdem ein feierlicher Abschiedsbesuch?

„Ich muß die Ferien bei meinen Eltern zubringen und arbeiten."

„Dann wünsche ich Ihnen recht gute Erfolge, Herr Hildebrandt." Sie erhob sich und reichte ihm flüchtig die Hand.

Hildebrandt war es zumute, als wäre ihm eine Tür vor der Nase zugeschlagen, die sich ihm niemals wieder öffnen würde. Gesenkten Hauptes schritt er durch die Gassen, wo ihm ausgelassene Studenten begegneten, das Ränzel auf dem Rücken, den Ziegenhainer in der Hand, die lange Pfeife im Munde, umbellt von ihren Hunden.

Hildebrandt stieg mühsam die Treppe hinauf in

Geyers Wohnung und erzählte schweren Herzens von dem frostigen Abschied.

Geyer hörte den Klageliedern schweigend zu. Vergeblich wartete Hildebrandt auf seine Äußerung.

„Was würdest du an meiner Stelle tun, Geyer?"

„Wenn sie an Caritius mehr Gefallen findet?" Er zuckte die Achseln und ergänzte tröstend: „Sieh, Hildebrandt, uns beide trifft das nämliche Los. Aber darum dürfen wir den Kopf nicht hängen lassen."

Hildebrandt saß am Fenster und schaute sinnend auf die Gasse. „Dir wird es augenscheinlich nicht schwer. Ich aber habe heute einen Teil von mir selbst verloren."

Geyer lächelte wehmütig. „Wenn du wüßtest, auf was für Tage ich zurückblicke. Wenn man das eine, das große Ziel nicht erreicht, dem alles andere untergeordnet wird."

Sie saßen dann lange schweigend einander gegenüber, jeder mit seinen schweren Gedanken beschäftigt.

„Komm," sagte Hildebrandt endlich, „wir wollen im Burgkeller einen Abschiedstrunk nehmen."

Sie gingen durch die öden Gassen. Kein Student begegnete ihnen, kein Philister. Wie war das möglich?

An der Rathausecke blieben sie staunend stehen. Der große Marktplatz war gedrängt voll. Tiefer Ernst lag auf den jugendlichen Gesichtern.

„Sand hat Kotzebue ermordet."

Die Nachricht wirkte wie ein elektrischer Schlag, und es währte einige Zeit, bis Geyer ihre Tragweite erfaßt hatte.

„Sand? — Den habe ich doch vergangene Woche noch bei Fries gesprochen."

Was würde der Hofrat zu der Nachricht sagen? Ob er es schon wußte? Er mußte sich mit ihm aussprechen, ihn um Rat angehen und machte sich recht aufgeregt schnurstracks auf den Weg.

Fries war sehr gefaßt. „Der gute, törichte Sand! Gleich werden wir in einer Senatssitzung über ihn verhandeln."

„Wer konnte ahnen," meinte Betty, „daß dieser sanfte Mensch einen solch teuflischen Plan aushecken und gar ausführen würde?"

Der Vater erwiderte, daß Follen ihn dazu verführt habe. „Follen ist Sklave eines unheimlichen Fanatismus und verbitterter Demokrat, der bei passender Gelegenheit vor keiner Tat haltmachen würde."

Er steckte einige Schriftstücke in die Mappe und ergänzte, indem er sich verabschiedete: „Es ist bedauerlich, daß sich einer aus unserm Kreise so weit hinreißen lassen konnte. Unsere Gegner werden jubeln. Und der Burschenschaft hat der fanatische Mensch einen schweren Schlag versetzt."

Auch Geyer wollte sich verabschieden. Der Hofrat aber fragte, warum er es denn so eilig habe.

Da nahm Geyer seinen Platz wieder ein, Betty schräg gegenüber, die eine Stickerei aus einem Körbchen kramte. Sie nahm mit Eifer ihre Beschäftigung auf und meinte fragend: „Sie stehen wohl ganz besonders unter dem Einfluß der unseligen Tat, Herr Geyer?"

Der erwiderte, daß jeder sittlich normal denkende Mensch Sands Verbrechen verurteilen müsse.

„Ihnen aber als Führer der Burschenschaft muß es doppelt schmerzlich sein."

„Ich bin nur Führer der Ziegenhainer. Seit jenem Zwiespalt fehlt der Gesamtheit leider der Führer."

Betty hegte die Hoffnung, daß die gemeinsame Not die Parteien zusammenschweißen möge.

„Weshalb wünschen Sie das?"

„Weil ich bedaure, daß zwei Freunde, die einander so viel waren und noch sein könnten, getrennte Wege gehen. Sie haben ja selbst mal geäußert, daß Sie nur durch Zufall Häuptling der Ziegenhainer geworden seien."

„Nicht aber ist der Zwist zwischen den Führern Zufall. Dessen Ursache liegt weiter zurück und ist erst Veranlassung zur Scheidung der Studenten geworden."

Betty ahnte, um was es sich handelte, und sah unverwandt auf ihre Stickerei.

Es entstand eine längere Pause. Geyer überlegte, ob er es wagen durfte, noch einen Schritt weiter zu gehen, und Betty sann auf eine geschickte Frage, deren Beantwortung bestätigen mußte, was sie vermutete.

„Herr Geyer," fragte sie mit leicht erregter Stimme, „ist es indiskret, wenn ich mich nach jener Veranlassung erkundige?"

Dem Studenten gab es einen sonderbaren Stich ins Herz, und sein Antlitz wurde um einen Schein fahler. Wenn er die Frage beantwortete, so waren ihm die Pforten ihres gastlichen Hauses vielleicht für immer verschlossen. Zwar war die Gelegenheit zu einer Aussprache niemals so günstig gewesen wie in dieser Stunde; aber er hielt es für zwecklos, Enthüllungen zu bringen, die ihn dem ersehnten Ziel nicht mehr näherbringen konnten. So antwortete er stockend und mit einer leichten Befangenheit: „Es liegt weit zurück."

Da wurde es plötzlich totenstill zwischen den beiden. Jeder war damit beschäftigt, des andern Gedanken zu ergründen. Betty war sehr nachdenklich geworden. Es umwitterte sie etwas wie eine Ahnung, daß diese Stunde für ihre Zukunft eine Bedeutung haben könne. Und Geyer saß ihr ratlos gegenüber, ohne recht zu wissen, was er wünschen, hoffen und fürchten sollte. Es war eine Weile so still, daß man das Rauschen der Saale vernehmen konnte.

Die Stille wurde durch ein Geräusch im Flur unterbrochen. Bettys Augen leuchteten auf, sie hatte die Stimme ihres Verlobten erkannt.

„Da haben wir die Bescherung!“ Brunotte begrüßte Betty sehr herzlich und Geyer sehr flüchtig. Der fühlte sich sowohl durch die Art der Begrüßung als auch durch die Bemerkung verletzt. Das klang ja geradeso, als habe Brunotte von Sand und dessen Parteifreunden nichts andres erwartet. Vorläufig schwieg er jedoch.

Damit aber war Brunotte keineswegs einverstanden. Es lag ihm daran, in Anwesenheit seiner Braut mit Geyer abzurechnen, und er fuhr mit einem Seitenblick auf seinen Gegner rechthaberisch fort: „Sieh, Betty, dahin kommen wir, wenn unreife Menschen sich mit der Politik befassen. Damals auf der Schlittenfahrt nach Kunitz konntest du meine Abneigung gegen die Protestversammlung nicht verstehen. Heute hast du ihre letzten entsetzlichen Konsequenzen.“

Nun durfte Geyer nicht länger schweigen. Er fühlte ein Zittern und Zucken bis in die Fingerspitzen hinein und entgegnete schroff: „Brunotte, ich weiß nicht, woher du die Berechtigung nimmst, einen Zusammenhang zwischen Sands Meuchelmord und unserer Protestversammlung zu konstruieren.“

„Der Zusammenhang liegt jedem logisch richtig Den-

kenden auf der Hand: Damals ſeid ihr mit Dreſchflegeln über Kotzebue hergefallen und habt dadurch Sand zu ſeiner Tat ermutigt. Du wirſt doch nicht beſtreiten wollen, daß einem Lichtenhainer niemals der Gedanke eines Meuchelmords kommen konnte."

„Einem Lichtenhainer ebenſowenig wie einem Ziegenhainer. Sand war im Grunde ſeines Herzens keiner von beiden. Daher fehlt deinen Behauptungen jegliche Grundlage."

Dem ſtimmte Betty lebhaft zu. „Mit demſelben Rechte könnteſt du behaupten, daß Sand in unſerm Hauſe, wo in ſeiner Gegenwart vielfach über Politik verhandelt wurde, zu ſeiner unſeligen Tat angeregt worden ſei."

Brunotte ſah zeitig ein, daß er gegen die beiden nicht anzukommen vermochte, und gab dem Geſpräch eine andere Wendung, erzählte von ſeiner geplanten Reiſe nach Heidelberg, wo er ſeinen Lehrer Hegel beſuchen wollte.

Geyer horchte auf. — Nach Heidelberg? Was hatte das zu bedeuten?

18.

Im Friesschen Garten war ein Grünen und Blühen, ein Leuchten und Flimmern wie im schönsten Paradiese. Auf den Rasen und Rabatten lag heller Sonnenschein, und in der lichtdurchfluteten Luft taumelten dunkle Trauermäntel und bunte Admirale. Ameisen und Laufkäfer eilten geschäftig über die sonnigen Wege, Eidechsen lagen träge auf heißen Steinen und ließen ihr grünes Kleid von der Sonne bescheinen, Tausendfüße und Asseln schliefen unter schattigem Gestrüpp.

Unter einem Weinblatt der Laube versteckt, hockte ein junger Fink, der starr und unverwandt auf ein großes, blasses Mädchen blickte, das ihre feuchtschimmernden Augen ziellos ins Weite gerichtet hatte, sich nicht regte noch rührte und nicht einmal einen Blick in das Buch warf, das aufgeschlagen vor ihr auf dem Tische lag. So saß sie schon seit Stunden.

Sie waren immer gute Freunde gewesen, der Fink und das Mädchen. Wohlschmeckende Brosamen hatte sie ihm hingestreut, und er hatte schließlich alle Angst

überwunden und neben dem heiteren Mädchen auf dem Tische manche vergnügte Stunde gehabt. Sie hatte ihn gelockt und mit ihm geplaudert damals, als sie noch frohen Sinnes und guter Dinge gewesen und heimlich mit ihm in der Laube geküßt und gekost hatte. Seit einigen Tagen aber kam er nicht mehr, und seit der Stunde war das Mädchen traurig und kümmerte sich nicht mehr um den einsamen Fink, wie sehr der auch zu verstehen gab, daß er sich nach ihrer Gesellschaft sehnte. Wie seltsam das war! Der Fink wiegte bedenklich sein schmuckes Köpfchen hin und her, machte sich die wunderlichsten Gedanken und äugte ihr wehmütig nach, als sie sich seufzend erhob und dem Ruf des Vaters folgte.

Sie ging in das Studierzimmer, wo neben dem Vater im Sofa sein Kollege Oken saß.

Betty fröstelte trotz des warmen Sonnenscheins. Wie ernst und bedrückt die beiden aussahen! Und was wollte Hofrat Oken in dieser außergewöhnlichen Stunde bei ihrem Vater?

Der gab der Tochter einen Auftrag, worauf sie sich entfernte.

Oken war ihren Bewegungen aufmerksam gefolgt und fragte vorsichtig: „Was ist denn eigentlich mit Betty?"

Der Vater zog die Brauen hoch. Es war ein wunder

Punkt, den der Kollege berührt hatte. Wenn dem bei der flüchtigen Begrüßung das veränderte Wesen der Tochter auch schon aufgefallen war, so mußte es schlimmer um sie stehen, als er vermutet hatte. „Ihre Nerven sind überreizt, da seit dem Heimgang ihrer Mutter der ganze Haushalt auf ihren Schultern lastet. Das würde sie zur Not noch ertragen, wenn die Geschichte mit unserm jüngsten Kollegen nicht dazukäme."

Oken war seiner Sache nicht ganz sicher. „Brunotte?"

„Seitdem das Damoklesschwert über meinem Haupte schwebt, meidet er mein Haus."

„Aber es liegt doch kein Belastungsmaterial gegen dich vor?"

„Brunotte weiß wahrscheinlich mehr als ich. Sie werden schon etwas erspähen, um so eher, als ich gleichsam vorgemerkt bin. Auch entsinne ich mich eines Briefes, den ich vor Jahresfrist schrieb, um die Gründung einer geheimen Studentenverbindung zu verhindern. Aus dem Brief könnte man mir einen Strick drehen, da ich mir am Schluß einen harmlosen Ausfall gegen die Priesterherrschaft, die Polizeigewalt, die Sklavenfreude und das Hofgepränge erlaubte."

Oken entgegnete sorglos lachend, daß man doch nicht für alles das verantwortlich gemacht werden dürfe, was man vor Jahr und Tag mal geschrieben habe; der

Brief werde wohlverwahrt in irgendeinem Schreibtisch ruhen.

„Kennst du die Spione schlecht. Alles haben sie ausgegraben, was ihren Zwecken dienlich erschien. Geyer gab mir jüngst Proben, wie echt studentisch leichtsinnig die jungen Menschen selbst solche Briefe aufheben, die besser ungeschrieben geblieben wären, und von denen die Kommission in Jena allein ganze Berge konfisziert hat."

Oken beruhigte den Kollegen. „Der Herzog wird seine mächtige Hand schützend über dein Haupt halten."

„Die Hände sind ihm leider gebunden. Wenn der Herzog unabhängig wäre, so würde er sich unser annehmen. Vermutlich aber wird er, um den Schein zu wahren und es mit dem allmächtigen Metternich nicht ganz zu verderben, vorübergehend mit besonderer Härte vorgehen, der ich zum Opfer fallen werde."

„Und dann?"

„Dann muß ich als alter Mann wieder von vorne anfangen."

„Darauf bist du gefaßt?"

„Das bin ich mir selbst, meiner Familie und meinen Studenten schuldig."

Oken reichte ihm die Hand. „Ich werde deinem Beispiel folgen."

Er gab dem Kollegen ein Schreiben vom Ministerium.

Während Fries es las, weiteten ſich ſeine Augen zuſehends, und die Röte des Unwillens ſtieg ihm in die Stirn. Er fragte Oken, ob er ſich denn ſchon entſchieden habe.

„Sie haben es mir leicht gemacht. Meine ‚Iſis‘ konnte ich nicht aufgeben, weil es gegen meine Überzeugung wäre und ich mich alsdann ſchämen würde, noch vor meinen Studenten zu erſcheinen.“

„Auf deinen Beruf aber willſt du verzichten?“

„Muß ich denn nicht? Die Alternative geſtattet mir keinen anderen Ausweg.“

„So wären wir gleich weit?“

Oken erzählte, daß Kieſer ihm geraten habe, ſich an Goethe zu wenden, der ihm gelegentlich der naturwiſſenſchaftlichen Verſammlungen in Jena ſtets Wohlwollen entgegengebracht und auch ſeine „Iſis“ mit großem Intereſſe geleſen habe, ſolange ſie naturwiſſenſchaftlichen Charakter trug. „Aber ich mag es nicht. Goethe hat die Strömungen an unſerer Univerſität ſorgfältig verfolgt und auch meine Aufſätze in der ‚Iſis‘ über ruſſiſche Zuſtände ſelbſt geleſen. Meine politiſche Geſinnung kennt er aus verſchiedenen Geſprächen, die ich bei Frommann und Knebel mit ihm führte, und er weiß auch, daß ich mit meinen Aufſätzen weiter nichts beabſichtige als eine Abwehr der maßloſen Angriffe Kotzebues. Ihm iſt die Alternative bekannt, die

mir geſtellt worden iſt. Wenn er daraufhin nicht aus eigenem Antriebe eingreift, ſo mag ich ihn nicht dazu veranlaſſen."

Fries ſah den Kollegen mit leuchtenden Augen an. „Ich glaube, ſo ungefähr würde auch ich denken."

„Sieh mal, Fries, ſie mögen uns unſer Brot nehmen, unſere Überzeugung ſollen ſie uns nicht antaſten. Zeigen wir der Jugend, daß wir bereit ſind, unſerer geiſtigen Freiheit Opfer zu bringen; nur dann können wir verlangen, daß ſie ſich gegen jeglichen Gewiſſenszwang auflehnt. So wird der Same, den wir ausſtreuen, reiche Früchte bringen. Wir leben in einer ſchlaffen, erbärmlichen Zeit. Soll es anders werden, ſo müſſen wir durch Taten überzeugen."

Fries reichte ihm tief ergriffen die Rechte. „Komm," ſagte er, „wir wollen das ſchöne Jena genießen, ſolange es uns noch vergönnt iſt."

Sie gingen durch die Johannisſtraße über den Markt in die Saalegaſſe.

„Wie leer jetzt die Gaſſen und wie ruhig ſelbſt der Marktplatz! Wenn von Kamptz das ahnte, ſo würde er ſicherlich per Extrapoſt von Berlin nach Jena kommen, um ſich an dem Anblick zu weiden."

„Die Folgen ſeiner Denunziationen dürften ihm eigentlich bekannt ſein. Erſt jagt er ſämtliche Preußen von uns fort, und dann folgen die übrigen Staaten

willig ſeinem Beiſpiel. Was hier noch umherſchleicht, ſind Landeskinder, und zwar nicht die beſten. Die haben das Schickſal ihrer Landesuniverſität nicht länger mit anſehen können und ſind in die Fremde gegangen. Die arme Alma mater! Jahrhundertelang war ſie die Hochburg deutſcher Freiheit, der Brennpunkt deutſcher Kultur, wo die Edelſten des Volks zuſammenſtrömten, um mit ihrem Geiſt die deutſche Jugend zu beſeelen. Jetzt hat man ihr die Schwingen geſchnitten, und ſie liegt ſtöhnend auf der platten Erde."

Sie gingen über die Camsdorfer Brücke zum Fuchsturm. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf das Dach der Michaeliskirche. Ernſt und ſchweigend ſchauten die Männer hinab.

„Der Abſchied wird mir doch ſchwerer, als ich dachte. So manche fröhliche Stunde lacht mir von unten entgegen, ſo manche Anregung, die mir die Freunde gaben."

Fries ſchaute traumverloren in die Ferne. „Mein Weib liegt drüben unter dem Wacholderbuſch und mein Sohn. Und dahinter im Gartenhäuschen unter den Platanen wartet meine Tochter vergeblich auf den Verlobten . . ."

Ringsum war tiefe Stille. Schweigend ſenkte ſich die Dämmerung in das Tal, aus dem nur noch die Saale heraufleuchtete. — — —

Nachdenklich kehrten die Gelehrten nach Jena zurück. Was werden ihnen die nächsten Tage bringen?

Im Hausflur kam Betty dem Vater mit verweinten Augen entgegen, in der Rechten einen Brief, worin ihr Brunotte mitteilte, daß er auf unbestimmte Zeit nach Heidelberg verreist sei.

„Aber er hat doch zu lesen", rief unwillig der Vater, der seine Überraschung nicht mehr zu verbergen vermochte.

„Nicht einmal persönlich hat er sich verabschiedet", schluchzte die Tochter.

„Sei ruhig, mein Kind, in dieser aufgeregten Zeit jagt ein Ereignis das andere. Aber sei getrost! Es werden auch wieder bessere Tage kommen."

19.

In der Hartmannſchen Villa wurden die Lichter angeſteckt.

Gudrun ſchlich ſich durch das Gartenpförtchen über die Wieſe ans Ufer der Saale, wo Caritius im Kahn ihrer harrte. Er ſtreckte ihr die Hand entgegen und zog ſie hinein.

Lautlos glitten ſie dem Mond entgegen, der Schilf und Dickicht und die Berge ringsum mit mildem Licht überflutete. Aus den angrenzenden Wieſen kam der Duft friſchen Heus.

Dichter wurde das Schilf, wilder das Geſtrüpp. Caritius ruderte dem Ufer zu, ſchlang die Kette um einen Eſpenbaum, ſtieg aus und bahnte ſich durch die Wirrnis einen Weg; zögernd folgte ihm Gudrun.

Sie ſaßen im Dickicht Hand in Hand auf einer Raſenbank. Es umfing ſie wie eine ewige Stille. Im Schilf piepte ein verlorenes Vogelſtimmchen, im Waſſer ſchnellten die Fiſche.

Gudrun ſchmiegte den Kopf an die Bruſt des Ge-

liebten. „Bruno, daß wir die ſchönen Stunden ſo ſtehlen müſſen."

„Das erhöht ihren Reiz."

Gudrun ſchlang den Arm um ſeinen Hals. „Du Lieber!"

Das Wetterleuchten kam näher, in weiter Ferne ein dumpfes Grollen. Vorübergehend wurde der Mond von Wolken verhüllt.

„Wie weich dein Arm!"

„Ja, er iſt weich."

Sie erhob ſich und ſchlang auch den andern um ſeinen Nacken. „Jetzt fühlſt du ſie beide."

Er ſchloß beſeligt die Augen und ſchwieg . . .

„Bruno, ich habe dir was zu ſagen — Bruno, haſt du heute wieder getrunken?"

„Ja."

„Und du haſt doch verſprochen . . . Bruno, tu es nicht, es ſchadet deiner Geſundheit."

Er preßte ſie wild an ſeine Bruſt. „Fühlſt du es nicht, wie ſtark ich bin?"

„Bruno, wenn du mich lieb haſt, ſo hör' auf mich und meide den Alkohol. Es bringt uns beide ins Unglück . . . Bruno, haſt du heute gearbeitet?"

„Nein."

„Warum arbeiteſt du denn nicht? Tu es mir zuliebe, und wenn es dir ſchwer wird, ſo denk' an deine

Gudrun, die deiner immer gedenkt. Ja, Bruno, willst du das tun?"

Er erhob sich, preßte sie an sich und bedeckte ihre Wangen und die entblößten Arme ungestüm mit Küssen, daß sich eine Flechte löste und er mit zitternden Fingern ihr Haar durchwühlte, bis es in tausend Locken niederflutete über ihr glühendes Antlitz.

Er ließ sich auf die Bank fallen und zog sie auf den Schoß. Sie preßte ihre heiße Wange an seine Stirn, nahm sein Haupt zwischen ihre weichen Hände, fuhr behutsam mit ihren bebenden Fingern über die vernarbten Wunden und drückte ihren Mund auf seine Lippen zu einem langen, langen Kuß . . .

Über ihnen kroch eine pechschwarze Wolkenwand vor mit zackigen Rändern und verschluckte einen Stern nach dem andern. Der Donner wurde lauter. Im Walde schrie der Luchs.

„Bruno, wenn uns das Gewitter überraschte!"

„Die Kernberge halten es fest."

„Aber entsetzlich, wenn sie herüberkommen."

„Ich bin doch bei dir."

Wieder zuckte ein Blitz, und er sah Tränen in ihren Augen. „Warum weinst du denn?"

Gudrun schwieg.

„Gudrun, fürchtest du dich vor dem Gewitter?"

Sie schüttelte verneinend das Haupt. „Nein, Bruno,

aber ich fürchte mich vor dir. Mir wird bange, wenn ich an unsere Zukunft denke. Du versprichst mir alles und hältst nicht eins deiner Versprechen. Wie mich die Mutter quält um deinetwillen!"

„Da solltest du erst meine Mutter hören! Was schert mich das? — Ich pfeif' was auf die Mutterliebe. Mutterliebe und Freundschaft sind Lügen."

„Aber, Bruno!"

„Ja, es sind Lügen. Mein einziger Freund ist Demokrat geworden. Die Freundschaft hat es nicht verhindern können. Um solch einen Quark läßt der seinen einzigen Freund im Stich! Und die Mutter schickt mir weder Geld noch Briefe."

Gudrun sah ihn aus ihren großen Augen traurig an. Sie war zum Tode betrübt und wußte weder aus noch ein. „Woran glaubst du denn, Bruno, wenn nicht an Freundschaft und Mutterliebe?"

„An dich, Gudrun, nur an dich!"

„So beweise es!"

Sie hatte sich von ihm gelöst, fing mechanisch an, ihr Haar zu flechten, und sah hin und wieder sorgenvoll hinüber nach den Kernbergen, die von einem Feuermeer vergoldet waren, das ab und zu heftig aufzuckte wie ein Feuer, wenn Luft hineingeblasen wird. Wenn aber die Blitze zuckten, so leuchtete ihr Haar wie glühendes Eisen.

Nur in kurzen Pauſen war der Himmel pechſchwarz. Dann ſtrömten Fuchsturm und Lobedaburg ein ſanftes bläuliches Licht aus. Wie prächtig das ausſah!

„Gudrun, ich weiß, daß du mancherlei an mir zu tadeln haſt. Aber ich kann nicht anders. Wenn du bei mir biſt, ſo fühle ich mich ſtark. Es ſind keine leeren Verſprechen, die ich dir gebe. Ich ſcheide ſtets mit den beſten Vorſätzen von dir. Wenn ich aber allein vor den Büchern ſitze, ſo packt mich die Angſt. Dann verwirren ſich die Gedanken, und das geringſte Geräuſch erſchreckt mich. Ich höre die Pulſe hämmern und das Blut rauſchen in den Ohren, und mir iſt dann, als fingen die Wände an zu wanken. Ich laufe auf die Straße und ſuche Ruhe, in die Kneipe und ſuche Menſchen.“

Gudrun hatte das Haar geordnet und ſetzte ſich neben ihn auf die Bank. Sie preßte ſein Haupt an ihre wogende Bruſt. „Du Ärmſter!“

Er horchte auf ihren Herzſchlag und fuhr nach einer Weile fort: „Weißt du auch, woher das kommt? — Weil ich immer einſam bin. Aber bald ſoll es beſſer werden.“

Gudrun ſchwieg. Sie mußte ihm helfen und wußte doch nicht wie.

Durch die Eſpen fuhr ein leiſer Wind. Die Saale ſchlug leichte Wellen, und die Riedfahnen fingen an, ſich zu heben und zu ſenken. Es kam eine Unruhe in

die Natur ringsum, die ſich auch auf Gudrun übertrug. Caritius merkte es wohl und ergänzte unwillig: „Das glaubſt du nicht? — Schon pfeifen die Schwarzröcke auf dem letzten Loch. Wenn ſie gänzlich ausgepfiffen haben und ihr Neſt ausgeſchwefelt iſt, dann tun wir uns wieder auf. Und wenn ich erſt wieder aktiv bin und forſche Kommilitonen um mich habe, dann ſoll alles anders werden. Aber dann mögen ſie ſich vor mir in acht nehmen, die Schufte. Mußt nicht mehr weinen, Gudrun! Hab' noch ein Weilchen Geduld mit mir!"

„Bruno, ich habe manchmal böſe Ahnungen, die mir das Herz zuſchnüren. Dann ſehe ich im Traume häßliche Menſchen, die ſich zwiſchen uns drängen und uns entzweien wollen, lebendige und tote. Ich kann nimmer froh werden, wenn du ſo weiterlebſt, da all mein Tun und Denken dir allein gilt. Am hellen Tage denk' ich an dich, in dunklen Nächten wein' ich um dich. Immer ſind meine Gedanken bei dir. Wenn ich allein bin, ſo ſehne ich mich nach dir, und wenn ich an deiner Bruſt ausruhen und alles Herzeleid vergeſſen will, ſo ſteht die Angſt wieder vor mir wie ein drohendes Geſpenſt. So findet meine Seele niemals Ruhe. Du bereiteſt mir die ſchönſten Freuden und die ſchrecklichſten Qualen. Ich könnte mich trennen von allem, was mir lieb iſt, und dir folgen in die weiteſte Ferne . . ."

Sie hielt plötzlich inne und zeigte erschreckt auf das Wasser. „Bruno, siehst du nicht, wie die Saale Wellen schlägt?“

„Sie soll uns morgen wieder zusammenführen.“

„Nein, Bruno, es ist schändlich von mir. Wenn du meine Hand drückst und meinen Mund küssest, so muß ich immer an die arme Betty denken, wie sie einsam dasitzt und sich die Augen rot weint.“

„Daran darfst du nicht denken. In dieser Stunde gehörst du mir.“

„Ich kann sie nicht vergessen. Ihre Mutter ist gestorben, der Vater verbannt und der Verlobte ihr untreu.“

Da schnellte der Student empor. „Warum ist der Schuft ihr untreu geworden? Sieh, das ist nun ein Führer der Büchsiers, denen Ehre über alles geht.“

Gudrun trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Bruno, so darfst du nicht sprechen. Johannes gehörte auch zu ihnen.“

Caritius brauste von neuem auf. „Hör' mir doch endlich mit d e m auf! Den sollst du vergessen und seinen Namen nie wieder erwähnen. Versprich es mir!“

Gudrun sah ihm entschlossen in die stechenden Augen und entgegnete ruhig, indem sie die einzelnen Worte in die Länge zog: „Ich kann und werde ihn niemals vergessen!“

Caritius kniff verdrießlich die Augen zu, und um ſeine Brauen zuckte es wie Ärger. Bevor er jedoch ſeinem gepreßten Herzen Luft machte, erfolgte in nächſter Nähe ein furchtbarer Knall, daß Gudrun erſchrocken ſeine Hand ergriff und ihn mit ſich fortzog. „Jetzt wird es aber höchſte Zeit.“

„Die Kernberge haben uns im Stich gelaſſen.“

Der Himmel erſtrahlte in lichter Glut. Jena, Lichtenhain, der Forſt, der Landgrafen, alles zitterte und zuckte in einem Feuermeer und verſank vorübergehend in rabenſchwarze Nacht. — Es erhob ſich ein heftiger Sturm, und dann folgte Schlag auf Schlag. In der Ferne aber war ein ununterbrochenes dumpfes Rollen vernehmbar, wie wenn Kegelkugeln über die Bretter laufen. — —

Caritius verſuchte, das Fahrzeug ans Ufer zu ziehen; die Wellen ſchlugen ihm bis an die Knie, der Kahn ſtieß auf und ab, riß wie ein gereizter Hofhund an der Kette und dröhnte gegen den Eſpenſtamm.

Caritius fluchte. Ihm zur Seite ſtand ſchluchzend Gudrun.

„Mußt nicht weinen, Gudrun!“ Er ſtreichelte ihr die Wangen.

„Bruno, wir können nicht mehr fort.“

„Wir müſſen.“

Er ſah ſich ſcheu nach allen Seiten um. Da riß

ihm der Sturm die Mütze vom Kopf, die Espen bogen sich wie Haselgerten, die Weidenruten peitschten das wilde Wasser, und Gudrun schrie laut auf.

Hart schlugen die Hagelkörner auf die Ruderbank und schnellten ellenhoch empor. Gudrun griff nach den nackten Armen, die brannten wie Feuer. Caritius riß sich den Rock vom Leibe, hängte ihn Gudrun um die Schultern, ergriff ihren Arm und lief mit ihr nach Wöllnitz durch das zuckende Feuermeer, umbraust vom wehenden Sturm. Und die feurigen Schlangen fuhren in die Erde, in die Bäume, in die Felsen, ins schäumende Wasser; sie zuckten von Wolke zu Wolke, grüne, gelbe und rote Schlangen . . .

Gudruns Kräfte versagten. Bruno riß sie mit sich fort. So erreichten sie endlich Wöllnitz.

20.

In Jenas Gaſſen lag pechſchwarze Nacht. Man hörte nur das Rauſchen der Saale und das Klagen des Käuzchens im Paradies, hin und wieder noch den verliebten Kater, der lockend über die Dächer ſtrich.

Die Gaſſen waren menſchenleer, die Türen und Schlagläden verſchloſſen. Nur ein einſamer Wanderer eilte, in einen wehenden Mantel gehüllt, über den Eichplatz und kehrte bei Weſſelhöft ein. Der ſaß am Schreibtiſch und ſah ſich verwundert nach dem ſpäten Gaſt um.

„Bringſt du günſtige Nachricht?“

„Ein Reſkript des Herzogs verlangt ſofortige Auflöſung.“

Weſſelhöft ſtand erſchrocken auf. „Geyer — woher weißt du das?“

„Von Lenzen. Wir müſſen mit ihm ſprechen.“

Weſſelhöft zündete die Hornlaterne an.

Auf dem Johannistor knarrte die Wetterfahne, im Mühltal raſte der Sturm durch die Bäume.

Lenzen saß am Kamin, ernst und bleich.

„Ist es wahr?“

„Morgen werden wir es am Schwarzen Brett bestätigt finden.“

„Und dann?“

„Wir werden dem Befehl folgen.“

Das wollte Wesselhöft nicht einleuchten. Geyer aber meinte, sie seien dem Großherzog Gehorsam schuldig, da er der Burschenschaft stets Wohlwollen entgegengebracht habe und zu dem verhängnisvollen Schritt gezwungen worden sei. Der Ansicht stimmten schließlich auch die andern zu. Noch lange saßen sie zusammen und berieten, was zu tun sei.

Am nächsten Abend brachten die Studenten ihrem verehrten Lehrer einen Fackelzug. Fries erschien auf dem Balkon, und Geyer hielt eine Rede auf die Freiheit, der ihr verehrter Lehrer ein solch großes Opfer gebracht habe.

Der Hofrat dankte und sprach die Hoffnung aus, daß auch sie stets zu Opfern bereit seien, wenn es gelte, ihre Überzeugungen zu vertreten.

Die Studenten erwiderten mit einem kräftigen Vivat. Dann begaben sich Geyer und der Sprecher in die Wohnung und überreichten dem Hofrat im Namen der Burschenschaft sein Bild, in Öl gemalt.

Schweigend versenkte sich der Gelehrte in das Ge-

mälde und ſagte lächelnd, der Künſtler habe wohl lebhaft idealiſiert, da er einer ſolchen Begeiſterung, wie das Bild ſie darſtelle, kaum fähig ſei.

Geyer entgegnete, daß es in den letzten Vorleſungen entworfen ſei.

„Dann wird es ſchon ſeine Richtigkeit haben. Es waren Stunden der Erhebung und der Qual. — Wiſſen Sie, meine Herren, was es heißt, ſcheiden zu müſſen aus einem Wirkungskreiſe, mit dem man verwachſen iſt, von Menſchen, die einem naheſtehen?“

Er reichte ihnen dankend die Hand und rief dann ins Nebenzimmer: „Betty, ſieh mal, wie meine Freunde ſich bemühen, mir den Abſchied zu erſchweren.“

Betty trat ein, ein Bild grenzenloſer Verlaſſenheit. Um ihren Mund lagen kleine Falten, die von Kummer und Enttäuſchung zu erzählen wußten, und um die erloſchenen Augen dunkle Schatten. Ihre Bewegungen waren müde, und durch ihre Stimme zitterte die Sorge. Sie begrüßte die Studenten mit leichtem Kopfnicken und ließ den Blick lange auf dem Gemälde ruhen. Dann ſah ſie wehmütig-teilnahmsvoll den Vater an, reichte den Studenten die zitternde Hand und ſchritt ſchweigend hinaus.

„Das hat nun Brunotte aus meiner Tochter gemacht,“ ſagte bewegt der Hofrat, „auch Sie, meine Herren, gehen ſchweren Zeiten entgegen, und ebenſo

wird mir um die Zukunft unſerer lieben Alma mater bange."

Er machte eine Pauſe und wandte ſich wieder dem Bilde zu. Indes reichte ihm Geyer einen Brief. „Im Auftrage meines Vaters."

Fries las und entgegnete freudig erregt: „Herr Geyer, Ihr Vater überhäuft mich mit Beweiſen der Güte und übertrifft darin ſelbſt unſern verehrten Landesvater, der mir ſein Schlößchen Tiefurt als Zufluchtsſtätte angeboten hat. Unter den Umſtänden wird es mir jedoch leicht, ſeine Güte nicht in Anſpruch zu nehmen, zumal es in dieſen aufgeregten Zeiten vielleicht beſſer iſt, wenn ich mich weiter von Jena entferne. Ich nehme das Anerbieten Ihres Vaters dankend an."

Am nächſten Abend verſammelten ſich die Studenten in der „Roſe", um dem Befehl des Großherzogs Folge zu leiſten und den Bund aufzulöſen. Keiner wußte recht, weshalb. Ergreifend waren die Abſchiedsſtunden, und feierliche Stille herrſchte ringsum, als die Bundesbrüder das Gelübde ablegten, dem Geiſte treu zu bleiben, der die Burſchenſchaft beſeelt hatte. Sie hofften auf beſſere Zeiten, in denen ſich ihre Beſtrebungen Bahn brechen mußten, auf kommende Geſchlechter, deren Führer ihre Ideen vorurteilsfrei prüfen und anerkennen würden. In aller Stille wollten ſie werben für die gerechte Sache, die ſie jahrelang öffentlich ver-

treten hatten im Dienſte der Freiheit, zum Wohle des Vaterlandes.

Wehmütigen Herzens, aber doch mit Begeiſterung ſtimmten ſie zum Schluß das Bundeslied an. Und als die letzte Strophe erklang:

„Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Not?
Der Geiſt lebt in uns allen,
Und unſre Burg iſt Gott",

da wurde es ganz ſtill ringsum wie in einer Kirche, bevor der Pfarrer eintritt. Schweigend umarmten ſie ſich, ſchweigend trennten ſie ſich.

Geyer kehrte mit einigen Bundesbrüdern im Burgkeller ein. Aber eine Unterhaltung wollte nicht mehr zuſtande kommen . . .

Geyer ging unruhig in ſeiner Wohnung auf und ab. Von allen Seiten ſtürmten die Erinnerungen auf ihn ein. Er gedachte mit Wehmut der ſtillen Stunden, die er dem Bunde verdankte, dem man ſoeben das Grablied geſungen. Mochten ſich die Gegner über Äußerlichkeiten und Übertreibungen luſtig machen: er hatte das Weſen des Bundes erfaßt, und das war gut. Aus ihm gingen Männer hervor, deren Wirken dem Vaterlande zum Segen gereichen mußte, die unbekümmert um die Folgen ihrer Handlungen für Freiheit und

Recht einzutreten bereit waren. Dieser Bund aber hatte verbluten müssen unter der Reaktion, war erdrosselt worden von dem allmächtigen Metternich. Rußland und Österreich hatten ihm das Grab gegraben auf deutscher Erde. Und der Deutsche hatte sie graben lassen und dann selbst den Sarg gesenkt in die kalte Gruft. Das war der Dank für all die Opfer, die das Volk einst gebracht hatte, um das Joch des Tyrannen abzuschütteln. Was war aus den Versprechungen geworden, die man ihm damals gemacht hatte?

Die Regierungen hatten den Geist der Zeit nicht erkannt, hatten ihn nicht erkennen wollen, und ihre Maßregeln waren der Ausfluß ihres schlechten Gewissens. „Sie lugten, sie suchten nach Trug und Verrat, verleumdeten, verfluchten die junge, grüne Saat." Das Volk sollte weiterleben in Knechtschaft trotz aller Reformen, die weise Männer angestrebt hatten. Man haßte alle selbständigen Charaktere, die ein freies Wort wagten. So mußten die Besten fallen. „Man schalt es Verbrechen, man täuschte sich sehr. Die Form kann man zerbrechen, die Liebe nimmermehr."

Düsteren Blickes sah Geyer in die Zukunft. Seine besten Freunde hatten Jena verlassen müssen. Jetzt kam Fries an die Reihe, dem er so unendlich viel verdankte. Der hatte ihn einst einem inhaltslosen Leben entzogen und ihn für die Wissenschaft gewonnen,

einen brauchbaren Menſchen aus ihm gemacht, der ſich begeiſtern konnte für das Wahre, Gute und Schöne. In Fries hatte er einen edlen Menſchen kennengelernt, der ihn durch ſein Beiſpiel anſpornte, den Weg zu wandeln, auf dem ihm ſo manche ſtille Freude winkte. Nun mußte der väterliche Freund wie ein Ausſätziger die Stadt fliehen, und die Seinen ließ er zurück in Jammer. Betty ſtand einſam da, von allen verlaſſen, und niemand vermochte, ihr Leid zu ermeſſen. Wenn er ſich vergegenwärtigte, was aus ihr geworden war, dann flammte es in ſeinem Innern auf, dann regte ſich in ihm ein Haß gegen den Treuloſen, dem er jahrelang ſeine Freundſchaft geſchenkt, und der ihm dann das Mädchen geraubt, dem er hätte alles opfern können.

Ein tiefer Haß bohrte ſich in ſeine Seele gegen den Menſchen, der ſo ſchnöde gehandelt hatte, ein tiefer Haß weiter gegen eine Macht, die den Bund zerſtört und den väterlichen Freund verbannt und ausgewieſen hatte, daß er umherirren mußte wie ein Verbrecher. Was für eine Macht war es? — Der Großherzog? Nein, er war ein gütiger Menſch, der Fries zahlreiche Beweiſe ſeines Wohlwollens erbracht hatte . . .

Geyer ſuchte nach einem Schuldigen. Er ſann und ſann und konnte doch keinen Menſchen ausfindig machen,

dem er die Schuld zuſchieben durfte. Irgend etwas mußte es ſein, das umherſchlich wie die Peſt und gierig ſeine Opfer forderte, das niemand geſehen hatte und doch allen bekannt war, dem niemand aus dem Wege gehen konnte, weil es plötzlich da war, dem keiner die gepanzerte Fauſt entgegenſtrecken konnte, weil es, kaum aufgetaucht, wie von der Erde verſchluckt war. So wühlte er ſich in einſamen Stunden gefliſſentlich tiefer und tiefer in die bitterſten Empfindungen hinein.

Was konnte er nur tun, um ſeinen Lehrer zu rächen? Wo ſollte er den Hebel anſetzen?

21.

Caritius hatte vergeblich ſich bemüht, in das neu-gegründete Korps „Saxonia“ einzuſpringen. Unterderhand erfuhr er die Gründe der Ablehnung: er hatte die von der alten „Saxonia“ erhaltene Unterſtützung an Fluchtgeldern nicht zurückerſtattet, obſchon man die Kaſſe aufrechterhalten hatte. In Göttingen ſollte er das Ehrenwort gebrochen haben und über und über verſchuldet ſein. So trug man ſich ſogar mit dem Gedanken, ihn in Verruf zu erklären, nahm jedoch davon Abſtand, da die Kräfte der Korpsſtudenten durch die Konflikte mit der geheimen Burſchenſchaft zu ſehr in Anſpruch genommen waren.

Obſchon die Saxonen mit ihren Vermutungen ſo ziemlich das Richtige getroffen hatten, ſchwur Caritius ihnen Rache. Bis aufs Äußerſte wollte er ſie reizen, kein Mittel unverſucht laſſen. Satisfaktion würde man ihm wohl noch geben.

Er ſann hin und her und verfiel ſchließlich auf einen teufliſchen Plan, den er in aller Eile ausführen

mußte: Er band seiner Dogge das Saxonenband um den Hals und führte sie auf dem Marktplatz spazieren, wo die Saxonen, von der Exkneipe heimkehrend, den Schimpf gewahrten und sich auf die Dogge stürzten, um ihr das Band zu entreißen. Das Tier duckte sich zum Sprung. Darauf gab ein Saxone ihrem Herrn eine schallende Ohrfeige. Der hetzte die Dogge auf den Missetäter. Die flog dem Saxonen an die Kehle, daß er rücklings aufs Pflaster fiel. Nun stürzten sich die Studenten einmütiglich auf die Dogge und verwundeten sie mit ihren Hiebern, daß sie heulend die Flucht ergriff, gefolgt von ihrem Herrn.

Dem wurde am nächsten Tage eine Chargenforderung auf Pistolen überbracht.

Gelassen nahm er sie an. Zwar war er kein geübter Schütze; aber sein guter Genius hatte die Hand so oft schützend über ihm gehalten. Es lag kein Grund zu der Annahme vor, daß er ihn jetzt treulos verlassen werde . . .

Indes ging Geyer, immer noch mit sich und der Welt unzufrieden, einsam und unglücklich einher. Nirgends fand er den gesuchten Frieden und außer Wesselhöft keinen Freund, dem er sein Leid hätte klagen können. Detto war gestorben, Brunotte für ihn tot, Hildebrandt hatte als Preuße Jena verlassen müssen. Betty konnte er unter den obwaltenden Verhältnissen nicht besuchen,

Gudrun erſt recht nicht. Fries und Oken waren im Auslande. Auch auf ihre Vorleſungen mußte er verzichten.

Deſto eifriger gab er ſich den Privatſtudien hin. Und die Philoſophie war es, die allmählich das Gleichgewicht ſeiner Seele wiederherſtellte. Sie, die Königin der Wiſſenſchaften, gab ihm Antwort auf die Fragen, die ihn quälten, und ließ manches Ereignis, das ſeine ganze Seele erfüllt hatte, klein und unbedeutend erſcheinen. Sie lehrte ihn, gewiſſe Dinge als Epiſoden betrachten, die andern zum Schickſal wurden. Sie hob ihn auf höhere Warte und zeigte verächtlich auf das Gewimmel zu ſeinen Füßen. Er verſpürte ihre Macht und ſcheute keine Mittel, ſich in ihr Weſen zu vertiefen.

Es kamen aber auch Stunden, in denen ſie ſich ſpröde verhielt. Dann bohrte in Geyer wieder der alte Haß gegen irgend etwas, ſo, als Kommilitonen, die dem Vorſtand der im geheimen in Jena weiterbeſtehenden Burſchenſchaft angehörten, relegiert wurden und die übrigen Bundesbrüder ſich in das Strafbuch einzeichnen mußten. So, als die erſten bunten Mützen der „Thuringia" auftauchten, als die „Saxonia" wieder ihre Farben trug und bald darauf der Kampf zwiſchen den Korps und der Burſchenſchaft mit gewohnter Schärfe entbrannte. Da fingen vernarbte Wunden von neuem an zu ſchmerzen. Die Korps würden ihren ehemaligen Einfluß wiedergewinnen, da Brunotte mit ſeinen Lich-

tenhainern ihnen aufs beſte die Wege geebnet hatte. Wo blieben dann die Früchte ſeiner Arbeit, für die er gelebt und geſtrebt hatte?

Eines Tages erzählte ihm Weſſelhöft von einem geheimen Bunde, der kürzlich gegründet worden ſei und ſich über ganz Deutſchland ausgebreitet habe.

Bald darauf erſchien in ſeiner Wohnung ein Herr von Sprewitz, der ihn aufforderte, dem Jünglingsbunde beizutreten.

Geyer entgegnete, daß er alles, was das Licht nicht vertrage, verabſcheue und einem Geheimbunde niemals beitreten werde.

„Sie haben aber doch in der Burſchenſchaft eine führende Rolle geſpielt!“

„Alles, was in ihr verhandelt wurde, ward der Öffentlichkeit unterbreitet.“

„Deshalb haben Sie nicht das erreicht, was Sie erſtrebten.“

„Was erſtreben Sie denn?“

„Untergang der Reaktion, ein einiges, freies deutſches Reich.“

Geyer wurde nachdenklich. Die Reaktion wollte der Bund bekämpfen? Ihr galt ja auch ſein Haß. Sie war es, der die Beſten zum Opfer gefallen waren: Fries, Oken, Fichte und viele andere. Mit ihr hatten ſich ſeine Gedanken in den letzten Wochen immerzu be-

ſchäftigt. Wie ſeltſam, daß der Fremde gerade jetzt zu ihm kam!

Dem Herrn von Sprewitz war nicht entgangen, welchen Eindruck ſeine Worte auf den Studenten machten, und er fuhr geheimnisvoll fort: „Wiſſen Sie, Herr Geyer, auch mir iſt alles, was im Schatten ſchleicht, ein Greuel. Wenn uns aber die Verhältniſſe zu ſolch einem Schritt zwingen? Sie ſind diskret, und ich darf Ihnen mehr verraten, da wir letzten Endes doch dasſelbe Ziel verfolgen. Glauben Sie nicht auch, daß Helden wie Blücher, Scharnhorſt, Arndt, der Fürſt von Neuwied ſowie die Generale Thielemann und Jagow lieber mit dem Säbel in der Fauſt dem Gegner auf den Leib rückten als dadurch, daß ſie dem Geheimbund beitreten?"

Die letzten Worte hatte er im Flüſterton geſprochen und Geyer dabei bedeutungsvoll angeſehen.

Geyer vermochte ſeine Überraſchung nicht zu verbergen und fragte maßlos erſtaunt: „Sogar Blücher und Scharnhorſt?"

„Ganz gewiß, auch Blücher und Scharnhorſt. Sie und viele andere bedeutende Männer, die im öffentlichen Leben ſtehen, bilden den Männerbund und erklären ſich mit uns ſolidariſch."

Er erzählte weiter von ſeiner Reiſe nach Piemont, wo er zur Unterſtützung der Rebellen Kriegsdienſte

annehmen wollte, leider aber zu spät gekommen sei, und von der Bereitwilligkeit der Schweizer, ihre deutschen Brüder im Kampfe gegen die Reaktion zu unterstützen. Und weiter entwarf er ein anschauliches Bild von der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, denen er auf seinen ausgedehnten Reisen allenthalben begegnet sei, und daß der Jünglingsbund letzten Endes nichts anderes wolle als die Burschenschaft.

Geyer bat um genauere Angaben des Zieles, das der Bund verfolgte.

Der Gast nickte zustimmend mit dem Kopfe, sah dann Geyer wiederholt forschend in die Augen, rückte seinen Stuhl näher heran und entgegnete mit tiefem Ernst: „Ich bin bereit, falls Sie mir auf Ehrenwort versichern, niemals von dem etwas zu äußern, was ich Ihnen jetzt sagen werde, auch dann nicht, wenn Sie unserm Bunde nicht beitreten oder ihm später aus irgendeinem Grunde untreu werden sollten."

Geyer versprach auf Ehrenwort strengste Verschwiegenheit.

Von Sprewitz sah sich sichernd nach allen Seiten um und fuhr mit leiser Stimme fort: „Zweck des Bundes ist Umstoß der bestehenden Verfassungen und Vereinigung Deutschlands zu einem Reich unter Repräsentativ-Verfassung. — Jeder Bundesbruder muß sich im Ge-

brauch der Waffen üben . . . den Verräter trifft der Tod."

Geyer vermochte das Gefühl der Enttäuschung nicht zu verheimlichen. Das, was er soeben erfahren, sah allerdings ganz anders aus als das, was sie erstrebt hatten. Zwar brauchte ihn das Ziel des Geheimbundes nicht zu ängstigen. Die Mittel aber, deren man sich bedienen wollte, gefielen ihm nicht. Ihn dünkte es ehrenhafter, das Ziel auf direktem Wege zu erreichen.

Teilweise wurden die Bedenken jedoch durch den Gedanken zerstreut, daß hervorragende Männer, deren patriotische Gesinnung über jeden Zweifel erhaben war, Mitglieder des Bundes waren. Trotzdem durfte er sich auf keinen Fall heute schon entscheiden. So entließ er den Gast, hatte aber nichts dagegen einzuwenden, daß er am nächsten Tage wiederkehren wollte.

Geyer begab sich schweren Herzens zu Wesselhöft und trug ihm, dem Vorschlag von Sprewitz' folgend, sein Anliegen vor.

Wesselhöft entgegnete, daß er bereits Mitglied des Bundes sei und von ihm viel Gutes erwarte. Er beklagte die jämmerlichen Zustände der Gegenwart. „Und woher kommen sie? Weil sich Preußen zum Lakaien Österreichs und Rußlands erniedrigen läßt und nicht die Kraft hat, seine Untertanen nach eigenen Gesetzen zu regieren. Erst ein mächtiges Deutschland

wird imſtande ſein, dem Volke die Rechte zu geben, die ihm zukommen."

Geyer verſtand Weſſelhöft nicht in allen Punkten, und nicht alle ſeine Orientierungsfragen wurden klar beantwortet. Das befremdete ihn. Auch blieben ihm die Wege ſchleierhaft, die man beſchreiten wollte. Im Gebrauch der Waffen ſollten ſie ſich gar üben?

Wenn aber all die erwähnten Helden dem Männerbunde angehörten, dann konnten die Bedingungen ſo ſchlimm nicht ſein . . .

In der Nacht hatte er unruhige Träume, in denen ihm in jähem Wechſel ſeine Vorfahren erſchienen, die Offiziere unter dem Alten Fritz geweſen waren, und jene, die dem Männerbund angehörten. Er ſah Blücher mit dem Degen in der Fauſt gegen Napoleon ſtürmen und ſah ihn, wie er aus dem Hinterhalt auf den König von Preußen anlegte. Und er ſah Fries, der warnend den Finger hob, und Betty, wie ſie ihn mit ihren klugen Augen verſtändnislos anſah, und Brunotte, wie er ſich teufliſch ins Fäuſtchen lachte, und Caritius mit ſeinem gehäſſigen, kalten Marmorblick.

Kaum konnte er die Stunde erwarten, da die Gäſte erſchienen. Denn er war noch unentſchieden, und den Zuſtand hatte er niemals lange ertragen. Es mußte endlich ein Beſchluß herbeigeführt werden.

Und ſie kamen mit einem fein ausgearbeiteten Plan.

Jeder hatte eine ſchwache Seite ausfindig gemacht. Von Sprewitz hatte entdeckt, daß Geyer verbittert und mit den beſtehenden Verhältniſſen unzufrieden war. Und Weſſelhöft wußte, daß die Exiſtenz des Männerbundes großen Eindruck auf ihn machte. Jeder bearbeitete mit Fleiß und Geſchick ſeinen Acker. Und der Gedanke, vor deſſen Verwirklichung Geyer zuerſt gegraut hatte, ſchlug immer tiefer Wurzel und brach ſich ſchließlich, alle Bedenken beiſeite ſchiebend, ſiegreich Bahn.

Am Abend desſelben Tages noch ward Geyer Mitglied des Jünglingsbundes.

22.

Über dem Fuchsturm dämmerte der Morgen herauf. In Jenas Gassen aber lag noch tiefste Ruhe, als einige Wagen im scharfen Trabe die Saale hinauf gen Wöllnitz fuhren und hinter dichtem Gestrüpp jenseits des Dorfes hielten. Ihnen entstiegen die Paukanten, Sekundanten, Unparteiischen und der Paukarzt.

Sie begaben sich auf verschiedenen Wegen auf eine Wiese, die von Gebüsch und hohen Hecken eingefriedigt war, Caritius ruhig und gefaßt trotz der scharfen Bedingungen.

Der Unparteiische machte den letzten Versöhnungsversuch, wies auf die Folgen hin, die Mißachtung der Barriere nach sich ziehen würde, und die Sekundanten reichten den Duellanten die geladenen Pistolen . . .

Die dritte Kugel traf den Saxonen in den Unterleib, daß er schwer zu Boden fiel wie ein toter Vogel . . .

Der Arzt eilte herbei und untersuchte die Wunde. Dabei wurde sein Antlitz um einen Schein blasser, die

Sonde zitterte in seinen Händen, und er bemühte sich vergeblich, das Blut zu stillen . . .

Nach einer Weile erhob er sich, ließ den ernsten Blick unsicher von einem Kommilitonen zum andern gleiten und sagte, indem er hilflos die Schultern hochzog: „Da ist meine Kunst zu Ende."

Die Kameraden standen gesenkten Blicks ratlos um ihn herum und überlegten, was nun zu tun sei.

Den Augenblick benutzte Caritius, sich heimlich zu entfernen. Er eilte über die Wiese, stieg in den Wagen und fuhr im scharfen Trabe nach Jena zurück . . .

Indes harrte Gudrun erwartungsvoll der Ankunft des Geliebten. Sie stand auf dem Balkon ihres Hauses, und ihre Augen suchten ängstlich die Straße ab, die gen Wöllnitz führte. Es waren Minuten des Entsetzens und der Qual. Wenn er nicht wiederkäme? Sie hatte wieder beängstigende Träume gehabt, in denen ihr der eine erschienen war, warnend, drohend. Was hatte das zu bedeuten? In Jena hatte man sich erzählt, daß es dem frechen Studenten endlich an den Kragen gehe, obschon man von dem Duell nichts wußte. Auch sie hatte seine grobe Herausforderung auf dem Marktplatze verurteilt wie manches andere, das er sich täglich zuschulden kommen ließ. Aber sie konnte ohne ihn nicht leben. Je mehr Sorgen er ihr bereitete, desto stär-

ker wurde das Band, durch das sie sich mit ihm verbunden fühlte.

Endlich hörte sie das bekannte Signal. Sie hätte laut aufjauchzen mögen, als sie ihn sah, wie er über die Wiese in den Garten schlich, und eilte hinunter mit jagenden Pulsen.

In der Laube warf sie sich ihm an den Hals und bedeckte sein Antlitz mit heißen Küssen. „Gott sei Dank, daß ich dich wiederhabe!"

Sie setzten sich auf die Bank. Gudruns Auge glitt forschend über seine Züge; aber das, was sie bewegte, wagte sie nicht auszusprechen.

Caritius wußte wohl, was ihr fragender Blick zu bedeuten hatte, und entgegnete unbefangen: „Du meinst den andern? — Der liegt hinter Wöllnitz im Grase."

Sie starrte ihn an und erhob abwehrend die Rechte, als wenn sie ein Gespenst verscheuchen wollte. Dann preßte sie die Hände vor das Antlitz und fing an zu schluchzen.

„Gudrun, sei vernünftig! Es ist doch nicht meine Schuld. Es war ein ehrlicher Kampf vor Zeugen. So was kommt vor." Er streckte ihr die Rechte entgegen und lächelte ihr ermunternd zu. Sie heftete den Blick auf die Hand und wandte sich unwillig ab.

„Gudrun!"

„Ich kann nicht."

„Das finde ich albern. Sonst haſt du ſie doch nicht verſchmäht."

„Solange ſie rein war."

Er lachte bitter auf. „Es iſt dieſelbe Hand, die du geſtern gedrückt haſt. — Ja, guck' nur — der hinter Wöllnitz iſt nicht der erſte."

Da tauchte blitzartig das Bild des andern wieder vor ihr auf, und mit einem jähen Ruck ſchnellte ſie ihr Haupt empor.

„Bruno, wer war der erſte?" Sie ſtieß es haſtig hervor und ſah ihm ſcharf ins Auge.

Caritius hatte eine ſolche Wirkung nicht vermutet. Er wurde verlegen unter ihrem ſpähenden Blick, fühlte ſich unſicher und ſenkte ſchuldbewußt und ſchweigend das Haupt.

Da wußte ſie alles. Die Lider ſanken ihr über die Augen wie bei einer Ohnmächtigen. Sie wankte, griff nach dem Gartentiſch und ließ ſich auf einen Stuhl fallen. Das letzte Blut war aus ihren Wangen gewichen, die bläulichen Lippen waren feſt aufeinandergepreßt, die Hand umklammerte krampfhaft die Tiſchkante. So ſaß ſie und ſtarrte mit weitgeöffneten Augen auf den Ausgang der Laube.

Caritius legte ihr die Hand auf die Schulter. „Gudrun!" Sie regte ſich nicht und merkte es in ihrem

Schmerz nicht, daß er sie berührte, und wie kalt ihr der Nachttau auf die Schultern fiel.

Er küßte sie auf die Stirn. Sie rührte kein Glied. Kein Muskel zuckte. Sie saß wie zur Bildsäule erstarrt. Der Morgenwind trieb sein Spiel mit ihren blonden Locken . . .

Ihr gegenüber stand ratlos der Student. Er zog aufgeregt die Uhr, er beugte sich über sie und streichelte ihr Haar und ihre Wangen. „Gudrun, so hör' doch . . . Gudrun!"

Es war Frau Hartmann aufgefallen, daß ihre Tochter vor Tag und Tau die Wohnung verlassen hatte und nicht zurückkehrte. Gudrun war in den letzten Tagen ohnehin still und in sich gekehrt einhergegangen und hatte der Mutter Fragen stets ausweichend beantwortet. Da hörte diese aus dem Garten wiederholt eindringlich den Namen ihrer Tochter rufen. Sie vermochte den Zusammenhang der Dinge nicht zu erfassen, stand besorgt auf, kleidete sich flüchtig an und begab sich möglichst geräuschlos in den Garten.

Vor der Laube blieb sie wie gebannt stehen. Da saß ihre Tochter wie leblos auf einem Stuhl, die großen Augen weit geöffnet starr in die Ferne gerichtet, mit schmerzverzerrtem Antlitz und verkrampften Gliedern. Vor ihr auf den Knien lag schluchzend Caritius, das Haupt in ihren Schoß gebettet.

Die Mutter fühlte, wie ihr das Blut jäh zu Herzen schoß, und rief mit strenger Stimme: „Aber, Gudrun!“

Gudrun hörte nicht. Der Student aber sprang auf und bat verwirrt um Entschuldigung.

„Was machen Sie denn mit meiner Tochter?“

In ihrer Angst ergriff sie Gudruns Hände, die kalt waren wie Eis; sie küßte das Mädchen leidenschaftlich auf Stirn und Mund — — — da ging ein leichtes Zucken über ihr Marmorgesicht. Sie schlug erschrocken die Augen auf und fuhr sich leise, wie wenn sie sich besinnen wollte, mit der flachen Hand müde über die weiße Stirn.

„Gudrun, liebste Gudrun!“

Da schlang das Mädchen in namenlosem Schmerz beide Arme um den Hals der Mutter und fing an zu schluchzen, daß der Mutter angst und bange wurde.

Sie wandte sich wieder an Caritius. „So sagen Sie mir doch, was Sie mit meiner Tochter gemacht haben!“

Der Student stammelte etwas von einem Unglück und einem unerwarteten Ausgang, verneigte sich dann ungeschickt und schritt über den Gartenkies der Wiese zu.

Wohin sollte er sich nun wenden? Er mußte fliehen; dessen war er sich bewußt. Dazu fehlten ihm aber die Mittel, um die er Gudrun hatte bitten wollen.

Nun war ſein Plan vereitelt. Freunde hatte er nicht mehr, und doch drängte die Zeit.

Die Sonne ſtieg höher. Er wanderte ſinnend am Saaleſtrand einher und überſchlug ſeine Schulden. Die waren erſchreckend hoch. Selbſt Ehrenſchulden hatte er zu decken. Wenn der Ausgang des Duells bekannt wurde, bevor er Jena verlaſſen hatte, dann würde alles offenbar, was er bis dahin mühſam verſchleiert hatte. Schon begegnete ihm eine Droſchke. Darin ſaß ein Saxone mit zwei Ärzten.

Caritius beſchlich ein Gefühl, das ihm bislang unbekannt geweſen war. In ſeinem Innern begann es zu hämmern und zu bohren. Was war das? Furcht? Er hatte ſich nie in ſeinem Leben gefürchtet; er durfte ſich auch heute nicht fürchten. Freilich, er befand ſich in einer bedenklichen Lage.

Haſtiger und unſicher wurde ſein Schritt, wie wenn er ſeinen peinigenden Gedanken davonlaufen wollte. Vor ſeinen Augen war ein Flimmern, und vorübergehend wandelte ihn ein Schwächegefühl an. Er mußte frühſtücken; dann würde alles beſſer.

Er eilte in die Stadt und kehrte im Hartungſchen Kaffeehaus ein. Warum ihn das Mädchen ſo merkwürdig-fragend anſah? Er ſtellte ſich vor den Spiegel: Das Geſicht war aſchfahl, und die Augen ſchauten ein wenig verwahrloſt drein. Im übrigen war es der alte

Caritius. — Er zupfte ſein Halstuch ein wenig zurecht und ſtürzte eine Taſſe Kaffee hinunter. Eſſen mochte er nichts. Er aß nie, wenn er am Abend vorher gekneipt hatte.

Mit erzwungener Ruhe ſetzte er ſich behäbig auf das Sofa, ſtützte den Kopf in die Hand und fing an zu überlegen. Ohne Eile wollte er überlegen, was zu tun ſei. Doch ſeine Augen flackerten unſtet, und die Gedanken überſchlugen ſich und gelangten in Bahnen, die er meiden wollte. Er hatte aber nicht die Kraft, ſich ihnen auf die Dauer zu entreißen. Was ging ihn zum Beiſpiel Geyer an, auf den ſie es augenſcheinlich abgeſehen hatten? Geyer exiſtierte für ihn nicht mehr. Warum ließ er ihn nicht in Ruh'?

Freilich, Geyer hatte Geld, viel Geld. Geyer war ſein Leibburſch geweſen und hatte einſt zu ihm geſagt: „Wenn es dir mal ganz ſchlecht ergehen ſollte . . ."

Die Stunde war gekommen.

Caritius lachte, lachte über das Schickſal, das bisweilen ſeinen Spaß mit den Menſchen treibt. Immer wieder kam der eine Gedanke: Geyer kann helfen. Der Gedanke beherrſchte ihn und verdrängte alle Bedenken . . .

Er brauchte ſich ja nicht weiter mit ihm einzulaſſen. Er wollte nur ſagen: „Ich habe Unglück gehabt. Die Stunde iſt da! Hilf mir!"

Caritius hatte schon so manch einen angepumpt. Warum sollte er, da es mit seinem Kredit immer schlechter aussah und er sich in großer Verlegenheit befand, es nicht auch mal bei Geyer versuchen? Der hatte es ihm ja angeboten! Und wenn er erst Geld hatte, dann sollte ihm nur einer kommen. Dann würden auch seine Gedanken wieder klar, die immer noch ein wenig verworren waren. Der Gedanke an Geyer umstrickte seine Sinne immer fester und drängte sich ihm schließlich mit der ganzen Wucht seiner Überzeugung auf. Was bei einem andern Menschen unvereinbare Gegensätze gewesen wären, gekränkte Freundschaft und diese Freude am eigenen Vorteil, das lebte in seinem Herzen friedlich beisammen, ohne sich gegenseitig zu behindern. Und er lächelte boshaft vor sich hin, als hätte er der ganzen Welt ein Schnippchen geschlagen, sprang auf und eilte in die Kollegiengasse . . .

Geyer schrieb einen Brief, als Caritius eintrat.

Er ging ihm erwartungsvoll entgegen und reichte ihm fragend die Hand.

Caritius stand steif an der Türe und fing an, von seinem unglücklichen Duell zu erzählen.

Geyer bat ihn, Platz zu nehmen, und setzte sich ihm gegenüber. Das war eigentlich gegen das Programm. Warum aber sollte er sich nicht in den Sessel setzen? . . .

Caritius war zu Ende. Eine Bitte hatte er noch nicht ausgesprochen. Das war schwerer, als er geglaubt hatte. Es war da etwas in Geyers Blick, was ihm früher schon immer Respekt eingeflößt hatte; das war ihm auch jetzt im Wege.

Geyer ahnte schon, um was es sich handelte, und kam ihm entgegen. „Wenn ich dir in irgendeiner Weise behilflich sein kann, so bin ich gern bereit."

„Ich bitte um deinen Rat."

Geyer nickte zustimmend. „Der Plan will überlegt sein. So leicht wie damals wird es dir heute nicht gemacht. Wir müssen auf der Hut sein und wollen uns alle Möglichkeiten in Ruhe bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarre überlegen, nicht wahr?"

Caritius war einverstanden.

Es währte nicht lange, so tranken sie gemeinsam Kaffee wie gute Freunde, die einen Reiseplan entwerfen.

„Auf jeden Fall mußt du bis zum Abend bei mir bleiben. Hier vermutet man dich zuletzt. Gegen Mitternacht fahren wir dann durch das Saaletor — ich kenne die Wächter — auf Umwegen nach Apolda, wo du bei Tagesanbruch in die Postkutsche steigst. Hast du übrigens Geld?"

„Wohl nicht genügend." Caritius lächelte unbefangen.

„Ich kann aushelfen. Du wirst auch einige Schulden haben?“

„Ja . . . hier und da häng' ich mit Kleinigkeiten.“

„Auch Ehrenschulden?“

Caritius bejahte zögernd.

„Die müssen auf jeden Fall gedeckt werden. Ich werde es gleich nach deiner Abreise besorgen.“

Caritius reichte ihm dankend die Hand. „Geyer, du nimmst mir eine große Sorge ab.“

Geyer klopfte ihm die Schulter. „Sieh, Caritius, das ist der Unterschied zwischen einst und jetzt. Damals lebten wir in den Tag hinein und kannten keine Sorgen. Unsere Freundschaft äußerte sich darin, daß wir den Freudenbecher gemeinsam leerten. Jetzt zeigt uns das Leben die Kehrseite. Wollen wir da nicht versuchen, ihm zu trotzen, indem wir die Lasten gemeinsam tragen? Auch mir ist ein gut Teil zugedacht.“

Caritius dachte nur an das Geld, das er zu erwarten hatte, und an die Postkutsche und fragte, wie sich seine Reise dann weiter gestalten würde.

„Du fährst bis Halstein und erkundigst dich nach dem Dorf, wo der magnetische Schulmeister wohnt. Unter dem Namen ist er weit und breit bekannt. Er hat oft Patienten längere Zeit bei sich. Du wirst dir eine blaue Brille aufsetzen und vorläufig bei ihm bleiben. Dort wird kein Hahn nach dir krähen.“

Caritius erkundigte sich genauer nach dem Dorf und seiner Umgebung, und als er erfuhr, daß der Schulmeister mit einer alten Wirtschafterin allein hauste, war er bereit, dem Vorschlag zu folgen. Was weiter aus ihm werden würde, das kümmerte ihn vorläufig nicht . . .

Als Geyer zu Mittag gegessen hatte, kehrte er, mit Mundvorrat beladen, zu Caritius zurück und sagte: „Ich habe leider eine Verabredung, die ich nicht versäumen darf. Vielleicht kehre ich spät zurück. Verriegele die Tür und mach' es dir bequem. Auf keinen Fall darfst du öffnen, bevor ich anpoche. Sollten unvorhergesehene Ereignisse eintreten, so findest du in dieser Schublade Geld."

Er reichte ihm einen Schlüssel, verabschiedete sich und ging auf Umwegen zum Fuchsturm, wo schon zahlreiche Mitglieder des Jünglingsbundes aus ganz Deutschland versammelt waren.

Von Sprewitz und Hamann hielten begeisterte Reden, die jedoch auf Geyer nur geringen Eindruck machten. Ihm konnte es nicht entgehen, daß trotz aller Bemühungen keine feste Organisation zustande gekommen war. Wohl war ein Plan ausgearbeitet worden, der den Anwesenden mit vielen Phrasen unterbreitet wurde. Als Geyer ihn jedoch genauer prüfte, wollte ihm das Blut in den Adern schier erstarren. Ein entschlossener preußischer Offizier sollte die Mitglieder des Bundes am

Main verſammeln, angeblich, um den bedrängten Griechen zu Hilfe zu eilen. Er ſollte dann mit ſeinem Freikorps Süddeutſchland durchziehen, dort neue Kräfte anwerben und ſchließlich, wenn ihm genügend bewaffnete Truppen zur Verfügung ſtanden, die Revolution proklamieren...

Geyer wäre am liebſten gleich nach Jena zurückgekehrt. Vorher aber wollte er ſich genauer unterrichten. Zu dem Zweck wandte er ſich an Karl von Feuerbach, der die Schweiz durchwandert und dabei in Erfahrung gebracht hatte, daß ein Männerbund überhaupt nicht exiſtiere und alle Erzählungen von Arndt, Scharnhorſt und Blücher nur als Lockmittel erfunden worden ſeien.

Geyer war entrüſtet. Er meldete ſich zum Wort und hielt eine lange Rede, die mit den Worten ſchloß: „Ich bedauere, ein Opfer der Liſt unſerer Führer geworden zu ſein. Sie haben unwürdig gehandelt, indem ſie es nicht verſchmäht haben, zu unlauteren Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Das iſt unehrenhaft."

Von Sprewitz proteſtierte gegen den Vorwurf, deſſen er beſchuldigt wurde. Er habe im guten Glauben gehandelt und bedauere ſelbſt, daß ſeine Bemühungen um den Männerbund bislang erfolglos geblieben ſeien.

Geyer erklärte ſeinen Austritt aus dem Bunde und kehrte beſchämt nach Jena zurück.

In der Saalegasse begegnete ihm ein befreundeter Arzt, der von Fräulein Hartmann kam, die am Nervenfieber daniederlag. Auch wußte er, daß der verwundete Saxone im Wöllnitzer Gasthause untergebracht und sein Leben nicht gefährdet sei, daß aber die Namen der am Duell Beteiligten dem akademischen Senat bekannt und einige von ihnen bereits verhaftet seien.

Geyer machte noch Einkäufe, um Caritius für die Reise auszurüsten.

Als er in die Wohnung zurückkehrte, fand er sie leer. Auf dem Schreibtisch lag ein Brief, worin Caritius ihm mitteilte, daß es ihm unbehaglich geworden sei, als man wiederholt an die Tür gepocht und lange auf Antwort gewartet habe. Das Geld werde er ihm gelegentlich zurückerstatten.

Inzwischen war Caritius beim Schulmeister eingekehrt. Der freute sich über Geyers Grüße. Doch währte es einige Zeit, bis er den Zusammenhang erfaßt hatte. Dann hieß er den Gast willkommen.

Beim Abendbrot erzählte er, daß er auch schon in Jena gewesen sei, bei Fräulein Hartmann. „Kennen Sie Fräulein Hartmann?"

Der Student bejahte.

„Ich habe sie in schweren Tagen kennengelernt. Sie war nämlich die Braut meines Johannes, und den haben sie erstochen."

Caritius wurde die Lage höchſt ungemütlich, und er wußte nicht, wohin er den Blick wenden ſollte. Unruhig rückte er auf dem Stuhle hin und her, und ſeine Bewegungen verrieten Unbehagen und Verlegenheit.

Der Schulmeiſter aber legte ſeine Unruhe anders aus. Er glaubte, endlich einen Menſchen gefunden zu haben, der ſeinen Klagen Teilnahme entgegenbrachte, und fuhr leidenſchaftlich fort: „So was iſt entſetzlich, nicht wahr? Wiſſen Sie, Herr Caritius, die göttlichen Gebote lehren uns Nächſtenliebe und Vergebung, und ich glaubte, ich hätte dem Mörder verziehen. Wenn aber wie heute die alten Wunden wieder aufgeriſſen werden, dann packt einen doch die Wut. Man möchte den Sohn rächen und am liebſten mit Keulen dreinſchlagen. Aber man weiß nicht, wohin."

Er ballte die Fäuſte, um die Mundwinkel begann ein ſchmerzliches Zucken, und die Augen rollten unheimlich in den tiefen Höhlen. Dann fing er an zu ſchluchzen: „So lebe ich einſam in meinen alten Tagen, und niemand iſt da, der mir die Augen zudrücken wird. Und ich hatte ihn doch ſo lieb. Und niemals hat er einem Menſchen Böſes getan."

Caritius verſpürte ein Würgen im Halſe und ein Hämmern in allen Pulſen. Das, was er in dieſer Stunde erlebte, war ſelbſt für ſeine verſtockte Seele zuviel. Wenn Geyer ſich an ihm hätte rächen wollen, er hätte

ihn nicht beſſer treffen können als durch ſeine Empfehlung an den Schulmeiſter. Wie ein Schatten verſchwand alles, was er bislang erlebt hatte, gegen die Qualen dieſer Stunden. Er wagte es nicht, den jammernden Greis anzuſehen, und ſeine Augen irrten unſtet umher. Das Brot, das er aß, war ihm wie vergiftet, und mit Entſetzen ſah er dem kommenden Abend entgegen. Da ſaß der bedauernswürdige Greis verſunken und in hoffnungsloſes Grübeln vergraben vor ihm, ein Bild grenzenloſen Jammers . . .

Caritius ſchützte Müdigkeit vor und begab ſich zeitig zu Bett. Aber ſchlafen konnte er nicht. Das, was er in den letzten Tagen erlebt hatte, das ließ ihn nimmer zur Ruhe kommen. Er hörte den Alten in der Kammer nebenan ſchluchzen und endlich laut beten.

Dann lag das Schulhaus in tiefer Ruhe unter dunklen Linden. Der Student wälzte ſich gequält in ſeinem Bette herum. Er zählte die Schläge der Turmuhr, er horchte auf die Heimchen unten am Herde. Dann war es wieder Grabesſtille und ringsum rabenſchwarze Nacht.

Da packte ihn mit einem Male wieder die Angſt, die entſetzliche Angſt, die in ſeinem Blute wühlte, daß es ihm den Atem verſchlug und er nicht länger im Bette bleiben konnte. Er ſprang auf und zündete Licht an. Und die Angſt ſprang ihm in den Nacken und ſchlug ihn mit ſcharfen Krallen, daß er laut aufſchrie und nicht

wußte, wohin er ſich wenden ſollte. Sie zeigte ihm den unglücklichen Greis und den ſtöhnenden Kameraden in Wöllnitz. Sie wies mit blutigem Finger auf Schattenriß, Rapier, Band und Mütze des Erſchlagenen an der Wand, ſie zeigte auf die Kammer, die ihm gehörte, auf das Bett, worin er einſt geruht. Sie rollte unbarmherzig die verfloſſenen Jahre vor ihm auf, daß die ganze wüſte Vergangenheit klar und deutlich vor ihm lag wie ein aufgeſchlagenes Buch und ihn ein Ekel vor ſich ſelber überkam. Er ſah ſich auf dem Schoß der Mutter und hörte ihre Glockenſtimme, die ihm vom Heiland erzählte und ihn ermahnte, die Menſchen zu lieben, nur dann könne er auch Gott lieben. Sie führte ihn an das Sterbelager des Vaters, dem er verſprechen mußte, ein guter Menſch zu werden. Sie geleitete ihn in die Kirche, wo er eingeſegnet wurde und die Orgel erbrauſte. Er hörte deren Melodien, die Worte des Pfarrers, das Gelübde der Kinder.

Dann überſtürzten ſich plötzlich die Gedanken. Er traute ſeinen Sinnen nicht mehr, da ſie ihm Dinge vorzauberten, an deren Daſein er zweifelte. Ganz langſam, faſt taſtend, als traue er dem Boden unter den Füßen nicht mehr, näherte er ſich der Kommode, auf der er Gudruns Bild entdeckt hatte. Er ſtarrte es an mit brennenden Augen, und ſeine Knie waren wie gelähmt. Wie kam ihr Bild in dieſe Einſamkeit? Was

hatte ihn selbst in dieses Haus des Unglücks und des Jammers geführt? —

Endlich war er wieder im Bilde. Es kam Ordnung in das Chaos der Gedanken. Nun war er wieder ganz bei sich und seinem Schicksal, das die dürren Arme nach ihm ausstreckte, daß er in höchster Verzweiflung in der Kammer auf und ab lief. Hin und wieder aber blieb er stehen und horchte in die stille Nacht hinaus. Dann plötzlich streckte er den Kopf weit vor wie ein scheuer Vogel, der den Feind wittert, und faßte sich besinnend nach der Stirn. War es ein Traum? Wurde er wieder am Narrenseil herumgeführt? Deutlich hörte er die Orgel wieder, ganz leise ... Jetzt brauste sie schon stärker, immer mächtiger, klagender. Behutsam öffnete er die Tür. Klar und deutlich vernahm er die Akkorde, wie sie durch die Stille des Hauses hallten, Klagen, schwere, tränenreiche Klagen, die hinaufdrangen in seine verlassene Kammer.

In dem Hause konnte er nicht länger verweilen. Da gingen die Geister der Toten um.

Er kleidete sich an und eilte die Treppe hinab in den Garten. Durch das Fenster sah er den Schulmeister am Harmonium. Tränen rannen ihm in den weißen Bart.

Und Caritius verließ das Haus, worin er die schrecklichsten Stunden seines Lebens zugebracht hatte, und stürmte in die Nacht hinaus. Wohin ihn der Weg führte, danach fragte er nicht; er hatte nur einen Gedanken:

Fort aus dem unheimlichen Hauſe, wo die Schatten des Erſchlagenen umgingen . . .

Am Gutsteich von Geyerhorſt kam er wieder zur Beſinnung. Dort unten in der Tiefe wohnte die Befreiung. Aus der Tiefe herauf winkte die Erlöſung von allen Qualen. Liebe und Freundſchaft hatten ihn verraten, die einzigen Pfeiler des Guten, das in ihm ſchlummerte. Nun trug er ſchwer an ſeinem Leben, weil es leer geworden war. Und er wollte es wegwerfen wie eine leere Hülſe.

Da kam wieder die Angſt über ihn, jenes unbeſchreibliche Gefühl, das ihn mehr peinigte als der heftigſte körperliche Schmerz. Vor wem fürchtete er ſich denn noch? Er hatte die Bilanz ſeines Lebens gezogen, und ſo war er gegen alles Irdiſche gefeit. — Es war die Angſt vor dem Tode. Caritius war feige, war zu feige, die letzten Konſequenzen ſeines verpfuſchten Lebens zu ziehen.

Als ihm die Erkenntnis kam, ſtöhnte er laut auf, und der Ekel vor ihm ſelber ſtieg ihm wie ein ſchmutziges Waſſer bis an die Kehle. Denn nichts erniedrigte nach ſeinem Ermeſſen einen Mann in dem Maße, wie Feigheit es tat. Und er raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen und lief von dannen wie ein Hund, der ſich vor der Strafe des Herrn fürchtet.

23.

Gudrun hatte lange in Lebensgefahr geſchwebt; nun durfte ſie endlich wieder das Schlafzimmer verlaſſen. Das war für die ganze Familie ein Feſt, zu dem auch Betty eingeladen wurde.

Sie ſaßen zuſammen am Kaffeetiſch; die Fenſter nach dem Garten ſtanden weit offen, und die würzige Mailuft ſtrömte erfriſchend herein.

Betty ſtudierte ſorgfältig die Freundin, die augenſcheinlich durch irgend etwas beunruhigt wurde.

„Vielleicht war es doch noch verfrüht?“ meinte ſie fragend. „Gudrun, iſt dir nicht gut?“

Gudrun zwang ſich zu einem Lächeln.

Als Geyer eintrat, wurde ſie ruhiger. Er erzählte von den Korps, deren Zahl in den letzten Wochen ſo gewachſen war, daß ſie ſich ſchon gegenſeitig bekämpften, und von ſeinen Zukunftsplänen, ſich an einer andern Univerſität zu habilitieren.

Aufmerkſame Hörer aber fand er heute nicht. Sie waren in Gedanken mit Gudrun beſchäftigt, die den

Kopf in die Kiſſen vergraben hatte und in tiefes Nachdenken verſunken war.

Gegen Abend überraſchte ſie der Schulmeiſter durch ſeinen Beſuch. Er ſah verwildert aus. Bart und Haupthaar waren ſchneeweiß geworden und ungepflegt, und die glaſigen Augen wanderten unruhig umher.

Er blieb ſcheu an der Tür ſtehen und ſtieß verlegen haſtig hervor: „Die Damen werden entſchuldigen, wenn ich ſtöre. Ich komme nur, um mich für das geſchmückte Grab und den Kranz zu bedanken. Sie wiſſen vielleicht nicht, wie es einem alten, einſamen Manne zumute iſt, wenn er ſieht, daß man ſeines einzigen Sohnes in Liebe gedenkt. Möge der gütige Gott es Ihnen vergelten!"

Er wankte auf Frau Hartmann zu und reichte ihr unbeholfen die Hand.

Die aber wehrte ab: „Herr Detto, der Dank gebührt uns nicht, obſchon wir Ihres Sohnes oft gedacht haben."

„Nicht? — So." Sinnend blieb er ſtehen. Dann reichte er Gudrun die Hand. „Ihnen muß ich danken, nicht wahr, Fräulein Gudrun?"

Gudrun nickte. „Es iſt ja ſein Todestag."

Geyer verſuchte, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, und fragte den Schulmeiſter nach ſeiner Heilkunſt.

„Ich habe es aufgegeben. Sie ſehen ja, wie alt ich

werde. Ich lebe nur noch meinen Bienen. Neulich war auch Ihr Vater bei mir," wandte er sich an Betty, „um sich die Bienen anzusehen. Alle schaffen sie sich jetzt Bienen an. Selbst die Frauenzimmer fangen schon damit an. Jüngst habe ich sogar Fräulein Pleß Anleitung in der Bienenzucht geben müssen . . ."

„Wer ist Fräulein Pleß?"

„Das ist die Tochter unseres Herrn Oberförsters, nicht wahr, Herr Geyer? Sie kennen sie ja. Seitdem Sie nicht mehr in die Heimat kommen, ist das Mädel rein des Teufels und jagt ihre Fuchsstute über die Felder, daß die Schollen fliegen. Im Walde ist kein Vogel vor ihrer Büchse sicher, und der Herr Oberförster hat seine Freude an dem Wildfang."

Geyer wurde die Unterhaltung unangenehm, und er versuchte, sie in andere Bahnen zu lenken. Er erzählte von den neuen Bildern, die Disteli an die Karzerwände gemalt hatte, vom „Raub der Sabinerinnen" und „Marius auf den Trümmern von Karthago", die Aufsehen erregten, weil sie Jenaer Damen und Herren verewigten.

„Ja, die Studenten," meinte nachdenklich der Schulmeister, „es sind seltsame Menschen. Kommt da eines Abends einer zu mir und bittet mich um Obdach. Ich seh' ihn mir mal ein bißchen genauer an; so ganz gefallen wollt' er mir eigentlich nicht. Weil er aber

Empfehlungen von Herrn Geyer brachte, sagte ich ihm, er könne bei mir bleiben, solange es ihm bei mir gefiele. — Wir sitzen abends gemütlich beisammen. Ich erzähl' ihm noch von meinem Sohn und von Ihnen, Fräulein Gudrun, weil ich Sie doch auch in Jena kennengelernt habe. Er ist still und sagt kein Wort. Auch ein bißchen blaß hat er ausgesehen. Früh schon geht er zu Bett — und am nächsten Morgen ist er mit Sack und Pack verschwunden und mit ihm ein Bild von Ihnen, Fräulein Gudrun, das in Johannes' Kammer auf der Kommode stand . . ."

Gudrun hatte sich weit vorgebeugt und sah mit starrem Blick den Schulmeister an. „Wie hieß der Student, Herr Detto?"

Geyer war der Erzählung besorgt gefolgt und versuchte, mit einem gefährlichen Blick dem Schulmeister den Mund zu schließen, jedoch vergeblich. Da stand er auf und legte seine Rechte schwer auf des Schulmeisters Arm. „Herr Detto — — —"

„Gleich, Herr Geyer." Er legte den Finger nachdenklich an die Stirn. „Caritius, glaube ich — ja, Caritius."

Gudrun stieß einen leichten Schrei aus. „Mein Gott, wie entsetzlich!" Dann überfiel sie ein Schüttelfrost. Die Frauen geleiteten sie ins Schlafgemach und bemühten sich lange um sie . . .

Nach dem Abendbrot begleitete Geyer Betty nach Hause. Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander. Dann meinte Betty mit leiser Stimme: „Gudrun weiß mehr als ich, nicht wahr, Herr Geyer?“

„Ja.“

„Wie grausam das Leben doch zuweilen sein kann! Manchmal allerdings trifft die Schuld uns selbst. Wie konnten Sie Caritius nur dem Herrn Detto empfehlen?“

Geyer fühlte sich schuldig und versuchte, seinen Mißgriff zu erklären. „Ich hatte mich in meiner Einsamkeit, als alle mich verlassen, nach ihm gesehnt. Ich sah, wie er tiefer und tiefer sank, und wartete auf ihn, da ich noch an seine Rettung glaubte. Auf einmal steht er vor mir, als Bittender sogar. Da habe ich in meiner übergroßen Freude den Mißgriff getan, den ich erst einsah, als ich am Abend heimkehrte. Da war es zu spät.“

Beide schwiegen. Betty dachte an die arme Freundin, Geyer an die schweren Stunden, die damals seiner Erkenntnis gefolgt waren, als er wieder allein in seiner Wohnung war ohne den Freund, den er zu sich emporziehen wollte.

„Die arme Gudrun,“ sagte Betty, „jetzt wird sie wieder auf unabsehbare Zeit ans Krankenlager gefesselt. Ihre Genesung war zugleich die meine, und der heutige Tag wird noch lange schwer auf mir lasten.“

Vor dem Rathauſe ſtand Brunotte und zeigte ſeiner jungen Frau lachend den Affen in der Turmuhr, der nach dem Apfel ſchnappte.

Geyer ſchlug anſcheinend zufällig einen anderen Weg ein. Aber Betty hatte die beiden ſchon erkannt.

Als ſich Geyer an ihrer Wohnung verabſchieden wollte, ſagte Betty mit gedrückter Stimme: „Herr Geyer, würden Sie mir eine ſonderbare Bitte erfüllen?“

„Recht gerne.“

„Auch dann, wenn ich Ihnen im voraus ſage, daß meine Bitte Sie ſehr befremden wird?“

„Ganz gewiß, Fräulein Fries.“

„Dann begleiten Sie mich bitte in meine Wohnung.“

Sie ſaßen in der großen Stube, Betty ſehr aufgeregt, Geyer in Erwartung deſſen, was da kommen ſollte. Über dem Hauſe lagerte tiefſte Ruhe, in der Stube eine ſchwüle Stille wie vor einem ſchweren Gewitter. Sie legte ſich den beiden Menſchen auf die Bruſt und nahm ihnen den Atem. Keiner vermochte, das Schweigen zu brechen.

Endlich riß ſie die feſt verſchloſſene Tür ihrer Seele auf. „Herr Geyer, Sie haben meinem Vater in Stunden der Not großen Edelmut erwieſen. Bringen Sie ſeiner Tochter in den Stunden größter Trübſal Vertrauen entgegen, und beantworten Sie mir bitte eine Frage: Hat Herr Brunotte mich je geliebt?“

Wieder lag tiefe Stille in der Stube. Man hörte nur das Summen einer Fliege an der Fensterscheibe, und die alte Uhr tickte dazu, als ginge sie das alles gar nichts an. Die beiden waren äußerlich die verkörperte Ruhe. Und doch, wie sich die Gedanken jagten! Wie einer den andern zu ergründen versuchte!

Geyer aber wußte nicht, wo die Freundin hinaus wollte, und schwieg beharrlich. Denn auch ihm erschien die Frage seltsam.

„Bitte, Herr Geyer!" Sie hatte sich unwillkürlich vorgebeugt und suchte mit angsterfülltem Blick seine Augen, die er gesenkt hielt.

In ihm aber wallte ein heißes Gefühl des Mitleids auf mit dem Mädchen, dem das Schicksal so übel mitgespielt hatte. Und er nahm seine ganze Kraft zusammen, hob die Augen zu ihr empor und entgegnete: „Ja — ursprünglich wohl!"

„Können Sie das begründen?"

„Wenn Brunotte Sie nicht geliebt hätte, so wäre er nicht plötzlich nach Jena übergesiedelt, da ihm der Abschied von Fräulein Winter schwer werden mußte. Nur durch den Einfluß Ihrer Persönlichkeit wurde er zum plötzlichen Entschluß gedrängt."

„Und später?"

„Hat der Einfluß des Philosophen Fries eine Rolle gespielt."

Betty nickte zustimmend, atmete tief auf und fuhr erleichtert fort: „Schließlich ist er feige geworden. Damit habe ich mich abgefunden. Wenn ihn aber der Einfluß des Vaters von vornherein nach Jena gelockt und ihn veranlaßt hätte, um meine Liebe zu werben, so hätte sich Herr Brunotte einer ganz gewöhnlichen Gesinnung schuldig gemacht und in frivoler Weise mit mir gespielt. Der Gedanke hat mich Tag und Nacht verfolgt. Ich fühlte mich erniedrigt in der Annahme, daß ich ihm von vornherein nur Mittel zum Zwecke gewesen sei. Seit Monaten suche ich eine Seele, die mir zur Klarheit verhelfen sollte, und hatte niemand als Gudrun, die ich nicht fragen durfte. All das Unglück, das über mich hereingebrochen ist, trat zurück hinter den einen quälenden Gedanken. Unter den Umständen werden Sie es verstehen, wie ich es wagen konnte, mit einer solch seltsamen Bitte zu Ihnen zu kommen. Ihre Antwort hat mir das Herz erleichtert. Ich danke Ihnen und bitte Sie um Verzeihung, falls ich Ihnen mit meinem Anliegen Unannehmlichkeiten bereitet haben sollte."

Sie reichte ihm die Hand. Und Geyer verabschiedete sich, unendlich beglückt in dem Gedanken, daß Betty ihn eines solchen Vertrauens gewürdigt hatte.

24.

Gudruns Befinden hatte ſich wider Erwarten ſchnell gebeſſert, ſo daß Betty ſie ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder in ihrer Wohnung erwarten durfte. Sie holte aus dem Garten einen Strauß Blumen und rückte in freudiger Erwartung Taſſen und Stühle noch einmal zurecht. Dann ſetzte ſie ſich ans Klavier und ſang ein Lied. Wie lange hatte ſie nicht mehr geſungen! Es waren recht traurige Zeiten, die hinter ihr lagen. Nun ſchien das Glück ihr wieder lächeln zu wollen. Bald ſollte auch der Vater zurückkehren. So konnte ſie endlich wieder ein fröhliches Johannisfeſt feiern.

Draußen hielt eine Droſchke. Gudrun ſtieg aus; die Krankheit hatte deutliche Spuren hinterlaſſen. Es lag etwas Fremdes auf ihrem Antlitz, da die Wangen eingefallen und die Augen erloſchen waren. Es war in ihnen ein entſagender, weltfremder, nach innen ſchauender Blick.

Betty eilte ihr entgegen, umarmte und küßte ſie und führte ſie in die Stube. Sie war fröhlich und guter

Dinge. Der Freundin aber vermochte sie kein Lächeln abzugewinnen.

Dagegen übertrug sich Bettys heitere Stimmung auf Geyer.

„Das bringt das Johannisfest mit sich", meinte sie neckisch.

„Ich glaubte, der Brief Ihres Vaters sei die Veranlassung."

„Und Gudruns Genesung. Alles kommt auf einmal. Wie früher vom Unglück, so werden wir jetzt vom Glück verfolgt."

Nach dem Kaffee setzten sie sich in die Laube. In der Ölmühle sangen die Studenten. Da wurde Gudrun nachdenklich und schweigsam.

Gegen Abend begleiteten Betty und Geyer sie heim.

„Ich hätte sie gern mal lachend gesehen", meinte Betty, als sie mit Geyer den Heimweg antrat.

„Wir müssen Geduld haben. Vorläufig freut es mich, daß Sie wieder lachen können."

„Ich könnte heute jauchzen. Ich möchte auf die Berge und noch einmal durch das Feuer springen wie vor Jahren."

Geyer sah sie lächelnd an. „Dem steht eigentlich nichts im Wege."

„Sie haben recht. Warum sollen wir uns nicht die Johannisfeuer ansehen?"

Sie gingen zum Forſt hinauf und fanden oben ein Gewimmel von Menſchen. Studenten hockten auf Bierfäſſern und ſtimmten luſtige Lieder an. Handwerksburſchen ſangen zur Laute.

Mit einem Male flammte es am Fuchsturm hell auf. Auch die Leuchtenburg erglänzte in einem Lichtmeer. Ihr folgte die Kunitzburg. Dann züngelten auf dem Landgrafen die Flammen empor, und auf dem Jenzig verbreitete ſich eine rote Glut, die heller und heller wurde, bis die Flammen hoch aufloderten und die Funken zum Himmel ſtoben. Um die Feuer huſchten dunkle Geſtalten wie kleine Teufel, die Feuerbrände ergriffen und ſie im Kreiſe ſchwenkten. Andere führten den Flammen neue Nahrung zu. Teer- und Pechfäſſer ſchwebten auf hohen Stangen und ſandten ſchwelende Lohe zum Heer der Sterne empor. Die Füchſe ſprangen übermütig durch die Flammen, voran der Fuchsmajor. Ihrem Beiſpiel folgten die älteren Semeſter. Dazu wurde geſungen: „Aus Feuer ward der Geiſt geſchaffen...“ Überall ertönte luſtige Muſik, überall ſah man fröhliche Menſchen.

Betty wandte ſich, vom Licht geblendet, ab und ließ ihr Auge erinnerungsſchwer von einem Gipfel zum andern wandern. „Wie ſchön das iſt!“

„Und das alles muß ich nun bald auf immer verlaſſen.“

„Sie kommen doch wieder, Herr Geyer?"

„Was berechtigt Sie zu der Annahme?"

„Ohne Jena können Sie nicht leben. Das haben Sie damals auf der Wartburg verraten."

Geyer wurde sehr ernst. „Es war wohl nicht allein Jena, was mich Heidelberg verlassen hieß."

„Nicht?" Sie sah ihn mit ihren Eidechsenäuglein fragend an. „Mich hat Ihr plötzlicher Entschluß damals amüsiert."

„Und ich mußte ihn bitter bereuen."

Obwohl Geyer ruhig sprach, hatte Betty doch das Gefühl, daß in ihm alles in furchtbarem Kampfe, in Unruhe und Qual wogte. Sie folgerte daraus, daß ihm der Abschied von Jena schwer sein mußte, und fragte, indem sie die Worte lang hinzog, als könne sie es nicht begreifen: „Aber warum denn?"

„Das will ich Ihnen offen sagen: Weil ich in Jena nicht das fand, was ich suchte. Wenn man einen großen Wunsch hat, der so groß ist, daß alles andere gegen ihn zurücktritt, und wenn man seine ganze Kraft einsetzt, um diesen einen Wunsch in Erfüllung zu bringen, und sich schließlich doch enttäuscht sieht . . ."

„Dann, Herr Geyer, sind Sie kein Philosoph. Der Philosoph kennt keine Enttäuschungen. Ihm sind alle Dinge so nichtig, er kennt ihre Unbeständigkeit so genau, daß er zu jeder Zeit auf alles gefaßt ist."

„So haben Sie niemals einen großen Wunsch gehabt, der alle anderen verdunkelt wie die Johannisfeuer die Sterne? Dann sind Ihnen auch des Lebens Höhepunkte unbekannt."

„Meine Wünsche sind erfüllt: Gudruns Genesung und des Vaters Heimkehr. Im übrigen bin ich ja auch kein Philosoph."

Geyer sah sie betroffen an und entgegnete maßlos erstaunt: „So würden Sie zur großen Zahl derer gehören, die glücklich sind, weil in ihrem Herzen alles schön geordnet und klar ist? Und Ihre Tage würden gleichmäßig dahinfließen, ohne Fürchten, ohne Hoffen?"

„Vorläufig — ja. Ich kann mich endlich wieder der Gegenwart freuen und bin zufrieden, wenn nicht neues Unglück auf mich lauert. Der Reiz des Lebens besteht im leichten Wechsel von Licht und Schatten. Ich habe niemals etwas Besonderes vom Leben erwartet. Je weniger man erwartet, desto geringer sind die Enttäuschungen. Große Wünsche flammen wie die Johannisfeuer plötzlich auf und lassen nur ein Häuflein Asche zurück. Das sanfte Licht der Sterne aber strahlt von Ewigkeit zu Ewigkeit. So wird es auch Ihnen ergehen, Herr Geyer. — Im übrigen feiern wir ja Johannis. Da können Sie sich wünschen, was Sie wollen. Die guten Geister, die heute allerorten umherhuschen, wer-

den dafür ſorgen, daß Ihre Wünſche in Erfüllung gehen."

Geyer war an einem toten Punkte angelangt. Vorläufig wußte er nicht, wie er ihn überwinden ſollte. Ob Betty ihn denn nicht verſtehen wollte? Es wurde ihm ſchwer, das noch deutlicher zum Ausdruck zu bringen, was ihn bewegte, obſchon ihm die Gelegenheit dazu günſtig deuchte. Vielleicht trug er etwas in ihr Daſein hinein, was ſie ſelber gar nicht empfand.

Stumm ſchritt er neben ihr einher, blieb dann unter einem Holunderbuſch ſtehen, ergriff ihre Hand und ſah ſie gequält lange an. Es zuckte und zitterte in jedem Fältchen ſeines Geſichts.

„Fräulein Fries — ob von meiner großen Hoffnung nur ein Häuflein Aſche übrigbleiben oder ob der eine große Wunſch heute noch in Erfüllung gehen wird, darüber entſcheiden nicht mehr die guten Geiſter — darüber haben nur Sie zu entſcheiden."

Bettys Antlitz war mit einem Male wie umgewandelt, ein Bild des Staunens. Wie war es nur möglich, daß er mit einer Frage von ſolch außergewöhnlicher Bedeutung ſo unvermittelt an ſie herantrat, ſo unvermittelt, daß ſie den neuen Gedanken nicht einmal einzureihen vermochte und keine Worte fand, die ſchmerzlichen Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, die ſie in dieſem Augenblick beſeelten. Sie, die ſich ſonſt allen Lagen ge-

wachſen zeigte, ſtand auf einmal rat- und hilflos vor ihm, da es galt, die große Frage zu beantworten, die für ſie zur Lebensfrage werden mußte.

Sie wußte vorläufig nicht, was ſie ihm antworten ſollte, da in ihrem Innern alles in Aufruhr und Bewegung war. So ſenkte ſie den Blick zu Boden und entzog ihm leiſe die Hand . . .

Nach einer Weile unterbrach ſie ſtockend das peinliche Schweigen. Es war auffallend, wie ſchwer ſich die Worte von ihren Lippen rangen. „Herr Geyer... Sie überraſchen mich . . . Ich hatte Ihre vorigen Andeutungen nicht verſtanden. Die Empfindungen, die Sie bei mir vorausſetzen, haben mich nach all dem Schrecklichen, das in den letzten Monaten auf mich eingeſtürmt iſt, nicht einmal geſtreift, obſchon Ihre Nähe ſtets das Gefühl der Beruhigung und des Geborgenſeins in mir weckte. Erſt jetzt verſteh' ich das, was Sie mir vorhin ſagen wollten. Daraus mögen Sie erſehen, wie fern mir dergleichen Gedanken waren. Herr Geyer, ich möchte in der Stimmung, die mich augenblicklich beſeelt, und in dem Drange der Gefühle, die Ihre letzten Worte in mir ausgelöſt haben, nicht eine Entſcheidung treffen, die zwei Menſchen, die einander viel geweſen ſind, zum verhängnisvollen Schickſal werden könnte."

Sie ſtreckte ihm kameradſchaftlich beide Hände ent-

gegen und ergänzte, überwältigt von den Ereignissen des Augenblicks, tief bewegt: „Herr Geyer, Sie sind mein Freund! — Wenn ich Ihnen in Zukunft mehr sein kann als eine Freundin, so werde ich Sie morgen zu mir bitten . . .“

Geyer war allein. In seinem Hirn wirbelten die Gedanken durcheinander wie welke Blätter im Novembersturm. Vergeblich bemühte er sich, in aller Ruhe sorgfältig das Für und Wider abzuwägen, das für ihn in Betracht kommen konnte. Wie gern hätte er einen Blick in die Zukunft geworfen! Aber noch ruhte sein Los in der Schicksalsurne. Und er mußte sich gedulden, mußte warten eine lange, bange Nacht. Dann würde die Schicksalsuhr zum dröhnenden Schlage ausholen und sich endlich entscheiden, ob er viele Jahre hindurch vergeblich geharrt hatte.

Wie kam er am leichtesten über diese Stunden der Qual hinweg?

Er suchte Zerstreuung und lenkte seine Schritte durch die Gassen, in denen das Leben noch wogte wie die vom Sturm gepeitschte See.

Als er an seiner Wohnung vorüberging, sah er sein Fenster erleuchtet. —

Zu seinem nicht geringen Erstaunen fand er Hildebrandt an seinem Schreibtisch. Der begrüßte ihn als Bundesbruder.

Geyer mußte sich eine Weile besinnen, bevor er sich zurechtgefunden hatte. Dann sagte er bitter: „Ich habe mein Verhältnis zum Jünglingsbunde gelöst."

„Ich weiß es; darum eben komme ich. Ich habe auch von Caritius' Schicksal gehört und vermute, daß Gudrun jetzt frei ist. Doch ist es mir ein drückendes Gefühl, um ihre Liebe zu werben, solange ich ein Geheimnis vor ihr habe. Sie soll in die verborgensten Falten meines Herzens hineinsehen wie in einen durchsichtigen Kristall. Ich kann das Mädchen nicht vergessen. Und doch fühle ich mich durch den Eid gebunden. Zeig' mir einen Ausweg!"

Die Worte trafen Geyer wie Peitschenhiebe. Hildebrandt hatte seine Gedanken von neuem aufgerüttelt und ihn in dieser Stunde an Dinge erinnert, die auch er mit in Rechnung stellen mußte. Zunächst aber mußte er auf des Freundes Fragen näher eingehen; denn der wartete voller Ungeduld. Und er zwang sein pochendes Herz zur Ruhe, sah dem Freund überrascht in die fiebernden Augen und entgegnete zurechtweisend: „Bester Hildebrandt, bist du ein Narr! Weißt du denn, ob Gudrun deine Liebe überhaupt erwidern wird?"

„Wenn mich nicht alles täuscht, so hat sie mich damals schon geliebt, als Caritius noch um ihre Gunst buhlte. Wenn ich nur wüßte, ob er wiederkehrt!"

„Er wird dir nicht mehr hinderlich sein, da er auf

dem Wege nach Griechenland ist, um als Philhellene gegen die Türken zu kämpfen."

„Caritius?"

„Er wurde vom Unglück verfolgt, kam nach Heidelberg, wo er bei seinen Freunden Zuflucht suchte. Die ‚Curonia' aber war suspendiert. So floh Caritius weiter nach Stuttgart, wo er von einem Mitgliede des Griechenvereins aufgefordert wurde, sich an dem Freiheitskampf gegen die Türken zu beteiligen. Er folgte der Aufforderung in der Annahme, daß es ihm dadurch ermöglicht werde, den Häschern zu entrinnen."

„Er soll in letzter Zeit wüst gelebt haben!"

„Seine ungeordneten Verhältnisse haben ihn veranlaßt, die Heimat dauernd zu verlassen. Vor einigen Wochen habe ich ihm Geld geschickt und befürchte, daß es der letzte Dienst ist, den ich ihm erweisen kann, da er den Anstrengungen und Entbehrungen nicht gewachsen ist, denen er drüben ausgesetzt sein wird."

Die Erinnerung an den einstigen Freund hatte Geyer wehmütig gestimmt, und er schwieg.

Indes nahm Hildebrandt den verlorenen Faden wieder auf. „Dann wäre von der Seite nichts mehr zu befürchten."

Geyer warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. „Hildebrandt, wie denkst du dir eigentlich solch ein Mädchenherz? — Ihren Verlobten verliert sie im Duell.

Tag und Nacht hat sie um ihn getrauert. Jahrelang hat sie sich von der Welt zurückgezogen und nur der Erinnerung gelebt. Da führt das Schicksal ausgerechnet Caritius in ihre Einsamkeit. Und sie liebt ihn mit einer Glut, wie sie Mädchen eigen ist, die sich lange in ihr Innerstes zurückgezogen haben. Durch die Macht der Verhältnisse wird sie gezwungen, auch dieser Liebe zu entsagen. Noch sind die Wunden nicht vernarbt, da kommst du und verlangst, daß sie alles vergessen und dir zujubeln soll."

Hildebrandt wehrte ab. „Nein, Geyer, so ist das nicht gemeint. Befürchte nicht, daß ich mit der Tür ins Haus hineinfalle. Gudruns Onkel, ein benachbarter Kollege, hat mir Empfehlungen an seine Schwester mitgegeben. Bei der Gelegenheit hoffe ich, auch die Tochter zu sehen. Alles andere wird sich dann schließlich schon von selbst entwickeln. Ich komme auch nicht mit leeren Händen, Geyer; ich habe eine sehr gute Praxis."

Geyers Lippen umspielte ein spöttisches Lächeln. „Ich hoffe, daß du deine Patienten besser kennst als die edle Gudrun. Die wird den Teufel fragen, ob der Mann, der um sie wirbt, eine gute Praxis hat. Sie folgt dem, dem sie ihre Liebe schenkt, zur Not in die Wüste, selbst dann, wenn er tausend Lastern frönt. Du hast meinen Rat erbeten, du sollst ihn haben. Meide

Gudrun! Damit erſparſt du dir und ihr viel Aufregung. Zweimal iſt Gudrun der Spielball des Schickſals geworden. Sie hat Caritius geliebt, bis ſie das Blut ihres erſten Verlobten an ſeinen Händen entdeckte. Da mußte ſie ſich von dem abwenden, dem ihr ganzes Tun und Denken galt. Der Widerſpruch ihrer Neigungen brachte ſie an des Grabes Rand. Endlich hat ſie ſich zur Klarheit durchgerungen und ergießt nun den Reichtum ihrer Gefühle in das Grab ihrer erſten Liebe. Ihm gehört ihr Herz. Kein Morgen vergeht, an dem ſie nicht zu ſeinem Grabe pilgert. Ihm zu Ehren wandelt ſie in Trauer ihr Lebtag. Um ſich ſeiner würdig zu erweiſen, meidet ſie alle Geſellſchaften und Luſtbarkeiten. Wie die Edeltanne die Laſt ſtolz auf ungebeugten Zweigen trägt, ſo Gudrun ihr Leid. Die Studenten wiſſen es. Und wenn ſie über den Stein ſchreitet, dann gehen ſie ihr ehrerbietig aus dem Wege. Alle entbieten ihr den Gruß, ſelbſt die, welche weiter nichts von ihr kennen als ihr Schickſal, das ſo arg mit ihr geſpielt hat. Die Studenten verehren in dem ſchönen Mädchen die verkörperte Treue. Folg' ihrem Beiſpiel!"

Hildebrandt war Geyers Worten mit Spannung gefolgt. Was er jedoch hörte, das war wenig ermutigend. Trotzdem wollte er die Flinte noch nicht ins Korn werfen. „Wenn ich ihr aber ſage, daß ich ohne ſie nicht leben kann . . ."

„Sag' ſolchen Unſinn lieber nicht. Ich kenne Gudrun und weiß, daß du keine Erfolge damit haben wirſt."

Hildebrandts Stirn umwölkte ſich mehr und mehr. „Geyer, erinnerſt du dich der Stunde, da wir ſo wie jetzt einander gegenüberſaßen und ähnliche Gedanken uns bewegten? Damals waren es die Nebenbuhler, die uns zur Entſagung zwangen. Heute ſind beide überwunden. Und da ſollen wir die Segel ſtreichen? — Geyer, du kannſt mich nicht verſtehen, da du einer großen Liebe unfähig biſt, einer Liebe, die den ganzen Menſchen erfaßt und ihn nimmer zur Ruhe kommen läßt, die alle Bedenken hinwegbläſt wie der Wind einen Fetzen Papier, das ihm den Weg verſperren will."

„So? — Was berechtigt dich zu der Annahme?"

„Dein Verhalten zu Fräulein Fries. Sie iſt frei, und wenn du die eine, die große Liebe damals verſpürt hätteſt, ſo hätte die Zeit ſie nicht verblaſſen dürfen. Dann würdeſt du auch meine Sehnſucht verſtehen und mir einen wohlwollenden Rat geben."

„Meinſt du?"

Er begleitete Hildebrandt ins Gaſthaus. Dann war er wieder allein.

Die Gaſſen waren von Lärm angefüllt, in den Schenken wurde gezecht und geſungen. In den erleuchteten Lauben und auf dem Marktplatz ſaßen ſie bei der Johannisbowle, Studenten und Philiſter.

Geyer ging an der Saale entlang. Aus der Ferne kamen die verlorenen Töne einer Ziehharmonika an sein Ohr. Auf den Bergen zuckte hin und wieder, wenn der Wind sich regte, die rote Glut unter der Asche. Aus den Gärten strömten Nelken- und Resedaduft in schweren, schwülen Wolken herüber . . .

Vor Bettys Haus blieb Geyer stehen. Es lag in tiefes Dunkel gehüllt. Nur das Fenster ihrer Kammer war matt erleuchtet. Geyer sah das Licht der Ampel durch die Blätter der Linde schimmern, in denen der Abendwind leise sein Schlummerlied sang. Dort rollten jetzt die Würfel, die über sein Lebensschicksal entschieden. Er horchte zu ihrem Fenster hinauf. Aber nichts war vernehmbar als die Tanzmusik in der Ölmühle.

Mit einem leichten Seufzer setzte er sich auf die Bank unter der Linde, wo ein wunderbarer Friede ihn umfing. Der Nachtwind strich mit zarten, tastenden Fingern um das Lindenhäuschen, und die Sterne wandelten durch die schwüle Johannisnacht.

Geyer versank in tiefes Grübeln . . .

Hildebrandts Worte lasteten schwer auf seiner Seele.

Während es Betty für ihre Pflicht hielt, strenge mit sich ins Gericht zu gehen und zu prüfen, ob sie würdig sei, seine Lebensgefährtin zu werden, trug er ein Geheimnis mit sich herum, das er nicht verraten durfte. Und doch erschien es ihm schrecklich, mit dem Geheimnis

auf dem Herzen ihr die Hand zu reichen fürs Leben. Freilich, das Verhältnis zum Jünglingsbunde hatte er längst gelöst, und doch mußte er das Geheimnis mit sich herumschleppen. Das konnte er nicht zurückgeben. Niemals hatte er jene schwache Stunde so bereut wie am heutigen Tage. Offenheit war ein Grundzug seines Wesens. Und er, der nie eine Maske getragen hatte, mußte, wenn er ihr morgen Treue gelobte, an den Schwur denken, den er nie verraten durfte. Der würde sich wie Meltau auf ihren Bund legen und die schönsten Stunden trüben. Auch dem Hofrat gegenüber, der in einigen Tagen zurückkehren mußte, fühlte er sich schuldig. Der hatte ihn stets in alle Geheimnisse eingeweiht, als die Verhandlungen gegen ihn noch schwebten, hatte ihm wie einem Freunde Vertrauen entgegengebracht. Und er erwiderte mit Mißtrauen . . .

Das Licht in der Kammer wurde ausgelöscht. Behutsam tasteten zwei blanke Arme durch die zurückgezogenen Vorhänge. Geyer sah noch, wie das Fenster hochgeschoben wurde. Dann lag tiefste Ruhe über dem Häuschen unter den rauschenden Linden.

Gedankenvoll erhob sich Geyer. Müde kehrte er heim durch die Gassen, in denen das Leben allmählich erlosch. Hier und da zogen noch einige Musensöhne singend umher, und am verschwiegenen Fenster flüsterte der Bursch mit seinem Mädchen.

Geyer ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſtützte den Kopf in die Hand. So ſaß er lange Zeit, hoffend, zweifelnd, bangend . . .

Die Sonne ſandte ihre erſten Strahlen über die Kernberge, als er ſich endlich zu Bette legte. Aber den erquickenden Schlaf fand er nicht. Noch einmal ließ er ſein bewegtes Leben an ſeinem Geiſte vorüberziehen und verweilte lange bei ſeinem letzten Erlebnis, gegen das alle andern verblaßten. Darüber fiel er in Halbſchlummer. Wiederholt ſtand er auf, weil er den Briefträger auf der Treppe glaubte. Aber ſtets erwies es ſich als Täuſchung. Statt ſeiner kam Hildebrandt.

Er fand Geyer zerſtreut und meinte ſcherzend, er habe das Johannisfeſt wohl noch nicht überwunden.

Als er die Unterhaltung vom vergangenen Abend fortſetzen wollte, ſchlug Geyer einen Spaziergang nach Zwätzen vor. So glaubte er, am leichteſten über die Stunden des Zweifels hinwegzukommen.

Im „Paradieſe“ begegnete ihnen Gudrun. Sie wandelte einſam durch die Frühlingspracht, das Haupt geſenkt, als wäre das alles für ſie nicht da. Geyer grüßte. Da hob ſie ihren Blick zu ihm empor und lächelte ihn an — ſo eigenartig und geheimnisvoll, mit Augen, aus denen ihre ganze Seele leuchtete.

Geyer überkam ein wohliges Behagen, als er ihre ſtrahlenden Augen ſah. Was hatte dieſes feine Lächeln

zu bedeuten, das erſte, das er ſeit ihrer Erkrankung in ihren Augen geſehen? Und woher kam ſie ſo früh? Der Weg führte nicht zum Friedhof.

Hildebrandt war überraſcht. „Geyer, die ſieht aber ganz anders aus . . .“

„Es war ihr erſtes Lächeln; glaub' es mir!“

„Und ſchön war ſie.“

Geyer nickte.

„Ich werde doch zu ihr gehen. Ich muß ſie ſprechen.“

Geyer achtete kaum auf ſeine Worte. Seine Gedanken waren immer noch bei der lächelnden Gudrun.

In Zwätzen wurde gepaukt. Die beiden kümmerten ſich nicht darum. Sie ſaßen vor ihrem Birkenmaier, und jeder dachte an die nächſten Stunden, in denen ihr Schickſal entſchieden wurde.

Gegen Mittag kehrten ſie in Geyers Wohnung zurück, wo er vergeblich nach dem erſehnten Brief ſuchte.

Da vermochte er die quälenden Zweifel nicht länger zu ertragen. Er verabſchiedete ſich von Hildebrandt und eilte zu Bettys Wohnung.

Das Mädchen führte ihn in das Studierzimmer des Hofrats. Betty ſaß im Morgenkleide am Schreibtiſch, erhob ſich und ging ihm langſam entgegen. Auf ihrem bleichen Antlitz lag tiefer Ernſt.

„Unſere Verabredung, Herr Geyer?“ Ihre Stimme zitterte, und auch ihre Haltung verriet heftige Erregung.

„Gudrun hat mich angelächelt. Das ſagt mir mehr als ein langer Brief aus Ihrer Feder."

Da ſchlug Betty die Augen zu ihm auf und ſah mit inniger Teilnahme, wie bleich er war. Ein ſeliges Lächeln glitt über ihr feines Antlitz. „Die Gute!" Sie breitete die Arme aus und hieß ihn herzlich willkommen. Dann führte ſie ihn an den Schreibtiſch und zeigte ihm den Brief.

„Darauf habe ich Anſpruch." Geyer ſtreckte die Hand danach aus.

„Erſt muß ich ihn fertig ſchreiben."

„So, wie er iſt, ſoll er aufgehoben werden."

Geyer ergriff ihre Hand und zog ſie behutſam an ſeine Bruſt. Betty lehnte den Kopf an ſeine Schulter und ſenkte die Lider wie traumverloren. So ſtanden ſie innig umſchlungen, bis draußen Schritte hörbar wurden. Da drückte er ſchnell den Kuß auf ihre Lippen, nach dem er ſich viele Jahre geſehnt hatte . . .

Im Burgkeller traf Geyer der Verabredung gemäß Hildebrandt. Sie aßen gemeinſam Mittag. Und Geyer erzählte von ſeiner Braut.

Hildebrandt war ſehr enttäuſcht. Frau Hartmann hatte ihn zwar freundlich empfangen, von ihrer Tochter jedoch nichts erwähnt. Als er ſich nach ihr erkundigte, gab ſie zur Antwort, daß Gudrun immer noch größter Schonung bedürfe. Geſehen hatte Hildebrandt ſie nicht.

Einige Tage ſpäter kehrte auch der Hofrat heim. Mit Jubel wurde er von den Studenten empfangen. Er dankte ihnen mit warmen Worten. Noch mehr aber war er über die Begrüßung der beiden erfreut, die ſich gefunden hatten, während er in der Verbannung war.

„Herr Geyer," ſagte er, „ich muß meiner Lieblingstochter, der Philoſophie, entſagen und darf nur noch Mathematik leſen. Sie müſſen mein philoſophiſches Erbe antreten und die Arbeit vollenden, die ich angefangen habe."

25.

Es war Spätherbſt geworden. In den Gärten blühten die Aſtern, und von den Feldern wurden die letzten Früchte eingeheimſt. Kühe und Rinder brüllten in den kahlen Saalewieſen hungrig nach Futter, und im „Paradies“ wirbelte der Nordwind die welken Blätter durcheinander.

Vor der Frieſſchen Villa hielt eine Droſchke. Der Kutſcher auf dem Bock rieb ſich die verklammten Hände warm und warf ungeduldige Blicke durch die Fenſter und nach der Haustür, während die Pferde den hartgefrorenen Boden ſcharrten.

Endlich wurde die Haustür geöffnet, und der Hofrat erſchien auf der Schwelle, am Arm die Tochter. Geyer folgte.

Als ſie die Droſchke erreicht hatten, fiel Betty dem Vater um den Hals und küßte ihn. Auch Geyer verabſchiedete ſich; lange hielt der Hofrat ſeine Hand umklammert; dann wandte er ſich bewegt ab, und der Wagen rollte von dannen.

„Wie ruhig es in den Gaſſen iſt!“

Betty antwortete nicht. Sie war mit ſich und dem Vater beſchäftigt und lugte nur hin und wieder durch das Fenſter in die öden Gaſſen.

„Karl,“ rief ſie dann plötzlich, „nur für einen Augenblick.“ Sie zeigte auf Gudruns Wohnung.

Lächelnd pochte Geyer ans Fenſter, und die Droſchke hielt. Betty eilte die Treppe hinauf; kaum konnte Geyer ſo ſchnell folgen.

Gudrun reichte Betty einen Strauß Herbſtblumen. „Ich wußte, daß du noch einmal vorſprechen würdeſt.“ Sie umarmte die Freundin. „Auf Wiederſehen, Betty! Gott geleite euch!“

Betty ſaß weinend in der Wagenecke. Geyer nahm ihre Hand. „Warum biſt du denn ſo traurig, Betty?“

„Mir wird bange. Zwar iſt es dumm von mir, nicht wahr? Als ich jedoch ſoeben den Fuchsturm ſah, dachte ich: Wann wirſt du ihn wiederſehen? Und wie wird dir zumute ſein, wenn er wieder vor dir auftaucht? Aber es iſt albern, nicht wahr?“ Sie trocknete die Tränen und verſuchte zu lächeln. „Es iſt ſchon wieder vorüber.“

In Rothenſtein wimmelte es von Studenten. Auf den Strohdächern der niedrigen Häuſer hockten ſie und auf Leiterwagen, auf den Zäunen, auf dem Schlagbaum, und vor der Schenke hatten ſie ſich um die Fah-

nen der Burſchenſchaft, der Sachſen, Thüringer und Franken geſchart.

Geyer ſtieg aus und erkundigte ſich bei ihrem Führer, ob ſie noch weiterziehen wollten.

„Nach Kahla. Wir kehren nicht eher zurück, bis uns das Singen auf den Straßen wieder geſtattet wird und die Soldaten Jena geräumt haben.“ Er ſchwang ſich auf den Tiſch und ſchrie: „Silentium!“

Von allen Seiten kamen ſie herbei und umringten den Redner: Burſchenſchafter, Korpsſtudenten und Finken. Die ganze Gaſſe hatten ſie verſperrt, und im angrenzenden Garten ſtand die Menge Kopf an Kopf.

„Kommilitonen! Die Ereigniſſe der letzten Tage haben es verhindert, einem der Beſten unter uns das Komitat zu geben. Ihr alle wißt, was der Kommilitone Geyer der Studentenſchaft geweſen iſt. Er hat uns um unſere Fahnen verſammelt, als unſere Ehre von nichtswürdigen Verleumdern angetaſtet wurde. Er hat ſtets den Mut gehabt, mit Wort und Tat für Ehre, Freiheit und Recht einzutreten. Wir wünſchen ihm, daß ihm die Kommilitonen in Berlin das Vertrauen entgegenbringen, das er verdient. Kommilitonen, ich fordere euch auf, auf das Wohl unſeres verehrten Freundes und ſeiner Gattin einen donnernden Salamander zu reiben.“

Der Salamander donnerte zwar nicht, da nur wenige

Tiſche vorhanden waren. Deſto wuchtiger aber erſcholl das Abſchiedslied.

Als ſie die letzte Strophe anſtimmten:

„Da kam ich, ach, an Liebchens Haus,
O Kind, ſchau' noch einmal heraus,
Heraus mit deinen Äuglein klar,
Mit deinem dunklen Lockenhaar",

umringten ſie begeiſtert den Wagen, ſoweit es im Gedränge möglich war. Dann tranken ſie Betty zu, und ihr Führer rief: „Silentium für Geyer!"

Die Mützen flogen von den Köpfen, und Geyer ſang:

„Im nächſten Dorfe kehret ein!
Trinkt noch mit mir von einem Wein.
Nun denn, ihr Brüder, ſei's, weil's muß:
Das letzte Glas, der letzte Kuß!"

Er trank aus. Die Kommilitonen hoben ihn auf die Schultern und trugen ihn unter lauten Vivatrufen zu ſeiner Gattin zurück, und die Schläger ſenkten ſich zum Abſchiedsgruß.

Geyer ſaß nachdenklich neben ſeiner Betty. Er erkannte die Bedeutung des Augenblicks. „Sieh, Betty, ſie haben mich aus ihrer Mitte zu dir getragen. Nun beginnt für mich ein neuer Lebensabſchnitt."

Sie blieben noch einige Tage bei Bettys Onkel in

Orlamünde. Dann traten ſie die Reiſe nach Berlin an . . .

Mit größter Spannung ging Geyer als Dozent in die erſte Vorleſung. Es hatten ſich nur wenige Hörer eingefunden. Aber ſie kamen regelmäßig, auch zu den philoſophiſchen Abenden, die Geyer nach dem Vorbilde ſeines Schwiegervaters einrichtete, und an denen ſich auch Betty beteiligte. Sie freute ſich über den Eifer der Studenten ſowie über jeden neuen Hörer, der ſich einfand. Einige unter ihnen ſchloſſen ſich dem jungen Gelehrten näher an und verkehrten ſchließlich wie Freunde in der Familie. Auch Kollegen fanden den neuen Dozenten und ſeine Gattin anregend und gingen bei ihm ein und aus.

An den freien Winterabenden vertieften ſich Geyer und Betty in philoſophiſche Schriften, ſie machten Ausflüge und beſuchten Vorträge und Konzerte. So floſſen die Wochen in ungetrübtem Glück ſchnell dahin, und Betty fühlte ſich in der Fremde bald heimiſch und vergaß vorübergehend ſogar ihr liebes Jena.

Dann aber kamen Zeiten, die Unruhen unter die Studenten brachten. Und die Unruhe ſchlug ihre Wellen bis hinauf in das friedliche Heim des jungen Gelehrten. Ein Hörer nach dem andern blieb aus, man wußte nicht, weshalb. Bald hier, bald da wurde ein Student verhaftet, ſelbſt einige Dozenten. Andere mach-

ten ſich bei Nacht und Nebel aus dem Staube. Wieder andere hielten ſich bei Freunden verborgen, und manch einer warf einen ängſtlichen Blick in die Vergangenheit und verbrannte heimlich ein Band, ein Album und Briefe, die als Zeugen jener Zeit hätten verwertet werden können, da er Mitglied einer verbotenen Verbindung geweſen war . . .

Als Geyer eines Tages aus der Vorleſung heimkehrte, fand er einen Zettel an ſeine Tür geheftet, darauf ſtand geſchrieben: „Ein guter Freund rät Dir, ſofort zu fliehen. Sie wollen Dich verhaften."

Geyer nahm den Zettel und ſtudierte die Schriftzüge. Zu einem Ergebnis kam er jedoch nicht.

Schweigend reichte er die Warnung ſeiner Frau. Die lächelte. „Einen ſolch gefährlichen Gatten werde ich wohl nicht haben."

Er ſtand regungslos mit geſenktem Haupt vor ihr wie ein armer Sünder. Das Gefühl der Schuld laſtete ſchwer auf ihm.

„Karl, was iſt dir denn? — Laß dich doch nicht gleich ins Bockshorn jagen. Ein dummer Bubenſtreich wird es ſein, weiter nichts."

Er hob den Kopf zu ihr empor und ſah ſie aus verſchleierten Augen ſchuldbewußt an.

„Mein Gott, Karl, was haſt du denn?" Der Argwohn fing an, an ihrer Seele zu nagen.

„Ein Geheimnis, Betty, vor dir ein Geheimnis."

Betty ſchwieg betroffen und ſah ihm ins Antlitz, das bleich war und ſtarr.

„Betty — — — ich war Mitglied eines Geheimbundes."

Betty erfaßte ſogleich die Tragweite ſeines Bekenntniſſes, ſie fühlte, wie ihr der Schreck in die Glieder fuhr und ſie kaum eines Wortes mächtig war. Es war nicht einmal im erſten Augenblick die Gefahr, die ſie erzittern ließ, ſondern vor allen Dingen der Gedanke, daß Karl vor ihr ein Geheimnis bewahre. Da kroch ſie ein Grauen an vor dem Mann, den ſie liebte, den ſie von jeher für einen Beſonderen gehalten hatte, neben dem die andern zu einem Nichts zuſammenſchrumpften. Wie war es nur möglich geweſen, daß er ſie ſo lange hatte täuſchen können? Wie geſchickt er das Geheimnis gehütet hatte! Sie fühlte, wie etwas in ihrem Innern zerbrach, das niemals wieder zuſammengefügt werden konnte, und fragte mit dem Ausdruck tiefſter Bekümmernis: „Und das ſagſt du mir heute erſt?"

„Ich durfte es dir nicht verraten, darf auch heute nicht mehr . . ."

„Mein Gott — und mit dem Geheimnis im Herzen haſt du mir die Hand zum Bunde fürs Leben gereicht? Wie furchtbar das iſt!"

Geyer ergriff gequält ihre Rechte.

Da trat ſie entſetzt einen Schritt zurück.

„Betty — — — Betty, kannſt du mir verzeihen?“

Betty fing plötzlich heftig an zu weinen. Geyer ſtand ratlos neben ihr und verſuchte vergeblich, ſie zu tröſten . . .

Endlich hob ſie die verweinten Augen langſam zu ihm empor und ſah ihn durch eine Flut von Tränen lange an . . .

„Karl, warum haſt du mir das angetan? — Ich kann es noch nicht faſſen. Mir iſt, als öffne ſich in dieſem Augenblick eine tiefe Kluft zwiſchen uns . . .“

Die Klingel fuhr ſchrill durch das Haus. Betty ſprang erſchrocken auf. „Karl?“ — . . .

Zwei Herren wünſchten, den Herrn Doktor zu ſprechen.

„Betty — vielleicht werden wir auf längere Zeit voneinander getrennt. Soll ich ſo von dir gehen?“

Sie zog ihn an ihre Bruſt und umarmte ihn leidenſchaftlich — — —

Noch einmal umſchlang er ſie. Dann reckte er ſich zu ſeiner vollen Größe empor und ſchritt erhobenen Hauptes ins benachbarte Zimmer.

Die beiden legitimierten ſich als Geheimkommiſſare und erſuchten Geyer höflich, ihnen in den Wagen zu folgen, der unten hielt.

Geyer ſtieg ein. Betty ſtand regungslos am Fenſter

und ſtarrte aus großen, verängſtigten Augen auf die Droſchke, die in ſcharfem Trabe um die nächſte Ecke bog.

* *
*

Betty, nach Wochen banger Qual wird es mir endlich erlaubt, mich wenigſtens ſchriftlich an Dich zu wenden. Von Tag zu Tag habe ich auf ein Lebenszeichen von Dir gewartet. Aber nichts iſt mir ausgehändigt worden, keine dürftige Zeile, nicht ein einziges Wort in all den Stunden des Jammers. Und doch hatte ich viel mehr erhofft, Dich ſelbſt. Wie ich mich nach Dir geſehnt habe Tag und Nacht, abends, wenn ich mich auf das harte Lager warf, morgens, wenn ich nach einer ſchlafloſen Nacht müde dem neuen Tag entgegenſah! In bangen Nächten ſah ich Dich im Traume, wie Du an meine Zelle kamſt mit verweinten Augen und verhärmten Wangen, wie Du durch Tränen mich anlächelteſt und hoffend von mir Abſchied nahmſt. Ich glaubte, Deine tröſtende Stimme zu hören draußen vor der verſchloſſenen Pforte, und wenn dann mein Herz zum Zerſpringen pochte und ſie ſich endlich auftat, ſo war es wieder der Wächter allein. Niemals ſollte das Traumbild zur Wirklichkeit werden. Und ich harrte von neuem.

Nun wird meine Hoffnung, Dich bald wiederzuſehen, mit jedem Tage geringer, da ſie mich nach Köpe-

nick gebracht haben, was für meine Lage keinen Fortschritt bedeutet. Freilich, in der Hausvogtei, wo die gefährlichsten Verbrecher meine nächsten Nachbarn waren und ich mich nach Luft und Licht sehnte wie der Verschmachtende nach Wasser, dachte ich: Schlimmer kann es nicht kommen. Hier habe ich Licht und Luft. Meine Lage aber ist unerträglich geworden. Wenn einem Verbrecher das Urteil verkündet wird und er die lange Kerkerstrafe antritt, so mag ihm eigenartig zumute sein. Und doch, was ist das alles gegen die Strafe, die mich hier trifft, gegen die Zweifel, die mich quälen! Tag für Tag werde ich in peinlichster Weise verhört. Ich soll die Namen der Bundesbrüder verraten, dann will man gnädig mit mir sein. Was diese Menschen doch für eine seltsame Auffassung vom Ehrenwort haben! Sie wollen mich zum Verräter machen. Als ob das überhaupt möglich wäre! Damit würde ich mein Selbst verleugnen. Und man quält und quält, und ich harre und harre — auf das Urteil.

Gestern fragte mich der Vorsitzende der Untersuchungskommission, was mich veranlaßt habe, dem Jünglingsbunde beizutreten. Ich habe die Frage nicht beantwortet. Ich habe sie mir wiederholt selbst gestellt. Doch war es mir nicht mehr möglich, mich in die Lage hineinzuversetzen, aus der heraus ich zu jenem Schritt veranlaßt wurde, geleitet von jener dunklen Macht,

die oft die Menschen zwingt, gegen ihre Neigung, ja gegen ihr Wollen dies zu tun und jenes zu unterlassen. Warum Sprewitz gerade in jenen unglücklichen Tagen zu mir kommen mußte, da ich unzufrieden war mit mir und der ganzen Welt! Ich entsinne mich noch, daß es nur ein Augenblick war, der die verhängnisvolle Entscheidung brachte. Und wie habe ich für diesen Augenblick büßen müssen! Und all die andern, die ich mit ins Unglück gestürzt habe, deren Schicksal mit dem meinen verkettet ist! Ich sehe Deinen stummen, vorwurfsvollen Blick, und das Gefühl der Schuld will mir schier das Herz erdrücken. Alles, was Dein war, hast Du mir geopfert und nur für mich gelebt. Meine Freuden waren Deine Freuden, und meine Sorgen quälten Dich mehr als mich. Nun hat uns das Schicksal auseinandergerissen, und ich blicke aus trostloser Einsamkeit auf die Trümmer unseres Glückes zurück. Und immer wieder kommt die bange Frage, ob wir dereinst da wohl wieder anfangen können, wo wir vor Wochen aufhören mußten, ob sich nicht etwas zwischen uns drängt, das unüberwindbar sein wird. Unsere Liebe war noch so wenig gefestigt. Daß wir gerade jetzt, wo sie ins Wachsen gekommen, getrennt werden mußten! Und wie lange wird die Trennung noch währen?

Von allen Seiten stürzen sich die quälenden Gedanken auf meine gehetzte Seele. Und das Bild meines

armen Vaters verfolgt mich wie ein Schatten. Ich weiß es, wie ſehr er leidet um Dich, um mich, und ſehe ihn kopfſchüttelnd vor mir, das treue Auge fragend auf mich gerichtet. Wenn doch nur eine Zeile aus ſeiner Feder in meine Einſamkeit käme! Ich habe nie geahnt, welch einen furchtbaren Einfluß dauernde Einſamkeit ſelbſt auf ſtarke Seelen auszuüben vermag, wenn die Gedanken ſich wie im Kreiſe bewegen und man die Kräfte erſchlaffen fühlt, die das bannen könnten, was einen nicht zur Ruhe kommen läßt. Und dann ſehe ich Dich wieder vor mir, wie Du Dich gegen das Entſetzliche aufbäumſt, das ich über Dich gebracht habe. Betty, ſei ſtark! Zeig', daß Du auch ſolchen Stunden gewachſen biſt. Und ſei gewiß, daß wieder beſſere Zeiten kommen werden. Geh mutig der ſchweren Stunde entgegen, in der Du meine Anweſenheit am meiſten entbehren wirſt! Grüß' ſie alle recht herzlich von mir, den Vater und Gudrun! Dein Karl.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Betty, es war faſt zuviel des Guten auf einmal, nachdem meine Seele ſo lange gehungert hatte. Ich erhielt ſie alle zu gleicher Zeit, die Briefe, die zu ganz verſchiedenen Zeiten und aus ganz verſchiedenen Stimmungen heraus geſchrieben waren. Als ich Deine beiden erſten Briefe geleſen hatte, kam der Wächter und nahm mir das Licht weg. Ich beſchwor Himmel und

Erde, ich bot ihm meine ganze Barschaft an: der Mensch blieb unbarmherzig und sagte, das verlange seine Instruktion. Kannst Du Dir das vorstellen? Betty, kannst Du Dir vorstellen, wie ich die Stunden zählte, und mit welcher Sehnsucht ich den nächsten Tag erwartete?

Du hast eine schwere Last von meinem Herzen genommen, indem Du mir schreibst, daß Du Dich ins Unvermeidliche gefunden hast. Auch dafür danke ich Dir, daß Du die Menschen nicht nach den Folgen ihrer Handlungen beurteilst, sondern nach den Motiven. Und die hast Du verziehen. Darin übertriffst Du meinen Vater, aus dessen Briefen wilder Schmerz auflodert und versteckte Vorwürfe, die mich mehr martern als selbst die Strafe. Mein Vater kann es immer noch nicht fassen und wird niemals darüber hinwegkommen, daß sein Einziger als Demagoge sich in Untersuchungshaft befindet. Die Tatsache ist für ihn so ungeheuerlich und unfaßbar, daß es ihm unmöglich wird, meiner Lage gerecht zu werden. Betty, besuch' meinen Vater und versuch' es, ihn versöhnlich zu stimmen und die Mutter zu trösten. Sag' ihnen, daß viele andere Eltern sich in ähnlicher Lage befinden. Ich sah vom Fenster aus Hildebrandt, der im Hofraum spazierengeführt wurde. Wie der arme Mensch aussieht! Der Sprung war für ihn zu groß. Er hoffte, die schöne Gudrun in seine Arme schließen zu dürfen, und wird statt dessen als

Landesverräter von einem Verhör ins andere geſchleppt. Ich kann ſeinen Schmerz nachfühlen.

Daß Gudrun ſich Deiner ſo liebreich annimmt, erfüllt mich mit großer Freude. Sie bewährt ſich auch in der Not als Freundin, das werde ich ihr niemals vergeſſen. — Über mein jetziges Leben kann ich Dir nur wenig mitteilen, da es ſich in ganz engen Bahnen abſpielt. Immer noch werde ich verhört, obſchon ich das Wenige, was ich zu berichten habe, bereits einige dutzendmal geſagt habe. Ich fürchte, daß das Urteil noch ſehr lange auf ſich warten laſſen wird. Doch kann ich Dir darüber nichts Genaueres mitteilen, da ich außer dem Schließer keine Menſchenſeele finde, mit der ich auch nur wenige Worte wechſeln könnte. Doch kann ich Dir zu Deinem Troſte mitteilen, daß ich mich ſelbſt an das Warten und die Zweifel gewöhnt habe. Der Menſch vermag erſtaunlich viel, wenn ihn die Verhältniſſe dazu zwingen. — Schreib mir recht bald wieder, auch darüber, was Du bei meinem Vater ausgerichtet haſt. Dein Karl.

— — — — — — — — — — — — — — —

Betty, was Du bei meinem Vater erreicht haſt, ſagt mir ein Brief aus ſeiner Feder. Hab' vielen Dank dafür! Du haſt eine Zentnerlaſt von meinem Herzen genommen, da Vaters Zeilen wieder Ruhe und Verſöhnung atmen. Auch die Mutter hat einige Zeilen beigefügt. Wie

ſchrecklich es doch iſt, wenn man Menſchen wehe tun muß, die einem von Kindheit an nur Gutes erwieſen, und die mit allen Schwächen ihres verwöhnten Stammhalters ſtets die größte Geduld gehabt haben, wenn man aufſtehen und ſich zu Bett legen muß mit dem Gedanken, daß dieſe Wohltäter nur mit Gram und Sorge an den denken, auf den ſie ihre ganze Hoffnung geſetzt hatten. Selbſt die kleinſten Freuden, die mir hin und wieder beſchieden waren, wurden mir vergällt durch den Gedanken, wie die ſchönſten Landſchaftsbilder getrübt werden durch eine kleine Wunde, die bei jedem Schritt ſchmerzt. Wie wohltuend aber nach alledem die Verſöhnung! — Nun biſt Du fern von mir und haſt doch nicht Abſchied nehmen können. Wenn ich von der Notwendigkeit Deiner Überſiedelung nach Jena auch überzeugt bin, ich Dir ſogar dazu geraten habe, ſo wird doch einige Zeit vergehen, bis ſich meine Gedanken an die Ferne gewöhnt haben. Bislang ſah ich Dich ſtets in unſerm Heim, in dem Neſt, das wir gemeinſam gebaut hatten, und wußte Dich zu jeder Tages- und Nachtzeit zu finden, wenn ich mich einſam fühlte. Jetzt iſt das anders, wenn ich auch mit den Räumen Deines Vaterhauſes genau vertraut bin. Aber es iſt gut, daß Du nun wieder in der Heimat weilſt unter trauten Bekannten, die Dir in dieſen ernſten Zeiten über einſame Stunden hinweghelfen. Ich

leſe es zwiſchen den Zeilen, daß Dir die heimatliche Erde Kraft gibt, der ſchweren Stunde mit Zuverſicht entgegenzuſehen. Mein Schickſal hat auch eine weſentliche Wendung erfahren. Denk' Dir, ich darf jetzt Bücher leſen. Kannſt Du ermeſſen, was das bedeutet? Von Woche zu Woche hab' ich darauf gewartet. Jetzt iſt meine Hoffnung erfüllt. Ich habe mir gleich vom Buchhändler Jacobis Werke kommen laſſen und leſe vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, und Jacobi hat mich ſchon halbwegs zum Gefühlsphiloſophen bekehrt. Wie wäre unſer Daſein doch arm ohne unſer Gefühlsleben! Wo der Verſtand verſagt und das Leben verneint, da wirken die Gefühle wie rettende Engel.

Freilich, wir dürfen ihnen nicht blindlings folgen. Dann ergeht es uns wie dem guten, lieben Caritius, deſſen Schickſal mir ſehr zu Herzen geht. Er iſt nach Monaten ſchlimmſter Entbehrung bei Arta gefallen, und erſt jetzt merke ich, was ich an ihm verloren habe: den einzigen Freund, der mir von allen geblieben, wenn ſich die Freundſchaft auch in ſehr einſeitiger Weiſe äußerte. Was hätte aus Caritius mit ſeinen reichen Gaben werden können, wenn er es verſtanden hätte, ſein Schickſal in die Hand zu nehmen, wenn ich es verſtanden hätte, ſeine Schritte in die rechten Bahnen zu lenken. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich mich nicht mehr um ihn bemüht habe, obſchon er es mir damals

in Heidelberg ſchwer, ja faſt unmöglich machte. Aber ich hoffte, er würde eines Tages wiederkommen, denn er war ein treuer Menſch. Nur vermochte er mir in meiner Mauſerung nicht zu folgen. Er hielt mich für unzuverläſſig und wankelmütig, als ich zur Burſchenſchaft überging. Da hätte ich mehr Geduld mit ihm haben ſollen. Nun iſt es zu ſpät. Wie ich höre, ſoll ſeine Mutter in dürftigen Verhältniſſen leben, da ſie für den Sohn den letzten Groſchen hergegeben hat in der Hoffnung, in ihrem Alter eine Stütze an ihm zu finden. Ich bitte Dich, hilf ihr in irgendeiner Weiſe, wie, das kann ich Dir nicht ſagen. Auf jeden Fall müßte es ſehr diskret geſchehen. Überleg' den Fall mit meiner Mutter, die ja in den nächſten Tagen zu Dir überſiedeln wird. Frau Caritius hat, um gegen die bitterſte Not geſchützt zu ſein, in Weimar ein kleines Weißwarengeſchäft aufgetan. Vielleicht findet ſich da Gelegenheit, ſie ſo zu unterſtützen, daß ſie Deine Hilfe nicht als Almoſen empfindet. — Meine Zukunft liegt immer noch wie ein dichter Nebel vor mir. Die Vernehmungen ſind jetzt zu Ende. Doch werden ſich die Verhandlungen noch ſehr in die Länge ziehen, da das Urteil vom Königl. Preußiſchen Ober-Landesgericht in Breslau gefällt wird, und zwar erſt dann, wenn alle Angeſchuldigten verhört worden ſind. Ich hoffe, daß man glimpflich mit mir verfahren wird, da ich mein

Verhältnis zum Bunde zeitig gelöst habe. Doch werde ich wohl nicht ganz ohne Strafe ausgehen. Betty, leb' wohl! Es tut mir weh, daß ich Dir keine günstigeren Nachrichten senden kann. Grüß' mir das liebe Jena!

Dein Karl.

— — — — — — — — — — — — — — —

Betty! Vier Wochen wurde unser Kind gestern alt, und ich erfahre heute erst von seinem Dasein. Ist das nicht entsetzlich? Als ich vor einigen Stunden Deinen ersten Brief las, stieg eine unbeschreibliche Freude in mir auf. Dann aber wurde ich vom Schmerz übermannt, als mir zum Bewußtsein kam, wie lange Ihr beide schon zusammen lebt, ohne daß der Vater davon wußte. Betty, kannst Du es begreifen, wenn ich Dir mitteile, daß die Gefühle der höchsten Freude verdrängt wurden durch einen Haß gegen das Schicksal, das mich in eine solche Lage brachte? Was mußt Du alles ausgestanden haben! Und ich wußte nichts davon. Wußte auch nichts von den Freuden, die Dir neben dem Schmerz erblühten. O Betty, wenn ich jetzt nach Jena eilen und Euch in meine Arme schließen dürfte! Was hätte ich Dir alles zu sagen! Ich muß das Kind sehen, und doch weiß ich keinen Weg. Seit Stunden quäle ich mich damit ab, eine Vorstellung von unserm Kinde zu bekommen, und doch will es mir nicht gelingen. Du schreibst, es habe von mir Augen und Stirne und von Dir Nase

und Mund. Ich kann mir das nicht vorstellen. Es fehlte mir überhaupt jegliche Vorstellung von einem Kinde des Alters, bis ich den Schließer bat, mir seine Tochter zu zeigen, die einige Wochen älter ist, und ich enttäuscht in meine Zelle zurückkehrte. Nein, Betty, so kann unser Kind nicht aussehen. Beschreib mir sein Äußeres noch einmal ganz genau, damit ich mir ein anderes Bild einpräge. Denn es rinnt noch manche Stunde in das Meer der Ewigkeit, bevor ich es von Angesicht zu Angesicht sehe. Betty — sei stark! Als ich heute früh in Kolberg ankam, schritt der Kommandant in meine Zelle und verkündete mir das Urteil . . .

Wenn ich einst heimkehre, wird mein Bube „Vater" zu mir sagen können . . .

Der Kommandant war freundlich zu mir und versprach, meine Lage zu erleichtern, soviel es in seinen Kräften stehe. Er ist ein guter Mensch . . .

Aber zwei Jahre ist eine lange Zeit. Zwei Jahre wird das Kind ohne Vater, die Mutter ohne den Gatten sein.

Betty, ich höre das Meer brausen und die Möwen schreien.

Wie oft werde ich es noch hören, bis ich Euch wiedersehe!

Euer Karl.

Ende.

Von Hans Bongardt erschien im gleichen Verlage:

Der Finkenbauer

Roman

Geheftet M. 7.—, gebunden M. 15.50.

An den Niederrhein führt uns der Dichter, in stille Bauerndörfer und in die idyllische Zeit in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Das Werk ist kulturhistorisch von besonderem Interesse. Das ländliche Leben zur Zeit der großen Auswanderung, als sich allmählich die Umstellung unseres Daseins vom Agrar- zum Industriestaat vorbereitete, ist wohl selten fesselnder dargestellt worden. (Zittauer Morgenzeitung.)

Der Held des Buches ist Pitt, der Finkenbauer, ein stolzer, aufrechter, rheinischer Bauer. Den Hintergrund der fesselnden Schilderung bildet die Zeit des Überganges Deutschlands vom Agrar- zum Industriestaat, als die Segelschiffe und Kähne — die der Finkenbauer mit seinen 33 Pferden, seinem Stolz, rheinaufwärts über die Stromschnelle schleppte — durch die Dampfkraft verdrängt wurden. Das damalige ländliche Leben am Niederrhein, da die wenig lohnende Bauernarbeit zurücktreten mußte, und die Frächterarbeit stromaufwärts den Haupterwerb bildete, wird uns lebendig geschildert. Der Vater seiner Erwählten droht dem Finkenbauer ihn durch Einführung des Dampfschiffes um seinen Haupterwerb zu bringen. Den Höhepunkt der Darstellung bildet die große Überschwemmung, die den Finkenhof spurlos verschwinden macht und die nur der Finkenbauer wie durch ein Wunder überlebt. (Deutsche Landheimat.)

Liebe eines wohlhabenden Bauern am Unterrhein und einer Kapitänstochter, die durch alle persönlichen und Vermögensnöte durchgeführt wird und sich trotz mancher Schwankungen treu bleibt. Das Liebespaar ist in seiner seelischen Verschiedenheit lebhaft und natürlich und auch die Nebenpersonen, die Bauern, die Knechte und Kinder, nicht weniger die Natur am Rhein mit Schiffahrt und Überschwemmung lebenswahr geschildert. Eine Erzählung, die mit steigendem Interesse bis zu Ende gelesen wird. (Volksbildung.)

Der Wert dieses Romans liegt in geschichtem Nachempfinden tiefer seelischer Empfindungen, in trefflicher Zeichnung der Charaktere und bildhafter Darstellung der Vorgänge. Mit kurzen, scharfen Strichen zeichnet der Verfasser ein Gemälde, das eindringlich zum Leser spricht. Also — alles in allem ein gutes, empfehlenswertes Buch. (Süddeutsche Literaturschau.)

Der Roman hat interessante psychologische Entwicklungen, klare und einfache Sprache, liebevolle Kenntnis und Schilderung von Land und Leuten und ist ein sehr unterhaltsames Buch. (Mühlheimer Zeitung.)

Das Buch ist eine sehr erfreuliche und unterhaltende Arbeit, die hübsche, szenische Bilder bietet, treffende Charakteristiken der handelnden Personen, der knorrigen niederrheinischen Bauern und Schiffer enthält und den Leser von der ersten bis zur letzten Seite fesselt. (Hildesheimer Allgemeine Zeitung.)

Bongs
Goldene Klassiker-Bibliothek
ist eine echte Hausbibliothek

Ihre Ausgaben beruhen auf wissenschaftlicher Grundlage, bieten daher durchaus zuverlässige Texte und nehmen gleichzeitig auf das Bedürfnis des gebildeten Lesers Rücksicht, indem sie in Lebensbildern, Einleitungen und Anmerkungen alles zur Kenntnis des Dichters und zum Verständnis seiner Werke Notwendige mitteilen. Sämtliche Ausgaben von Bongs Goldener Klassiker-Bibliothek sind in großer klarer Schrift gut lesbar gedruckt, in geschmackvolle Einbände gebunden und mit Porträts in Gravüre, anderen Abbildungen in Kunstdruck und Handschriftproben geschmückt. Durchlaufende Zeilen- und Verszählung, reichhaltige Register und ähnliche Hilfsmittel erhöhen die Benutzbarkeit der überaus handlichen Bände.

Einige Urteile

Berliner Tageblatt: Eine neue Klassiker-Ausgabe hat unter dem Titel „Goldene Klassiker-Bibliothek" zu erscheinen begonnen, die wegen der außerordentlichen textlichen Sorgfalt und ihrer gediegenen äußeren Ausstattung bei billigstem Preise musterhaft genannt werden kann. Die einzelnen Werke dieser neuen Bibliothek sind von den bewährtesten Philologen der Gegenwart herausgegeben und mit biographischen Einleitungen und kritischen Anmerkungen versehen.

Archidiakonus Artur Brausewetter in der „Danziger Zeitung": Die Texte sind sorgfältig redigiert, eine von den ersten Literarhistorikern geschriebene Einleitung führt in den Dichter und sein Werk ein, und reichhaltige Erläuterungen erleichtern das Verständnis. So kommt dieser Goldenen Klassiker-Bibliothek nicht nur ein literarisches, sondern zugleich ein ethisches und nationales Verdienst zu. Sie ist für das Haus ebenso wertvoll wie für den Gebrauch der Schule.

Realgymnasialdirektor Professor Dr. F. Zange, Erfurt: Ich habe angeordnet, daß diese Ausgabe in allen Klassen den Schülern in erster Linie empfohlen wird.

Schulrat Dr. H. Mosapp in den „Neuen Blättern aus Süddeutschland", Stuttgart: Die musterhaften, man darf wohl sagen unübertrefflichen und idealen Ausgaben sind würdig, sich immer mehr im deutschen Haus einzubürgern und alles Minderwertige aus dem Felde zu schlagen.

Seminaroberlehrer Josef K. Brechenmacher im „Magazin für Pädagogik", Stuttgart: Die „Goldene Klassiker-Bibliothek" ist ein Unternehmen, so gründlich, so reich, so umfassend und im einzelnen durchdacht, wie es eben nur aus deutscher Geistesarbeit erwächst. Die bei uns bisher beliebten Ausgaben Reclams, Cottas und des Bibliographischen Instituts sind damit glänzend und wohl für lange Zeit überholt.

Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek

Arndt, 4 Bände . . .	M. 68.—
Arnim, 2 Bände	34.—
Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn, 2 Bände	34.—
Bürger, 1 Band	17.—
Bürger (Kritische Ausgabe), 2 Bände	34.—
Chamisso, 1 Band. . . .	17.—
Chamisso (Vollst. Ausgabe), 2 Bände	34.—
Droste-Hülshoff, 2 Bde.	34.—
Eichendorff, 2 Bände .	34.—
Fouqué, 1 Band	17.—
Freiligrath, 2 Bände .	34.—
Gellert, 1 Band	17.—
Goethe (Ausw.), 4 Bände	68.—
Goethe (Erweiterte Auswahl), 8 Bände	136.—
Goethe (Vollst. Ausgabe), 20 Bände	—
Goethes Faust, 1 Band	—
Grabbe, 2 Bände	34.—
Grillparzer, 4 Bände .	68.—
Grillparzer (Vollständige Ausgabe), 6 Bände	102.—
Grillparzer, Gesamtregister dazu, 1 Band . .	19.—
Grimm, Sagen, 1 Band	17.—
Grimm, Märchen, 1 Band	17.—
Grün, 3 Bände	51.—
Gutzkow, 4 Bände	68.—
Gutzkow (Erweiterte Auswahl), 7 Bände	119.—
Gutzkow, Ritter vom Geiste, 3 Bände	51.—
Halm, 2 Bände	34.—
Hauff, 2 Bände.	34.—
Hebbel, 5 Bände	85.—
Hebel, 2 Bände.	34.—
Heine, 4 Bände.	68.—
Herder, 3 Bände	51.—
Herder (Erweiterte Auswahl), 6 Bände	102.—
Herwegh, 1 Band	17.—
Hoffmann, (E. T. A.), 5 Bände	85.—
Hoffmann von Fallersleben, 2 Bände . .	34.—
Hölderlin, 1 Band . M.	17.—
Homer, 2 Bände	34.—
Immermann, (Münchhausen [mit Oberhof]), 1 Bd.	17.—
Immermann, 3 Bände	51.—
Jean Paul, 3 Bände . .	51.—
Jean Paul (Erweiterte Ausgabe), 5 Bände	85.—
Kerner, 2 Bände	34.—
Kleist, 2 Bände	34.—
Körner, 1 Band	17.—
Lenau, 1 Band	17.—
Lessing, 3 Bände.	51.—
Lessings Hamburgische Dramaturgie, 1 Band	17.—
Ludwig, 2 Bände	34.—
Mörike, 2 Bände	34.—
Nestroy, 1 Band.	17.—
Nibelungenlied (Übersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext), 1 Band.	17.—
Novalis, 1 Band	17.—
Raimund, 1 Band . . .	17.—
Reuter, 4 Bände	68.—
Rückert, 3 Bände	51.—
Scheffel, 3 Bände	51.—
Scheffel, Ekkehard (Leinenausgabe)	30.—
Scheffel, Trompeter von Säkkingen (Leinenausg.) .	30.—
Schenkendorf, 1 Band	17.—
Schiller, 4 Bände	68.—
Schiller (Vollständige Ausgabe), 8 Bände	112.—
Shakespeare, 4 Bände .	68.—
Shakespeare (Vollst. kommentierte Ausgabe), 5 Bde.	85.—
Stifter, 3 Bände.	51.—
Storm, 3 Bände	51.—
Sturm und Drang, 2 Bde.	34.—
Tieck, 2 Bände	34.—
Uhland, 1 Band	17.—
Uhland, 2 Bände.	34.—
Wagner (Richard), 6 Bde.	102.—
Wieland, 3 Bände. . . .	51.—
Zschokke, 4 Bände	68.—

Steigerung der Herstellungskosten bedingt entsprechende Preiserhöhung.

Ausführliche Verzeichnisse kostenfrei durch alle Buchhandlungen.

Bongs Klassiker-Briefe

Eckermann. Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. (Vollständige Ausgabe.) Herausgegeben, mit Einleitung, ergänzendem Kommentar und Register versehen von Prof. Dr. Eduard Castle. Mit 88 Abbildungen. In zwei Leinenbänden je 35 M., in zwei Halbfranzbänden je 50 M. Text-Ausgabe in einem Leinenbd. 35 M., in einem Halblederbd. 50 M.

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Von Bettine v. Arnim. Neu herausgegeben und eingeleitet von Heinz Amelung. In Leinenband 35 M., in Halblederband 50 M.

Hebbels Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Theodor Poppe. In Leinenband 35 M., in Halblederband 50 M.

Heines Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Hugo Bieber. In Leinenband 35 M., in Halblederband 50 M.

Schiller und Goethe. Briefwechsel in den Jahren 1794 bis 1805. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Heinrich Borcherdt. Mit 20 Bilderbeilagen in Kunstdruck und zwei Handschriftenproben. 2 Bände, in Leinenbänden je 35 M., in Halblederbänden je 50 M.

Weitere Bände in Vorbereitung.

Bongs klassische Bücherei

aller Zeiten und Völker.

Auf holzfreiem Papier gedruckt.

Romantische Novellen von **Joseph von Eichendorff.** Mit einer Einleitung von Felix Lorenz. Mit Eichendorffs Bildnis in Gravüre. Titelzeichnung von Hanns Th. Hoyer.
Aus dem Leben eines Taugenichts. Das Marmorbild. Das Schloß Dürande. Die Entführung. Die Glücksritter. Viel Lärmen um nichts. In Ganzleinen 30 M., in Halbleder 40 M., in Halbpergament 50 M.

Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman von **Wolfgang v. Goethe.** Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Karl Alt. Mit Goethes Bildnis in Gravüre. Titelzeichnung von Willy Belling. In Ganzleinen 30 M., in Halbleder 40 M., in Halbpergament 50 M.

Buch der Lieder. — Neue Gedichte. Von **Heinrich Heine.** Mit einer Einleitung von Helene Herrmann. Mit Heines Bildnis in Gravüre und einer Handschriftprobe. Titelzeichnung v. Willy Belling. In Ganzleinen 30 M., in Halbleder 50 M., in Halbpergament 55 M.

Zwischen Himmel und Erde. — Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Von **Otto Ludwig.** Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Arthur Eloesser. Mit Otto Ludwigs Bildnis in Gravüre. Titelzeichnung von Hanns Th. Hoyer. In Ganzleinen 30 M., in Halbleder 40 M., in Halbpergament 50 M.

In Sturm und Sonne. Die schönsten Novellen und Gedichte von **Theodor Storm.** Herausgegeben und eingeleitet von Felix Lorenz. Mit vier Beilagen in Gravüre und Kunstdruck und einer Handschriftprobe. Mit zweifarbigem Titel von Hanns Th. Hoyer.
Inhalt: Theodor Storms Leben. — Novellen: Immensee. Auf der Universität. Beim Vetter Christian. Viola tricolor. Pole Poppenspäler. Waldwinkel. Psyche. Aquis submersus. Carsten Kurator. Hans und Heinz Kirch. Ein Bekenntnis. Der Schimmelreiter. — Gedichte. In Ganzleinen 35 M., in Halbleder 50 M., in Halbpergament 60 M.

Bongs Schön-Bücherei

Briefe der Liebe. Dokumente des Herzens aus zwei Jahrhunderten europäischer Kultur. Von Camill Hoffmann.

Rokoko. Das galante Zeitalter in Briefen, Memoiren, Tagebüchern. Von Rudolf Pechel und Felix Poppenberg.

Gold gab ich für Eisen. Deutschlands Schmach und Erhebung in zeitgenössischen Dokumenten, Briefen, Tagebüchern aus den Jahren 1806—15. Von Ernst Müsebeck.

Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit. Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente. Von Georg Hermann.

Lebensweisheit. Eine Deutung unseres Daseins in Aussprüchen führender Geister. Von Bruno Wille.

Und gib uns Frieden. Ein Buch weltlicher Andacht aus deutschen Dichtern. Von Bruno Wille.

Sterntaler u. Sonnengulden. Ein Sammelbuch deutschen Humors. Vom Mittelalter bis zur Romantik. Mit einer astronomischen Vorrede von Otto Ernst.

Garten unterm Regenbogen. Ein Sammelbuch deutschen Humors. Neuere und neuste Zeit. Mit einer wetterkundlichen Vorrede von Otto Ernst.

Vom guten Ton im Wandel der Jahrhunderte. Von Erich Sturtevant.
Viel quellenmäßiges, anschauliches, kultur- und sittengeschichtliches Material. Das Buch wird jeden, der ein Herz für Kulturgeschichte hat, aufs stärkste fesseln. Unreifen sollte es nicht in die Hände fallen.

Preis jedes Bandes eleg. kartoniert 12 M. In Leinen gebunden 30 M. In Halbleder gebunden 42 M. — 6 Leinenbände, beliebig ausgewählt, in künstlerischer Geschenkkassette 186 M.

Steigerung der Herstellungskosten bedingt entsprechende Preiserhöhung.

Weltliche Andachtsbücher

(Sammlungen von Lebensweisheiten und Kernsprüchen)

Faust-Brevier. Herausgegeben von Emil Pirchan. Mit einem Geleitwort vom Geh. Hofrat Prof. Dr. Oskar Walzel. Geheftet 7 M., Geschenkband 10 M. In Ganzleder 60 M. einschl. Luxussteuer.

Bibel-Brevier. Herausgegeben von Emil Pirchan. Mit Geleitwort von Geheimrat Prof. Dr. Rudolf Eucken. Geh. 7 M. Geschenkband 10 M. In Ganzleder 40 M. Büttenausgabe in Ganzleder, numeriert, 60 M.

Bismarck-Worte. Herausgeg. von Heinz Amelung. Mit Geleitwort von Geheimrat Prof. Dr. E. Marcks. Geh. 7 M. Geschenkband 10 M. In Ganzleder 40 M. Büttenausgabe in Ganzleder, numeriert, 60 M.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Berlin / Leipzig / Wien / Stuttgart

Romane berühmter Männer u. Frauen

Mit vielen historischen Abbildungen, Dokumenten usw.

Jeder Band geheftet Mark 6.50, gebunden in Leinenersatzstoff 14 Mark, in Leinen gebunden 20 Mark.

Steigerung der Herstellungskosten bedingt entsprechende Preiserhöhung.

Prinz Louis Ferdinand
Ein Buch von Liebe u. Vaterland
Von Alfred Semerau

Die letzte Königin von Neapel
Geschichtl. Roman von C. R. Vietor

Maria Theresia
Geschichtlicher Roman von Z. v. Kraft

Johann von Leiden
Geschichtl. Roman von H. Freimark

Die Gräfin Rosel und der Porzellanerfinder
Roman
aus der Zeit August des Starken
Von Dr. Arthur Stiehler

Liebe und Leben der Lady Hamilton
Historischer Roman
von
Heinrich Vollrat Schumacher

Lola Montez
Histor. Roman von Jos. Aug. Lux.

Lord Nelsons letzte Liebe
Histor. Roman von H. V. Schumacher.

Ein Liebesidyll Ludwigs XIV.
Louise de La Vallière
Histor. Roman von Dora Duncker

Grillparzers Liebesroman
Die Schwestern Fröhlich
Von Joseph Aug. Lux

Der Roman einer Kaiserin
Katharina II. von Rußland
Geschichtl. Roman von Eugen Zabel

Lassalle
Ein Leben f. Freiheit u. Liebe
Geschichtl. Roman von A. Schirokauer

Kaiserin Eugenie
Der Weg zum Thron
Roman von H. Vollrat Schumacher

Marquise von Pompadour
Ein Roman aus galanter Zeit
Von Dora Duncker

George Sand
Ein Buch der Leidenschaft
Histor. Roman von Dora Duncker

Marie Antoinette
Einer Königin Liebe u. Ende
Von Hans Freimark

August der Starke
Der erste deutsche König in Polen
Histor. Roman von A. Schirokauer

Napoleon III.
Ein Märchen auf dem Thron
Roman von H. Vollrat Schumacher

Ein livländisch Herz
Katharina I. von Rußland
Von Hans Freimark

Die letzte Zarin
Alexandra Feodorowna
Histor. Roman von G. v. Brockdorff

Verlag von Rich. Bong, Berlin W 57

Empfehlenswerte Romane:

Empor. Roman von Ida Boy-Ed. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Eros. Roman v. A. von Nathusius. Geh. 8.50 M., geb. 16 M., in Leinen 21 M., in Halbfranz 31 M., Luxus-Ausgabe in Halbpergament einschl. Luxussteuer 63 M.

Bechtold Hergersbergs Heirat. Roman v. E. Krickeberg Geh. 6 M., geb. 14 M.

Mutterhof. Ein Hallig-Roman von Felicitas Rose. Geh. 6.50 M., geb. 15 M., in Ganzleinen 22 M.

Das Lyzeum in Birkholz. Roman v. Felicitas Rose. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Meerkönigs Haus. Roman von Felicitas Rose. Geh. 6 M., geb 14 M.

Heideschulmeister Uwe Karsten. Roman von Felicitas Rose. Geh. 6.50 M., geb in Leineneriatzstoff 15 M., in Ganzleinen 22 M.

Drohnen. Roman von Felicitas Rose. Geh. 5 M, geb. 13 M.

Die Eils von Eichen. Roman aus einer Kleinstadt von Felicitas Rose. Geh 6 M., geb. 14 M.

Bilder aus den vier Wänden. Nov. v. Fel. Rose. Geh. 5.50 M., geb. 13.50 M.

Plauderbriefe einer Mutter. Von Felicitas Rose. Geh. 4.50 M., geb. 12 M.

Meine Schwester Edith. Roman von Sophie Hochstetter. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Ise Wernows Weg. Roman von Else Welis. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Das Kuckucksei. Roman von Hanna Brandenfels. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Durchgebrannt. Roman von Hanna Brandenfels. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Der Stallbaron Roman von Hanna Brandenfels. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Baroneß Köchin Roman von Hanna Brandenfels. Geh. 6 M., geb 14 M.

Tante Jette. Roman von Hanna Brandenfels. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Die Fee von Rabendorf. Roman v. Hanna Brandenfels. Geh. 7 M., geb. 15 M.

Ein Meteor. Roman v. Hanna Brandenfels. Geh. 5.50 M., geb 13.50 M.

Schein. Roman von Hanna Brandenfels. Geh. 5 M., geb. 13 M.

Revanche. Roman von Hanna Brandenfels. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Rose Viktoria. Roman von Hanna Brandenfels. Geh 6 M., geb. 14 M.

Der Finkenbauer. Roman von Hans Bongardt. Geh. 7 M., geb. 15.50 M.

Der Schellenträger. Roman von Fridel Köhne Geh. 7 M., geb. 14 M.

Das große Geschäft. Roman von Fridel Köhne. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Höhenflug. Ein humoristischer Roman von Theodor Wundt. Geh. 6 M., geb. 11 M.

Matterhorn. Ein Hochgebirgs-Roman von Theodor Wundt Mit 24 Original-Aufnahmen des Verfassers. Geh. 7 M., geb. 14 M.

Ich und die Berge. Ein Wanderleben von Theodor Wundt. Geh. 7 M., geb. 14 M.

Die Herren der Erde. Roman aus dem Bergmannsleben von Paul Grabein. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Eine Jugendsünde. Roman v Alfred Schirokauer. Geh. 6 M., geb. 14 M

Das hohe Ziel. Roman von Wilh. Rubiner. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Lehrer Mathiessen. Roman von Hans Hyan. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Königsliebchen. Historischer Roman von Gustav Klitscher. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Sie war d.s andern. Roman von Gust. Klitscher. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Der Börsenkönig. — Das Liebesnest. — Bildner der Jugend. Von Edw. Stilgebauer. Jeder Band geh. 6 M., geb. 14 M.

Schwert Siegfrieds wider Albions Gold. Ein vaterländischer Roman von Heinr. Vollrat Schumacher. Geh. 6 M., geb. 14 M.

Provinz-Mädel. Von Felicitas Rose. Humoristische Bibliothek. 10 Bände, geh. je 2.50 M., geb. je 3.50 M.

Die Berliner Range. Humoristische Bibliothek. 10 Bände, geh. je 2.50 M., geb. je 3.50 M.

Steigerung der Herstellungskosten bedingt Preiserhöhung

Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin / Leipzig

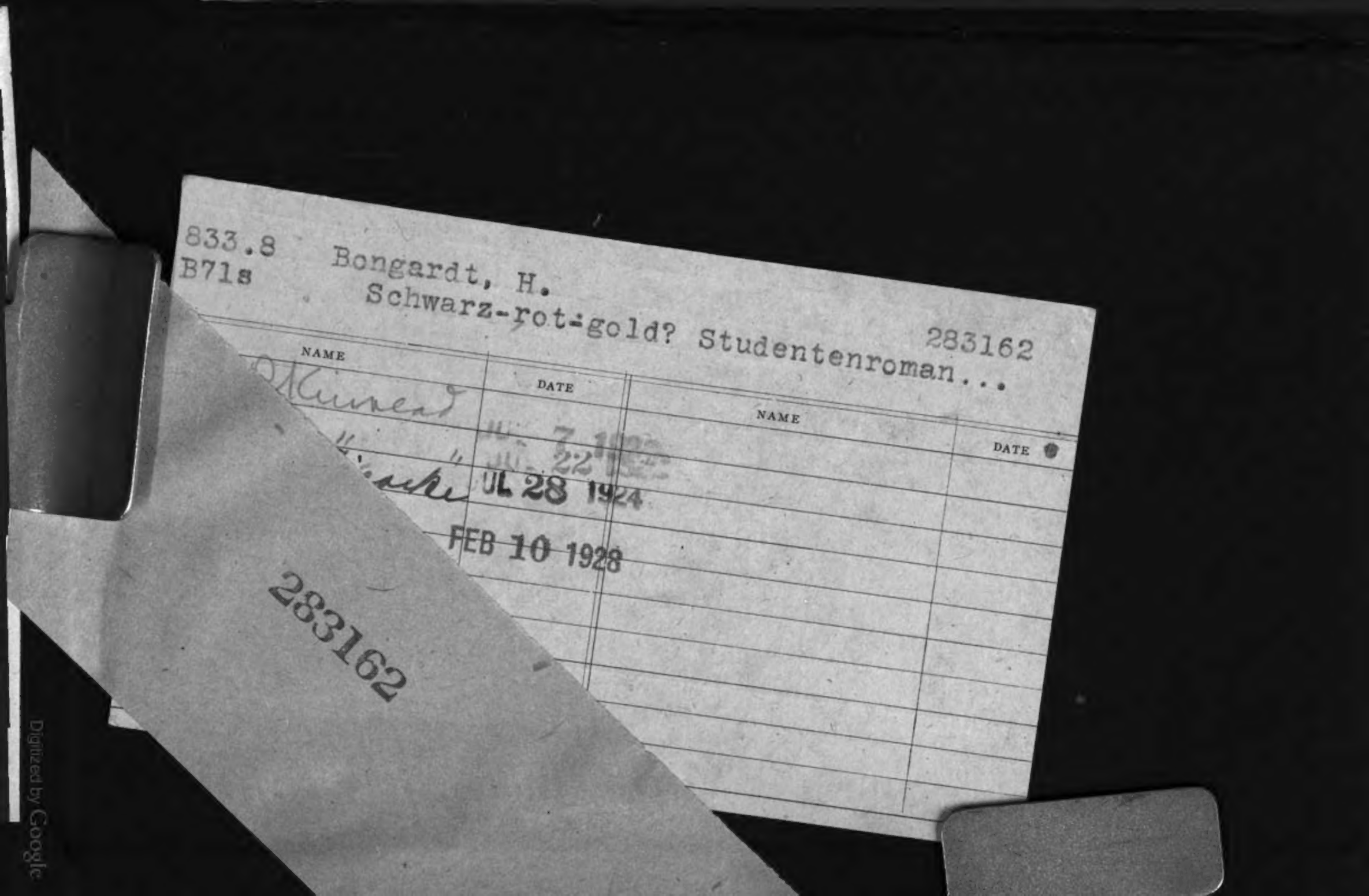
Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.

JL 23 ...

FEB 10 1923



Digitized by Google

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Berlin / Leipzig / Wien / Stuttgart

Die Befreiung der Menschheit

Freiheitsideen in Vergangenheit und Gegenwart

Unter Mitwirkung hervorragender Autoren

Pflicht eines jeden, der die gewaltige Bewegung der Gegenwart verstehen will, ist es heute: sich die Frage vorzulegen und zu prüfen, welche Ideen der Freiheit schon verwirklicht worden sind, was wir an Freiheit ererbt und was wir an Freiheit noch erringen müssen. Diese für alle Menschen wichtigste Frage wird das Werk in klarer, verständlicher Weise untersuchen, Aufschluß geben über die Freiheitsideen in Vergangenheit und Gegenwart. In dem Werke wird zum erstenmal eine Geschichte der Freiheitsideen geschrieben werden

Das Werk enthält viele hundert Illustr. und Beilagen

Aller 14 Tage ein Heft. • Vollständig in 60 Heften

für je 1.20 M. bei gleichbleibenden Herstellungskosten.

Steigerung der Herstellungskosten bedingt Preiserhöhung

„Die ersten Lieferungen führen ein in die Geschichte des Sozialismus der neuesten Zeit bis zu den letzten Vorgängen der Revolution." (Vorwärts.)

„Das Werk gibt einen Überblick über die verschiedenen Wege, welche die menschliche Freiheitssehnsucht gegangen ist, die Erlösung durch Religion, Philosophie, Wissenschaft, Kunst und Literatur und bietet eine Fülle des Wissenswerten und Interessanten. (Bremer Nachrichten.)

„Das Werk kann jedermann empfohlen werden. Es gehört in die Hände des Arbeiters, damit er sich selbst über die Fragen informieren kann, die ihn bewegen, aber auch in die Hände des Gebildeten, dessen Wissen gerade auf dem Gebiete des Sozialismus nur allzuoft sehr oberflächlich zu nennen ist. Auch uns jungen Demokraten kann das Werk sicherlich gute Dienste beim Studium der sozialen Fragen leisten." (Dortmunder Tageblatt.)

„In dem Wuste der sozialistischen Schlagwörter der Gegenwart erscheint dieses Werk als kleine Offenbarung. Mit einer ungeheuren Reichhaltigkeit an literarischem, sachlichem und künstlerischem Inhalt wird es allen jenen willkommen sein, die sich eine objektive, klare Anschauung über das Wesen und die Geschichte der verschiedenen sozialistischen Richtungen erringen wollen." (Neue Gemeinschaft, Wien.)

Wer heute in der Politik sich betätigt, wer sein Wissen bereichern will, wer im sozialen Kampf steht, wer ein klares Bild des Entstehens und Wachsens unsrer stärksten politischen sozialen Partei gewinnen will, sei nachdrücklich auf dieses zeitgemäße Unternehmen hingewiesen. Vor allem sei es auch den Hörern der sozialen Kurse der an verschiedenen Orten bestehenden Volkshochschulen und den politischen Vereinsbibliotheken empfohlen.

(Der Volksfreund, Recklinghausen.)

Digitized by Google